

ÖSTERREICH
Studienreihe

BIBLIOTHEK

**REGIONALPRESSE ÖSTERREICH-UNGARNS
UND DIE URBANE KULTUR**

Hg. von Vlado Obad

Österreich-Bibliotheken



im Ausland

Studienreihe Österreich-Bibliothek

Regionalpresse Österreich-Ungarns und die urbane Kultur

**Regionalpresse Österreich-Ungarns
und die urbane Kultur**

Vlado Obad (Hg.)

Österreich-Bibliotheken



im Ausland



ERSTE Stiftung



Redaktion und Gestaltung: Mag. Lukas Marcel Vosicky
Lektorat: Mag. Kristina Werndl

Feldmann Verlagsges.m.b.H. (Wien)
ISBN 978-3-9500702-3-1

© 2007, Feldmann Verlagsges.m.b.H in Kooperation mit dem
Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten
Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort des Herausgebers

Angesichts der zurzeit sehr modernen kulturwissenschaftlichen Ausrichtung der Germanistik scheint es angebracht, die alten deutschsprachigen Zeitungen aus Mitteleuropa einer vielfältigen Untersuchung zu unterziehen. Die fast magischen Begriffe „Multikulturalität“, „grenzüberschreitende Tendenzen“, „polyethnischer Kulturraum“ u. Ä. tauchen mit verschiedenen Akzentuierungen auf und garantieren einen beachtlichen Widerhall. Die internationalen Fachtagungen versammeln eine schier unüberschaubare Zahl an Arbeitsgruppen:

- 2003 in Gießen (BRD): *Deutschsprachige Zeitungen in Mittel- und Osteuropa*,
- 2004 in Strunjan (Slowenien): *Deutschsprachige Presse und Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa im 19. und 20. Jahrhundert*,
- 2006 in Jassy (Rumänien): *Deutschsprachige Öffentlichkeit und Presse in Mittelost- und Südosteuropa 1848-1948*,
- 2007 in Lemberg (Ukraine): *Grenzdiskurse: Kulturelle Selbstverortung und Kulturtransfer in der Tagespresse deutschsprachiger Minderheiten in Mitteleuropa*.

Hiermit sind nur die jüngsten Beispiele genannt. Bei dem imposanten Ausmaß an Forschung kann es sich unmöglich um eine bloße Modeerscheinung handeln, sondern eher um das durch die schnell voranschreitende europäische Vereinigung geweckte Interesse für die vielgestaltige deutschsprachige Zeitungslandschaft von einst, in der ein Paradigma für Lösungen von heute gesucht wird. Der Stoff selbst macht wegen seiner Komplexität eine internationale Mobilmachung und große wissenschaftliche Anstrengung erforderlich. Allein die Tatsache, dass nach 1848 in Mitteleuropa etwa 600 deutsche Tageszeitungen verzeichnet wurden und das bloße *Register der Zeitungen und Zeitschriften* der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 65 große Buchseiten beansprucht¹, weist auf die gewaltige wissenschaftliche Aufgabe, die kaum in den Griff zu bekommen ist. Glücklicherweise standen den Germanisten Historiker zur Seite. Sie haben bereits im Jahr 2006 den achten Band ihrer großen Geschichte *Die Habsburgermonarchie 1848–1918* herausgebracht und den zweiten Teilband gänzlich der Presse gewidmet (*Die Presse als Faktor der politischen Mobilmachung*).

All das wissend, muss man viel Mut aufbringen, um trotzdem ein Projekt im Bereich der deutschsprachigen Presse anzugehen. Die Mitar-

¹ *Die Habsburgermonarchie 1848–1918*, Band VIII, 2. Teil, Wien 2006, S. 2730–2795

beiter haben sich aus den Reihen der Betreuer der Österreich-Bibliotheken im Ausland formiert. Als gute Kenner der historischen Regionen der Donaumonarchie haben sie beschlossen, gerade die lokale Prägung der Zeitungen unter die Lupe zu nehmen. Wegweisend war dabei u. a. die Feststellung der Historiker, dass die Lokalisierung deutscher Zeitungen in der Provinz ein Rezept ist, die Auflagenzahl in die Höhe zu treiben². Zu dieser Erkenntnis sind geschäftige Zeitungsredakteure aber schon längst gelangt. „Die großen Wiener Blätter können ein Landorgan nicht ersetzen“, war in der *Bukowiner Rundschau* 1882 zu lesen. Es ist eine Binsenwahrheit, dass Menschen auf ihre nächste Umgebung existenziell angewiesen sind. „Das Hemd ist einem näher als der Rock“, sagt das Sprichwort. So mussten die Zeitungsherausgeber in den verstreuten Provinzen lernen, die bodenständigen Bedürfnisse ihrer Leserschaft zu befriedigen, obwohl sie selber einer anderen Sprache und Kultur angehörten. Ebenso war dies erforderlich für die politische und wirtschaftliche Berichterstattung sowie für alle Segmente des kulturellen Lebens und der Unterhaltung. Die Mitarbeiter am Projekt haben sich im Herbst 2005 darauf geeinigt, den letztgenannten Bereichen Priorität zu geben, d. h. sich auf den feuilletonistischen Teil der Blätter zu konzentrieren. Den Lebenswandel bestimmende politische Ereignisse, Reminiszenzen an nachwirkende historische Begebenheiten und aktuelle wirtschaftliche Erschütterungen sollten nur angedeutet werden. Die auf Basis journalistischer Berichterstattung zu verfassenden Beiträge sollten eine Übersicht über das breit gefächerte Kulturleben der jeweiligen Region bieten; die Ergebnisse früherer Forschung sowohl in deutscher als auch in der Landessprache sowie eigene Erkenntnisse sollten einbezogen werden.

So sind die versammelten Beiträge im wahrsten Sinne des Wortes abgerundete Darstellungen ausgewählter Kulturlandschaften (slowenische Steiermark, Baranya, Slavonien, Siebenbürgen und Bukowina), die zu aufregenden Vergleichen einladen. Da lokale Bezüge in den Mittelpunkt der Untersuchung gerückt wurden, waren Einblicke in eine kunterbunte Welt, in die kulturelle Eigenständigkeit und Besonderheit jeder einzelnen Region zu erwarten – das ist auch geschehen. Es drängte sich aber auch eine andere Wahrheit auf. Die österreichisch-ungarische Staatsgewalt beruhte bekanntlich auf einer überregionalen und transnationalen Ordnungsidee, daher ist es verständlich, dass die Opposition zu ihr ähnliche

² Gabriele Melischek/Josef Seethaler: „Von der Lokalzeitung zur Massenpresse“, in: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte*, 7. Band, Wien 2005, S. 62

Merkmale aufweist. Historiker bemerkten dies, als sie die aufkommenden Nationalismen des ausgehenden 19. Jahrhunderts untersuchten. Die vielen nationalen Bewegungen, gern auch „nationale Wiedergeburt“ genannt, sangen zwar verschiedene Hymnen und stellten sich in Reih und Gied hinter Fahnen unterschiedlichster Färbung auf, das Pathos ihres Gesanges jedoch war gleich, so wie sich auch Ziele und Kampfmethoden ähnelten. Auch im Bereich der Kultur verlief die Entwicklung nicht wesentlich anders. Man setzte sich zur Wehr gegen die damalige Globalisierung, gegen die Vereinheitlichung von Kulturmustern, die alle in Wien entworfen wurden. Man träumte von einer nationalen Individualisierung im Geistes- und Kulturleben, von einer feinfühligere Differenzierung. In der Verwirklichung dieser hohen Ziele beriefen sich alle auf die Belebung herkömmlicher folkloristischer Grundlagen, priesen die eigene Volkssprache und trugen ihren Stolz auf die merklich idealisierte und romantisierte nationale Geschichte zur Schau.

Aufgrund der dominanten Rolle Österreichs im Kulturtransfer innerhalb Mitteleuropas traten spezifische Kulturphänomene in Erscheinung, die große Gemeinsamkeiten aufwiesen. Unter allen Künsten wurde besonders die Musik geschätzt; Wien war die Musikmetropole der Welt. Die folgenden Aufsätze berichten, wie die Ungarn mit ihren Komponisten und Virtuosen und die Osijeker mit den internationalen Erfolgen ihrer Sängerninnen zu Renommee gelangten. In keinem vornehmen Czernowitzer Haus durfte ein Piano fehlen, auch anderswo wurde in Prunksälen, auf Promenaden und im Familienkreis konzertiert. Weit und breit gab es keine Stadt ohne Gesangsvereine für Kirchen- und Kammermusik; große Chöre sangen um Wanderpreise.

In allen Provinzhauptstädten der Monarchie und sogar in kleineren Garnisonstädten waren deutsche Wandertruppen anzutreffen. In jener „tristen“ Zeit ohne Kino und Fernsehen befriedigten sie die Bedürfnisse der Provinz nach Bühnenkunst. Sie statuierten den allgemeinen Kunstgeschmack. Ursprünglich waren diese Gastspiele für die deutschen Minderheiten bestimmt gewesen. Im 19. Jahrhundert aber erreichten sie immer größeren Zulauf beim einheimischen Publikum und trugen dazu bei, dass Theaterbesuche zu einem Bedürfnis und einer Gewohnheit wurden. Auf diese Weise ebneten sie der nationalen Bühnenkunst den Weg. In der Provinz waren die Theateraufführungen wohl das bedeutendste, häufig auch das einzige kulturelle Ereignis. Die Lokalblätter unterließen es daher nie, darüber zu informieren und die gelungensten Auftritte auch

genauer zu besprechen. Was im vorliegenden Band daher über Theaterdirektoren, Schauspieler, Kritiker, Repertoire und Publikum angesammelt wurde, besitzt einen bleibenden Wert, regt hoffentlich auch zu weiterer Forschung an.

Das dritte Segment einer mitteleuropäischen kulturellen Gemeinsamkeit bilden feuilletonistische Beiträge in politischen Tageszeitungen. Durch den auffallenden Doppelstrich über die ersten zwei, drei Seiten wird das schmale Band des Feuilletons von dem darüber stehenden politisch-informativen, seriösen Hauptteil getrennt. Diese „Zeitungsbeilagen“, so die wahre Bedeutung des Begriffs Feuilleton, bringen entweder essayistisch geprägte Aufsätze zum Geistes- und Kulturleben oder rein belletristische Beiträge: Gedichte, Skizzen, Kurzgeschichten sowie Erzählungen und Romane in Fortsetzungen. Im programmatischen Abschnitt der Militärzeitung *Die Reichswehr* wird das Redaktionsschema auf „verlässliche Informationen“ und „belehrende und amüsante Feuilletons“³ reduziert. Hiermit werden die literarischen Beilagen unmittelbar einem didaktischen Zweck und der Unterhaltung untergeordnet. Anderswo urteilt man noch strenger. Weil sich „über dem Strich“ Ratio ausbreitet, unterstellt man dem literarischen Abschnitt Wunschträume, die das Irrationale und Chaotische einschließen. Auf Umwegen werden so die trivialen Aspekte der damaligen Zeitungsliteratur aufgezeigt, die keineswegs zu leugnen sind. Die meisten literarischen Beiträge sind tatsächlich wertlos, einer anonymen Massenproduktion entsprungen. Die sogenannten „Original-Feuilletons“ zählen zu den wenigen Ausnahmen. Sie enthalten Aufsätze einheimischer Schriftsteller, die sich deutsch artikulieren können und denen manchmal anmutige und aufrichtig empfundene Heimatskizzen glücken. Alle Autoren dieses Bandes beschäftigen sich mit der Stellung der Literatur in der Tagespresse und nützen dabei unterschiedliche Deutungsversuche, was zu abweichenden Erklärungen führt.

Die Zielsetzungen dieses Projekts sind eng mit der Geschichte des Zeitungswesens verbunden. In jedem Lexikon ist nachzulesen, dass nach der Revolution von 1848 eine Flut an Zeitungsneugründungen folgte. Dazu kamen die Mechanisierung beim Druckvorgang, Bleisatzherstellung, presserechtliche Liberalisierung, der kommerziell orientierte Ausbau des Anzeigenteils und die sich daraus ergebende Verbilligung der Zeitungen ... Die Beweisführung ist logisch und überzeugend, doch fehlt

³ Die Reichswehr, Nr. 13, Wien 1889, Titelseite

eine Begründung soziokultureller Art. Diese findet sich beim Autorentandem Melischek/Seethaler. Sie behaupten, dass der Expansionsprozess der Tagespresse der Kronländer einherging mit der schnellen Urbanisierung und Entfaltung einer bürgerlichen Öffentlichkeit. Sie sprechen von einem grundlegenden Wandel:

Dieser als Modernisierungsprozess bezeichnete Wandel von einer traditionellen hin zu einer modernen Gesellschaft korrelierte mit einem immer komplexer werdenden sozialen Umfeld, in dem die Menschen zur Orientierung in politischen Belangen, aber auch in vielen anderen Lebensbereichen immer stärker auf Informationen „aus zweiter Hand“ angewiesen sind. Damit fiel den Massenmedien als Teil des intermediären Systems einer Gesellschaft eine entscheidende Vermittlungsfunktion zu.⁴

Unsere Recherchen haben diese Ansätze bestätigt. Ein Modernisierungsprozess hatte die Bewohner der Städte erfasst und die Lokalblätter schrieben über neue Verhaltensmuster im sich weitenden Kreis der Kulturkonsumenten. Hatte man früher in der Familie Zuflucht gesucht, beugte man sich nun den Forderungen der Gemeinschaft und trat häufig vor die Öffentlichkeit. Es gibt keinen Artikel im Buch, wo die Gründung verschiedenster Vereine, d. h. eigentlich bürgerlicher Interessengemeinschaften, keine Erwähnung findet. Mit unserer Suche folgten wir den Spuren dieser neuen urbanen Kultur. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts verfügten Städte über eine große Anziehungskraft: in ökonomischer Hinsicht, indem sie bessere Anstellungs- und Verdienstmöglichkeiten boten, politisch, weil das Bürgertum zum Machtfaktor aufgestiegen war, sowie auf allen Gebieten des kulturellen Lebens. Melischek/Seethaler erkennen in der Presse den „Indikator des Modernisierungsprozesses“. Man könnte sogar vom Generator der Modernisierung sprechen, aber wie bei allen Generalisierungen ist Vorsicht geboten. Die Regionalpresse vertrat im Allgemeinen konservative und regierungstreue Positionen. Die mährischen Zeitungen empfanden Unbehagen angesichts der Verselbstständigungsversuche der einheimischen Bevölkerung, sie schwelgten in österreichischem Patriotismus. *Die Drau* aus Osijek betrieb eine ungarfreundliche Politik noch in einer Zeit, als die Magyarisierung längst gescheitert war. Feuilletons leisteten der Literatur der Moderne erbitterten Widerstand und druckten die Texte namhafter zeitgenössischer Autoren nicht ab. Sie pflegten lieber den kleinbürgerlichen Geist und das patriarchali-

⁴ „Von der Lokalzeitung zur Massenpresse“, S. 52

sche Ethos. Die Welt ließ sich offenbar nicht von heute auf morgen auf den Kopf stellen, wenigstens in der Provinz nicht.

Das vorliegende Buch ist kein Sammelband mit Aufsätzen einer Fachtagung, wo man oft mit dem Problem konfrontiert ist, dass zu weit auseinander liegende thematische Schwerpunkte und Methoden vereint sind. Es ist das Ergebnis eines zweijährigen Projekts, das bei der Tagung der Betreuer der Österreich-Bibliotheken im Ausland im November 2005 in Wien klare Konturen bekommen hat. Allen Kolleginnen und Kollegen, die die anspruchsvolle Aufgabe der wissenschaftlichen Ergründung des gemeinsamen Kulturerbes auf sich genommen und die Zeitungen mühsam erforscht haben, möchte ich meinen verbindlichsten Dank aussprechen. Von der ersten Stunde an bis zur Beendigung des Buches ist uns die uneingeschränkte Unterstützung seitens Botschafter Dr. Emil Brix, Leiter der Kulturpolitischen Sektion des österreichischen Bundesministeriums für europäische und internationale Angelegenheiten, zuteil geworden. Dieses Projekt ist auch von der Österreich-Kooperation und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften sowie finanziell von der Erste Bank Stiftung unterstützt worden. Für die erwiesene Hilfestellung und Ermutigung möchte ich allen Beteiligten und nicht Genannten herzlich danken. Es ist das erste Mal, dass ein germanistisches Fachbuch in Österreich seine Entstehung ausschließlich dem Fleiß und Wissen von an Österreich-Bibliotheken im Ausland tätigen Auslandsgermanisten verdankt.

Osijek, Juli 2007

Der Herausgeber

Inhaltsverzeichnis

BIANCA BICAN (Rumänien) Deutschsprachige Presse in Siebenbürgen (1860–1910)	13
SIMINA MELWISCH-BIRĂESCU (Rumänien) <i>Die Posaune</i> . Eine satirisch-humoristische Provinzzeitschrift im Dienste der Aufklärung	57
MATJAŽ BIRK/ANJA UREKAR (Slowenien) Zum Bild der slowenischen Literatur und Kultur in der <i>Marburger Zeitung</i>	85
VLADO OBAD (Kroatien) Slavonische Presse	115
SERGIJ OSATSCHUK (Ukraine) Czernowitz – das Werden einer Kulturmetropole Soziokulturelle Skizzen aus der deutschsprachigen Czernowitzer Presse vor 1914	165
TEREZA PAVLÍČKOVÁ (Tschechien) Die Anfänge der Presse in Znaim	215
ZOLTÁN SZENDI (Ungarn) Deutschsprachige Presse in Branau	249
Zu den Autoren	283

Deutschsprachige Presse in Siebenbürgen (1860–1910)

BIANCA BICAN (Rumänien)

Die geringe Anzahl der bisherigen zumeist unkritisch übernommenen und weitergeführten Forschungsergebnisse über die deutschsprachige Publizistik in Siebenbürgen steht im deutlichen Gegensatz zum Umfang dieses Forschungsvorhabens. Auch eine Untersuchung, die nur die Zeitspanne von 1860 bis 1910 berücksichtigt, muss bei der Auswahl der Zeitungen und Zeitschriften eine exemplarische quantitative Reduktion vornehmen. Anhand der folgenden Kurzmonographien sollen einige Merkmale der siebenbürgisch-deutschen Presse und der von ihr repräsentierten Gesellschaftsstrukturen dargestellt und erläutert werden. Die dafür ausgesuchten, chronologisch und typologisch angeordneten Beispiele vermitteln hinsichtlich ihrer Erscheinungsdauer, ihres Formats (als Beilage oder unabhängig), ihrer expliziten und impliziten Zielsetzungen bzw. Inhalte und ihrer Leserschaft einen Einblick in die von ihnen dargestellte oder (ideal)typisch repräsentierte Zeitspanne.*

1. Die siebenbürgische Presselandschaft nach 1860 verzeichnet nicht nur Neugründungen, sondern auch Kontinuitätsversuche. Eine kurzlebige Zeitschrift der untersuchten Zeitspanne, die sich durch Inhalt, Mitarbeiter und Adressatenkreis auszeichnet, ist das Kronstädter *Magazin für Geschichte, Literatur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens*¹. Das in der neuen Version von Eugen von Trauschenfels „im Verein mit mehreren Vaterlandsfreunden“ (laut Titelblatt) herausgegebene MG erscheint als Doppelband, der zwei gebundene und durchnummerierte Jahrgänge (1860–1861) zusammenfasst. Das MG enthält wissenschaftliche Beiträge zur Heimatforschung, die von bekannten siebenbürgischen Persönlichkeiten verfasst worden sind. In dieser Struktur richtet es sich an

* Die Verfasserin dankt allen Mitarbeitern der Bibliothek des Brukenthal-Museums in Hermannstadt für ihre freundliche und kompetente Unterstützung bei der Suche und Bereitstellung des Pressematerials.

¹ Im Folgenden abgekürzt mit MG. Erscheinungsort: Kronstadt. Druck und Verlag: Johann Gött. II. Band 1860; 1861. Gegründet 1844; frühere Herausgeber: Anton Kurz (1844–1847) und Josef Trausch (1852). Die Kurzlebigkeit der neuen Version lässt eine Bezeichnung als Jahrbuch nur unter Vorbehalt zu, deswegen wird der allgemeine Begriff Zeitschrift im Folgenden beibehalten.

eine Leserschaft, die einer fachgerechten Auswertung und Interpretation von Primärquellen zur Regionalgeschichte folgen kann.²

Kontinuität wird im MG in mehrfacher Hinsicht angedeutet. Einige Mitarbeiter setzen darin wissenschaftliche und publizistische Projekte fort. Im Jahr 1860 fasst z. B. Johann Karl Schuller sein Gesamtwirken in dem Kronstädter Kalender *Sächsischer Hausfreund* (1860) zusammen:

Die Ergebnisse meiner Studien zur Geschichte von Siebenbürgen sind theils in den Schriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften[,] theils in dem von mir herausgegebenen Archive für die Kunde von Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart, theils in der von Benigni und Neugeboren herausgegebenen Zeitschrift Transilvania, theils in der Zeitschrift des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, und dem von Dr. Eugen v. Trauschenfels herausgegebenen Magazin für Geschichte, Literatur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens, theils in selbständigen Werken enthalten.³

Auch der Beitrag Friedrich Müllers⁴ nimmt explizit Bezug auf eine vorangegangene Teilveröffentlichung. Damit wird der Umstand, dass viele andere Zeitungen und Zeitschriften eingehen, die selbständig oder als Beiblätter mit unterbrochener bzw. kurzlebiger Erscheinungsdauer im 19. Jahrhundert Siebenbürgen prägen, in einer subtilen Art angedeutet. In diesem Zusammenhang ist auch der von Trauschenfels abgedruckte Briefwechsel zwischen dem Herausgeber der ersten Folge, Anton Kurz⁵, und dem Grafen Joseph Kemény⁶ zu sehen. Nur mit einem einleitenden Kommentar versehen, der die Bemühung des MG erläutert, „[d]as Lebensbild großer Männer zu entwerfen“⁷, geben die Briefe einen Einblick in die Vorgeschichte der ersten Folge, in die Zeit- und Zeitungsgeschichte (z. B. die Auffächerung der *Kronstädter Zeitung* und die Verselbstständigung

² Die Rubrik „Miscellen“ verweist auf eine Preisausschreibung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften; sie druckt, als Nachweis eines internationalen Leserkreises, etwa einen Leserbrief von Dr. H. Peetz aus Frankfurt mit Dialektbeispielen ab.

³ Johann Karl Schuller, *Aus meinem Leben*; zitiert nach: *Briefe eines Reisenden durch Siebenbürgen*. Herausgegeben von Horst Schuller Anger, Berlin: Nicolai, 1995, S. 140-151. [= Nachdruck; Zitatnachweis S. 149-150]

⁴ Friedrich Müller, *Siebenbürgische Alterthümer*, II/1860, S. 3-30. [= Fortsetzungsbericht aus den „Blättern für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde“, 1858, S. 49f.]

⁵ S. ADB [Allgemeine Deutsche Biographie] 17, 1883, S. 418-419.

⁶ S. ADB 15, 1882, S. 597-599.

⁷ Eugen von Trauschenfels, *Ungedruckte Briefe des Grafen Joseph Kemény an Anton Kurz*, II/1860, S. 76-128; II/1861, S. 180-243; Zitatnachweis S. 76.

gung ihrer Teilbereiche), aber auch in die sozialen und politischen Kämpfe in der Politik, in der Presse und im wissenschaftlichen Bereich.

Das MG wird, trotz der kurzen Erscheinungsdauer, auch im Selbstverständnis seiner Mitarbeiter als ein realer und symbolischer intellektueller Fokus in der zeitgenössischen Publizistik interpretiert. Diese Zeitschrift kann demnach auch als eine Übergangspublikation bezeichnet werden; sie erscheint in einer Zeit politischer Umbrüche, die die gesamte und nicht nur die deutschsprachige Presse in Siebenbürgen beeinflusst hat. Sie übernimmt Themen, Mitarbeiter und Intentionen, die nach ihrem Verschwinden von anderen Publikationen weitergetragen werden.

Die in ausführlichen Untersuchungen dargestellten Inhalte entsprechen der Titelzielsetzung nur bedingt. Das MG ist eine vorrangig historische Veröffentlichung, die regionale und lokale Themen, Alltags- und Ortsgeschichte behandelt.⁸ Die Literatur ist eine offensichtliche Randerscheinung, die nur durch Rezensionen, nicht aber durch Primärtexte präsent ist.⁹ Der Dialektforschung wird hingegen ein eigenständiger Beitrag zugestanden.¹⁰ Diese im MG aufgestellte Werteskala ist in der Presse von 1860 bis 1910 keine singuläre Erscheinung, sondern eine Konstante, die auch in anderen Publikationen nachzuweisen ist.

2. Eine Zeitschrift, die sich in der siebenbürgischen Publizistik programmatisch der regionalen Landeskunde verschreibt, ist die in Hermannstadt von 1861 bis 1863 bei Theodor Steinhaußen gedruckte und verlegte *Transsilvania*. Sie erscheint in den ersten zwei Jahrgängen wöchentlich als *Beiblatt des Siebenbürger Boten* und im dritten als monatliche Beilage des *Siebenbürger Boten* zusammen mit der *Hermannstädter Zeitung* zum Jahrespreis von 2 Florin und zu den Teilpreisen von 1 Florin halbjährlich und 50 Kronen vierteljährlich. Ein vom Hauptblatt unabhängiger Vertrieb erlaubt es der Leserschaft, „in Umschlag broschirte [= gebundene] Exemplare“ ganzjähriger Ausgaben im Buchhandel zu kaufen.¹¹

⁸ J.[ohann] C.[arl] Schuller, Findlinge [= Funde], zur Kunde der Vorzeit von Siebenbürgen und Ungarn, II/1860, S. 31-38 [= Rubriken über Persönlichkeiten wie Josef II., Maria Theresia, S. v. Brukenthal]; Gustav Seivert, Aus einem alten Hausbuch, II/1860, S. 61-75 [Alltagsgeschichte]; Heinrich Wittstock, Bistritz in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, II/1861, S. 129-179.

⁹ Zu: Johann Karl Schuller, Romänische Volkslieder, Hermannstadt 1858, II/1861, S. 243-254.

¹⁰ G. Friedrich Marienburg, Ueber einige Eigenthümlichkeiten der siebenbürgisch-sächsischen Mundart, II/1860, S. 39-60.

¹¹ Die Redaktion, Vorwort, 1/1863, S. 1-2; Zitatnachweis S. 1.

Die von E.[duard] A.[lbert] Bielz redigierte *Wochenschrift für siebenbürgische Landeskunde, Literatur und Landeskultur* (laut Untertitel) würdigt in ihrer ersten Nummer die gleichnamige Vorgängerzeitschrift¹² und die ihr folgenden Neugründungen, in deren Tradition sie sich sieht: *Transsilvania*, *Beiblatt des Siebenbürger Boten*, „welches aber leider seiner Bestimmung immer mehr untreu geworden ist“¹³; *Archiv für Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart* (1841, J. C. Schuller); *Magazin für Geschichte, Literatur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens* (Anton Kurz; danach Dr. E. von Trauschenfels; 1844–1847; 1859–1861) und *Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde* (von 1845 „bis auf die Gegenwart“, d. h. 1861). Die ursprünglichen Zielsetzungen ihrer gleichnamigen Vorgängerin, die die „mannigfaltigsten Forschungen in allen Zweigen der Landeskunde“¹⁴ gefördert hatte, eignet sich auch die neue Folge an; dementsprechend ist die Absicht der Redaktion,

die *Transsilvania* in ihrer frühern Gestalt und ihrer wahren Aufgabe entsprechend wieder herzustellen, [...] wobei beschlossen wurde, wie früher, so auch künftig jede Art von Politik und Polemik von unserer Zeitschrift ferne zu halten.¹⁵

Das Bedürfnis einer publizistischen und thematischen Kontinuität wird in der Absichtserklärung der Redaktion auch durch die Umschreibung des Begriffs „Landeskunde“ ausgedrückt. Bereiche wie Altertumskunde, Geschichte, Geographie, Statistik, Naturlehre, Meteorologie, Naturgeschichte und Naturbeschreibung; Kirche, Schulen, Bildungsanstalten (als Teil der geistigen Kultur) sowie Landwirtschaft, Bergbau, Industrie (als Komponenten der materiellen Kultur) sollen ein unverfälschtes Gesamtbild der siebenbürgisch-sächsischen Gesellschaft liefern.

Dieses war und ist auch noch heutzutage die Aufgabe der *Transsilvania* und wer wird verkennen, dass gerade gegenwärtig nach unserer politischen Wiedergeburt die Nothwendigkeit und das Bedürfnis nach einem solchen Organe mehr als je fühlbar wurde.¹⁶

¹² *Transsilvania, periodische Zeitschrift für Landeskunde*, Hrsg. Josef Benigni von Mildeberg und K. Neugeboren; Erscheinungsort: Hermannstadt (1833–34; bei W. Thierry), später Kronstadt (bei J. Gött, 1838); Erscheinungsdauer: 1833–1834; 1838.

¹³ Vorwort, 1/1861, S. 1.

¹⁴ Ebda, S. 2.

¹⁵ Ebda, S. 2.

¹⁶ Ebda, S. 2.

Trotz der kurzen Erscheinungsdauer hält die Zeitschrift die angedeutete Vielfalt der Inhalte ein; die eigenen Landsleute wie auch ausländische Leser sind die Zielgruppe.

Ein relevanter Schwerpunkt der Zeitschrift gilt der Geschichte Siebenbürgens, die nicht nur durch Originalbeiträge, sondern auch anhand quellenkritischer Betrachtungen¹⁷ dargestellt wird.¹⁸ Neben der Militärgeschichte der Region¹⁹ und archäologischen Forschungen²⁰ gewinnt das Alltagsleben früherer Jahrhunderte²¹ in seiner historiographisch belegbaren oder mythologischen Dimension²² Bedeutung für die regionale und lokale Geschichte. An der Erforschung von repräsentativen Bauwerken²³

¹⁷ Wilhelm Schmidt, August Bielowskis *Kritische Vorhalle zur Geschichte Polens* in ihren die Vorgeschichte Siebenbürgens aufnehmenden Punkten, 2/1861, S. 19-25; 3/1861, S. 37-41; 4/1861, S. 49-57. Wilhelm Schmidt, Die Besitzergreifung von Siebenbürgen durch die Magyaren nach ungarischen und anderen Quellen, 9/1861, S. 108-115; 10/1861, S. 123-132. Friedrich Schuler von Libloy, Die merkwürdigsten Zeitschrift-Artikel der ungarischen Literatur, welche Siebenbürgen mitbetreffen, vom J.[ahre] 1817-1860, 11/1862, S. 138-142; 12/1862, S. 156-160; 13/1862, S. 167-168; 15/1862, S. 193-198; 3/1863, S. 93-96; 4/1863, S. 124-128; 5/1863, S. 152-160; 6/1863, S. 181-187 [= Bibliographie]. Außerdem sind hier Rezensionen zu erwähnen: Joh. Jos. Wellmann, 7/1862, S. 87-94; 2/1863, S. 57-64; 3/1863, S. 85-91, zu: Emerich Graf Mikó, Beiträge oder Daten zur Geschichte Siebenbürgens (*Erdélyi történelmi adatok*), 1855, Klausenburg, Verlag Johann Stein. [J. K.] Schuller, Zur Frage über den Ursprung der Rumänen, und ihrer Sprache, 8/1862, S. 97-99, zu: Fr. Miklosich, Die slavischen Elemente im Rumunischen, 1861, k. k. Staatsdruckerei. [J. K.] Schuller, Die Literatur der sächsischen Rechtsgeschichte, 7/1862, S. 81-84, zu: Fr. Schuler von Libloy, Merkwürdige Municipal-Constitutionen der Siebenbürger Szekler und Sachsen.

¹⁸ Eine Sonderrubrik ist jene über Findlinge [d. h. Funde] zur Geschichte und Literatur von Siebenbürgen.

¹⁹ Wilhelm Schmidt, Beitrag zur Geschichte der siebenbürgischen Militärgrenze [...], 2/1863, S. 44-49.

²⁰ Ein ansehnlicher Fund mittelalterlicher Silbermünzen, 9/1862, S. 118. S. auch die Polemik um die Interpretation der in Karlsburg entdeckten archäologischen Funde.

²¹ H.[einrich] W.[ittstock], Peinliche Fälle aus dem sechzehnten Jahrhundert, 8/1861, S. 97-102. Dr. D. G. Teutsch, Um 1562. Bilder aus Mediasch's Vergangenheit, 16/1862, S. 201-207 u. 17/1862, S. 223-224. J. J., Auszug aus zwei Hexenprocessen. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des Jahres 1692 nach einem alten Manuscripte mitgetheilt [...], 6/1863, S. 188-192 u. 7/1863, S. 223-224. Michael Salzer, Die neue wider Kleider- und Mähler-Excesse gerichtete Synodal-Verordnung vom Jahre 1752, 6/1862, S. 65-71. J. K. Schuller, Aus alten Stammbüchern von Siebenbürger Sachsen, 8/1863, S. 225-248. G.[ustav] S.[eivert], Die ältesten Klausenburger Goldschmiedzunftartikel, 1/1862, S. 2-10.

²² G. Seiverth, Das goldene Kreuz Johann Sigismund Zapolya's, 4/1862, S. 41-46.

²³ Wilhelm Schmidt, Das Schloß Fogaras, 3/1863, S. 65-76 u. 4/1863, S. 111-122. Wilhelm Schmidt, Die Stamburg der Hunyade und das Bergschloß Deva in Siebenbürgen, 7/1863, S. 193-218; 8/1863, S. 249-273.

identifizieren die Heimatforscher dauerhafte Merkmale der kulturellen Kolonisationsberufung der Siebenbürger Sachsen:

[...] ist es eine erhebende Erscheinung, dass gerade das deutsche Volkselement auch in diesem Beglande, in der südöstlichen Naturburg eines großen Kaiserstaates, die kulturhistorische Mission des Germanen mit einem Muthe und mit einer Ausdauer zu bethätigen suchte, deren edler, fruchttreibender Kern von einer nicht alltäglich wiederkehrenden Lebenskraft zeugte.²⁴

Transsilvania ist außerdem bestrebt, auch die gegenwärtige Lage zu erkunden. Die Zeitschrift untersucht aktuelle wirtschaftliche Aspekte,²⁵ informiert über meteorologische Veränderungen und über Kometen und gibt Einblick in die konfessionellen Begebenheiten in Siebenbürgen.²⁶

Die für Literatur und Landeskultur zuständige Zeitschrift vermittelt ein landeskundliches Bild der Region, das die kulturelle Komplexität Siebenbürgens anhand fiktionaler Texte²⁷ und literarischer Nacherzäh-

²⁴ Wilhelm Schmidt, *Der rothe Turm*, 5/1863, S. 129-144; Zitatnachweis S. 129.

²⁵ E. A. Bielz, *Die Gemeinden Siebenbürgens nach ihren Nationalitäts-Verhältnissen und ihren Beiträgen zu den direkten Steuern*, 1/1861, S. 3-7; 2/1861, S. 26-28; 3/1861, S. 45-46; 4/1861, S. 58-59. E. A. B.[ielz], *Die Verhältnisse und Ergebnisse des siebenbürgischen Bergbaues im Verwaltungsjahre 1860*, 7/1861, S. 89-92. Uebersichtliche Darstellung der Entwicklung des Postwesens in Siebenbürgen und der Verbindungen desselben mit den Donaustenthümern in der Zeit vom Monat August 1854 bis Ende Oktober 1861, 6/1862, S. 71-78.

²⁶ Die Verlegung des Amtssitzes des evangelischen Superintendenten A. B. von Birlhalm nach Hermannstadt, 3/1862, S. 32-37. Wilh. Schmidt, *Geschichte des Ordenshauses der ehrwürdigen Frauen Ursulinerinnen in Hermannstadt*, 21/1862, S. 260-264. Wilhelm Schmidt, *Ueber eine handschriftliche Sammlung von neun Kloster-Dramen aus dem siebzehnten Jahrhunderte, einem ehemaligen Besitzthume des Jesuitenklosters zu Hermannstadt*, 9/1862, S. 105-116. Rezension von H.[einrich] W.[ittstock] zu: Johannes Borbis, *Die evangelisch-lutherische Kirche Ungarns in ihrer geschichtlichen Entwicklung, nebst einem Anhang über die Geschichte der protestantischen Kirchen in den deutsch-slavischen Ländern und in Siebenbürgen, Nördlingen 1861*, 5/1861, S. 75-79.

²⁷ Rafael Hellbach [vmtl. Pseudonym], *Dekebal, der letzte Dakerkönig, Historische Novelle aus den Zeiten der Römerherrschaft in Siebenbürgen*, 1/1861, S. 8-12; 2/1861, S. 29-32; 3/1861, S. 42-44; 4/1861, S. 60-64; 5/1861, S. 70-74; 7/1861, S. 92-95; 8/1861, S. 102-104; 9/1861, S. 115-120; 10/1861, S. 132-136; 11/1861, S. 148-151; 12/1861, S. 157-160; 13/1861, S. 169-175; 14/1861, S. 189-191; 15/1861, S. 199-208; 16/1861, S. 214-218. [Die Novelle legt eher Wert auf die Historizität einiger Ereignisse, die durch Fußnoten verbürgt sind, als auf literarische Normen. Sie stellt ein fiktives Dakien als pseudohistorische Kulisse für eine germanische Heldenfigur dar. Wegen der formalen, sprachlichen und stilistischen Elemente, die dem literarischen Kitsch nahe stehen, kann vermutet werden, dass der unbekannte Autor kein Literat, sondern ein Historiker ist. Angaben zur Person konnten weder in Pseudonymlexika noch in Personalbiographien gefunden werden.]

lungen von Volkssagen²⁸ und -märchen²⁹ der Sachsen, Rumänen, Ungarn und Szekler verdeutlicht. Fremde Einblicke in das siebenbürgische Dasein,³⁰ aber auch siebenbürgische Weltreisende³¹ tragen zur Herausbildung des kulturellen Selbst- und Fremdbildes der Region bei. Die eigene Literatur ist vor allem durch den Mundartdichter Viktor Kästner vertreten, und zwar mit einem Nachlassgedicht und mit einer Untersuchung seiner Texte.³² Eigenständige theoretische und praktische Beiträge zur Dialektologie und Volkskunde³³ zeugen davon, dass in der kollektiven Identitätsforschung der Siebenbürger Sachsen im 19. Jahrhundert Regionalität nicht nur geographisch und kulturell, sondern auch in sprachlicher Hinsicht von Bedeutung ist.

²⁸ C. v. Nagy, Rakoczy's Zauberpferd. Eine Szeklersage. Nach dem Ungarischen [...]. 1/1861, S. 13–14. [enthält Märchenmotive wie das Zauberpferd, die verwandelte Waldjungfrau]. G.[ustav] S.[eivert], Der Kirchenschatz zu Heltau, eine wahre Begebenheit, 11/1862, S. 129–136; 12/1862, S. 149–151.

²⁹ Dr. Eugen von Trauschenfels, Rumänische Märchen [...]. I. Der tapfere Vilis [mit dem erläuternden Zusatz des Übersetzers: Vilis Vitjazu (auf Deutsch: Wilisch der Held), S. 65], 5/1861, S. 65–70. [Die Nacherzählung ist bestrebt, rumänische Märchenmotive ausdrucksreich ins Deutsche zu übersetzen: die Wiese der Sehnsucht, die Wiese der Schwermuth; die heilige Mutter des Mittwoch/Freitag/Sonntag.]

³⁰ Bernhard von Cotta, Aus dem Szeklerlande [Nachdruck aus d. Augsb. Allgem. Zeitung], 11/1861, S. 143–147. J. K. Schuller, Martin Opitz in Weissenburg, 6/1863, S. 161–174. J. K. Schuller, Schlözer und sein Werk über die Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, 4/1863, S. 97–111.

³¹ Mittheilungen des Herrn Franz Binder über seine Reise im Oriente und sein Leben in Afrika, 17/1862, S. 217–222; 18/1862, S. 225–230; 19/1862, S. 244–245; 20/1862, S. 250–252; 21/1862, S. 265–271; 22/1862, S. 272–282 [einschließlich einer Inventur der afrikanischen Sammlung Binders als Spende für den siebenbürgischen Verein für Naturwissenschaften in Hermannstadt].

³² Viktor Kästner, An mein Dintenfaß, 10/1862, S. 123–124. Viktor Kästner's Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart, nebst freier metrischer Uebersetzung in das Hochdeutsche, 1/1863, S. 10–19. Der Beitrag ist, nach der Aussage des Verf. J., eine kurze Abhandlung, die eingangs einen von Eugen v. Trauschenfels im *Oesterreichischen Morgenblatte für Kunst, Wissenschaft, Literatur und geselliges Leben*, 46–49/1858 gedruckten Beitrag zitiert.

³³ Josef Haltrich, Zur Ermittlung und Feststellung der Abänderungen in der siebenbürgisch-sächsischen Mundart, 2/1862, S. 17–21 [Feldforschungs- und Ergebnisbericht]. J. K. Schuller, Mundartliche Parallelen. 2/1863, S. 33–43. S. auch die Buchbesprechung zu: J. K. Schuller, Zur Kunde siebenbürgisch-sächsischer Spottnamen und Schelten. Hermannstadt, Th. Steinhaußen, 1862, 1/1862, S. 15–16 und die Nachdrucke von Rezensionen, z. B. zu: Johann Mätz, Die siebenbürgisch-sächsische Bauernhochzeit. Ein Beitrag zur Sittengeschichte, Kronstadt 1860 und: Heinrich Wittstock, Sagen und Lieder aus dem Nösner Gelände, Bistritz 1860 [= Nachdrucke von Rez. aus der Zeitschrift *Germania*, hrsg. von F. Pfeifer; zugeschickt von Prof. Zingerle in Innsbruck], 5/1861, S. 80.

Das Vereinswesen stellt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts für die verschiedenen Völker Siebenbürgens eine organisierte Form zur Untersuchung kultureller Selbst- und Fremdbilder dar. Die Zeitschrift *Transsilvania* trägt durch die Etablierung einer eigenständigen Rubrik über das regionale Vereinswesen Untersuchungsergebnisse an die Öffentlichkeit. Sie berücksichtigt dabei Vereine mit landeskundlichem Profil,³⁴ aber auch berufsorientierte Vereine.³⁵ Auch in der Darstellung des Vereinswesens orientiert sich die Zeitschrift an ihrer Zielsetzung, eine gesamtsiebenbürgische Rundschau zu erstellen. Sie informiert über Ereignisse aus weiteren publizistischen Quellen³⁶ und kommentiert diese durch eigene Stellungnahmen.³⁷ Die Entstehung des rumänischen AST-RA-Vereins ist für den Redakteur Bielz ein Anlass, um auf die siebenbürgische Vereinsstruktur und -tradition hinzuweisen:

Wir begrüßen mit aufrichtiger Freude das Entstehen dieses neuen vaterländischen Vereins, welcher sich die erhabene Aufgabe der Förderung der Literatur und Kultur des rumänischen Volkes gestellt hat und können ihm zur baldigen Erreichung seines Zweckes und zu seinem gedeihlichen Fortgange nur auch aus vollem Herzen Glück wünschen, so wie wir überzeugt sind, dass die tüchtigen Kräfte, welche er bereits in sich schließt und die er noch fort zu vermehren bemüht sein wird, durch ihre Leistungen ihn bald den bereits be-

³⁴ Carl Fuß (Vereinssekretär), Bericht über die Generalversammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde im Jahre 1861, 6/1861, S. 81–87. Bericht über die Generalversammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde vom 6. August 1862, 15/1862, S. 185–190; 16/1862, S. 208–214. Der Jahrgang 1863 enthält zudem Informationen über die Tätigkeit lokaler Zweigvereine in Schäßburg, in Hermannstadt u.s.w.

³⁵ Bericht über die Generalversammlung des siebenbürgisch-sächsischen Landwirthschaftsvereins im Jahre 1861, 9/1861, S. 107–108. Bericht über die Generalversammlung des Hermannstädter Gewerbe-Vereins am 19. Jänner 1862, 5/1862, S. 57–59. Auch die Berufsvereine beanspruchen eine soziale Implikation: „Unser Verein ist ein Bürger-Verein zur Beförderung der Gewerbsthätigkeit; jeder Theilnehmer ist zuerst Bürger, dann Gewerbsmann, wenn er es ist.“ (ebda, S. 57).

³⁶ Die Generalversammlung des siebenbürgischen Museumsvereins vom Jahre 1861, 2/1862, S. 24–30; 3/1862, S. 38–40; 4/1862, S. 50–53; der Artikel ist eine in Deutsch verfasste Zusammenfassung eines Berichts aus „Kolozsvári Közlöny“ aus dem Jahr 1861 über die Tätigkeit des ungarischen Vereins.

³⁷ Die Eröffnung des siebenbürgischen Vereins für Beförderung der Literatur und Kultur des rumänischen Volkes am 4. November (23. Oktober) 1861, 13/1861, S. 167–169. *Transsilvania* übersetzt dafür einen Bericht aus der rumänischen Zeitschrift *Telegraful Roma[=â]n*, 43/1861; in der folgenden Nummer wird auch das Statut des Vereins in deutscher Übersetzung abgedruckt (14/1861, S. 183–189). Später s. auch: Die Generalversammlung des siebenbürgischen Vereins für Literatur und Cultur des rumänischen Volkes zu Kronstadt (28.–30. Juli 1862). 14/1862, S. 174–176.

stehenden gleichartigen Vereinen des Landes, wie dem deutschen Verein für siebenbürgische Landeskunde und dem von ungarischer Seite gegründeten siebenbürgischen Museumsverein würdig an die Seite stellen werden.³⁸

3. Die deutschsprachige Presse Siebenbürgens ist nicht nur ein Sprachrohr der deutschen Minderheit, der Sachsen. Die Tatsache, dass Publikationen von Nichtmuttersprachlern auf Deutsch verfasst und gedruckt werden, belegt, dass Deutsch in Siebenbürgen nicht nur Amts-, Kirchen-, Schulsprache war, sondern auch im weitesten Sinn die Rolle einer inter- und intranationalen Kultursprache übernommen hat. Gleichzeitig ist Deutsch auch eine Mittlersprache zwischen den Nationen Siebenbürgens und Österreich-Ungarns; die *Romänischen Jahrbücher* [JB] (1885-1894, Budapest, Wien, Reschitza, Hermannstadt und Temeswar) sind ein aussagekräftiges Beispiel dafür.³⁹ Ziel der JB ist es,

den nichtromänischen Kreisen des In- und Auslandes gewissenhafte Informationen über die Lage, die politischen Aspirationen und Culturbestrebungen des romänischen Volkes aus den Ländern der heiligen Stefanskronen zugänglich zu machen [...].⁴⁰

Der Adressatenkreis der JB wird vorrangig durch die sprachliche Option der Zeitschrift bestimmt, die mit der Wahl des Deutschen ausdrücklich kein Publikum aus den rumänischen Reihen berücksichtigt. Die Entscheidung für diese Zielsprache und für eine deutschsprachige Leserschaft beeinflusst auch die thematische Ausrichtung der JB, die sowohl ein politisches als auch ein kulturelles Programm umsetzen:

Unsere Zeitschrift war also und ist auch heute noch berufen, wohl über die Rumänen, aber nicht zu den Rumänen, zu sprechen, sondern sie wendet sich in erster Reihe an die politischen Faktoren des Inlandes und in zweiter Reihe an das in rumänischen Fragen bis vor Kurzem böswillig irreführte gebildete Ausland.⁴¹

³⁸ E. A. B.[ielz] a. a. O, S. 169.

³⁹ *Romänische Jahrbücher*. Politisch-litterarische Monatsschrift. IX. Jahrgang 1893. Herausgeber: Peter Broșteanu, corresp. Mitglied der romän. Academie. Hermannstadt 1893. Selbstverlag des Herausgebers. Druck und in Commission bei W. Krafft. [Umschlag: *Romänische Revue* / herausgegeben von / Dr. Cornelius Diaconovich / IX Jahrgang 1893]. Der Ortswechsel nach Hermannstadt erlaubt es, den Jahrgang 1893 im Kontext der deutschsprachigen Transsylvanica zu untersuchen.

⁴⁰ Pro domo, I/1893, S. 57.

⁴¹ Ebda, S. 57.

Die Redaktion betont, dass die Verlegung ihres Standortes „nach Ungarn“⁴², d. h. aus dem westlich gelegenen Temeswar in das südsiebenbürgische Hermannstadt bezwecke, ungarische Leserkreise vor Ort zu erreichen, vor allem auf politischer und konfessioneller Ebene. Sie verdeutlicht, dass diese Zielsetzung mit der deutlichen Ablehnung einer nach politischen und national(istisch)en Vorgaben getroffenen Auswahl der Inhalte und der angestrebten Leserschaft einhergeht:

Die *Romänische Revue* erscheint in einer Sprache, die einem verhältnismässig sehr geringen Theile der romänischen Bevölkerung Ungarns verständlich ist und enthält - von den wissenschaftlichen und litterarischen Artikeln abgesehen - jedesmal nur eine ganz objective Erörterung jener Fragen, die in der romänischen Presse täglich u. z. recht temperamentvoll besprochen werden; die Befürchtung, dass dieselbe als Agitationsmittel unter den Romänen wirken könnte, muss demnach als ausgeschlossen betrachtet werden. [...] Der einzige praktische Erfolg der Entziehung des Postdebites wäre deshalb der gewesen, dass man den nichtromänischen und vorzüglich den magyarischen Kreisen Ungarns für unsere Mittheilungen die Ohren verstopft hätte.⁴³

Aus dieser Absichtserklärung geht eine weitere Auffassung der Herausgeber von der Rolle der deutschen Sprache innerhalb der k. u. k. Monarchie hervor: Die freiwillig angenommene Staatssprache verfremdet die subjektiven Aussagen, die in der Muttersprache pro domo formuliert werden. Damit aber werden diese Inhalte, mit Hilfe des kollektiven Informationsmittel „Presse“, aus dem ethnisch geschlossenen Interessentenkreis enthoben und als intellektuelles Allgemeingut der Öffentlichkeit zugetragen.

Diese Überlegungen und die folgende inhaltliche Auswertung des Jahrgangs 1893 haben dazu angeleitet, die JB in der vorliegenden Untersuchung im Kontext der deutschsprachigen Transsylvanica zu behandeln.

In ihrem Hermannstädter Erscheinungsjahr 1893 werden die *Jahrbücher* von Wilhelm Rudow (die Hefte I, II-III und IV) und Peter Broșteanu (die Hefte V-VI, VII, VIII-IX und X-XII) herausgegeben. Der Hauptteil der Beiträge behandelt die Bereiche „Politik und Volkswirtschaft“ (mit den Unterkapiteln „A. Aus Romänien“, „B. Aus Ungarn und Siebenbü-

⁴² Ebda, S. 58.

⁴³ Ebda, S. 58.

gen“ und „C. Aus der Bukowina“) und „Volkskunde, Litteratur und Wissenschaft“. Die JB enthalten weitere Artikel unterschiedlicher Länge über „Kirche und Schule“, „Geschichte“, „Uebersetzungen“ („A. Gedichte“, „B. Prosa“) und „Besprochene Bücher und Zeitschriften“.

Das dominierende Thema in den JBn ist jenes der als bedrohlich wahrgenommenen ungarischen Nationalitätenpolitik.⁴⁴ In diesem Zusammenhang wird die Einschränkung der Pressefreiheit oft angesprochen; auf diese Ursache führt die Zeitschrift auch den Titelwechsel (von *Romänische Revue* auf *Romänische Jahrbücher*) und den Ortswechsel zurück, um durch die schlechte Pressedistribution nicht weiter beeinträchtigt zu werden.⁴⁵ Den politischen Prozess gegen die Verfasser einer Denkschrift (rumän. „Memorandum“), einem einschneidenden Ereignis für die rumänische Minderheit in Siebenbürgen, widmen die JB mehrere Beiträge, in denen sie den Ablauf, die Folgeereignisse und internationale Pressestimmen dokumentieren.⁴⁶ U. a. referieren oder zitieren die JB aus ungarischen Zeitungen (*Pester Lloyd*, *Pesti Napló*, *Budapesti Hirlap*, *Egyetértés*), aus der siebenbürgisch-sächsischen Presse (*Siebenbürgisch Deutsches Tageblatt*, *Kronstädter Zeitung*), der slowakischen (*Narodnie Noviny*), der serbischen (*Zastava*, *Branik*), der kroatischen (*Obzor*, *Agramer Tagblatt*), der böhmischen (*Narodny Listy*), der deutschen (*Allgemeine Zeitung in München*, *Norddeutsche Allgemeine Zeitung*), der französischen (*Journal des Debats*, *Goulois*, *La Vérité*, *Moniteur universel*, *Lyon Républicaine*, *Le Paris*), der

⁴⁴ Die Nationalitätenpolitik der neuen ungarischen Regierung, I/1893, 15–25. Pro domo, I/1839, S. 57–59. Das kirchenpolitische Programm der ungarischen Regierung, II-III/1839, S. 65–70. Die Unterrichtspolitik der ung. Regierung, II-III/1839, S. 70–80. Rundschau: Vom Sachsenboden, II-III/1893, S. 152–157. Die gr.[iechisch]-orient.[alische]-romän.[ische] Kirche gegen das kirchenpolitische Programm der ungar. Regierung, V-VI/1893, S. 254–258. Das rumänische Episcopat gegen die Unterrichtspolitik der ungarischen Regierung, V-VI/1893, S. 259–267. Die Magyarisierung in Ungarn, V-VI/1893, S. 274–282. Die Nationalitätenfrage im ung. Parlamente, X-XII/1893, S. 575–616. Die Magyarisierung der Volksschulen in Ungarn, X-XII/1893, S. 664–667.

⁴⁵ Pro domo, I/1893, S. 57. Die Massregelung der Nationalitäten-Presse in Ungarn, I/1839, S. 61–63. Pressproceesse – ohne Ende, VIII-IX/1893, S. 512–517. Pressprocess der *Tribuna*, X-XII/1893, S. 651–664.

⁴⁶ Der Prozeß gegen das rumänische „Memorandum“, V-VI/1893, S. 310–321. Die rumänische National-Conferenz (abgehalten zu Hermannstadt am 23. und 24. Juli 1893), VII/1893, S. 338–361. Alexander Mocsonyi, Ein Wort zur Situation, VII/1893, S. 362–374. Nachklänge zur rumän. National-Conferenz, VIII-IX/1893, S. 401–458. Die Presse Romäniens über die siebenbürgische Frage, VIII-IX/1893, S. 524–526. Zur rumänisch-magyarischen Streitfrage (Einige Bemerkungen zur Rede des öffentlichen Anklägers im Replik-Processe), X-XII/1893, S. 529–575.

belgischen (*L'Indépendance belge*) und der italienischen Presse (*Riforma, Corriere della Sera, Corrispondenza internazionale*).

Das Verhältnis zu weiteren Minderheiten in Österreich-Ungarn äußert sich in der Rezeption ihrer Publikationen und in der Auseinandersetzung mit verschiedenen Zeitungen des Kronlandes.⁴⁷ In der Frage der Magyarisierung polemisieren die JB vorrangig gegen die Inhalte aus dem regierungsfreundlichen *Pester Lloyd*, aber auch aus siebenbürgisch-sächsischen Publikationen. Gegenüber der rumänischen *Tribuna* (die 1884–1893 und 1894–1903 ebenfalls in Hermannstadt erschienen ist) verteidigen sich die JB wegen des Vorwurfs antisemitischer Äußerungen.⁴⁸

In außenpolitischer Hinsicht orientieren sich die JB vorrangig an den Ereignissen im rumänischen Königreich. Soziale, juristische und politische Einblicke werden anhand von Statistiken, Gesetzesentwürfen⁴⁹, Berichten über Begebenheiten im Königshaus Rumänien (die Hochzeit Ferdinands mit Maria⁵⁰, die Parlamentsrede des Königs, der Besuch des Königs in Siebenbürgen⁵¹) gegeben. Dem letzteren Anlass entsprechen auch die wenigen Gedichte, die in den JBn veröffentlicht worden sind, Gelegenheits- und Huldigungstexte von W. Rudow, W. Schmidt und George Coşbuc⁵².

Unter den kulturellen Institutionen des rumänischen Königreichs werden vor allem die Tätigkeit der Bukarester Akademie⁵³ und jene der rumänisch-geographischen Gesellschaft⁵⁴ und der Rumänischen Kulturliga⁵⁵ gewürdigt.

⁴⁷ Rundschau: Aus slavischen Blätter, II–III/1893, S. 157–164. Rundschau: Magyarische Zeitungsschau, II–III/1893, S. 168–169.

⁴⁸ Die Rumänen in Ungarn und der Antisemitismus, I/1893, S. 25–28.

⁴⁹ Der Gesetzentwurf über die Umgestaltung der Volksschule in Rumänien, I/1893, S. 28–38. Porträts der beiden: I/1839, S. 2 und S. 47.

⁵¹ Der König unter den Rumänen, VIII–IX/1893, S. 509–512.

⁵² W. Rudow, Glückwunsch der Rumänen zur Vermählung I. K. H. H. des Kronprinzen Ferdinand von Rumänien und der Prinzessin Marie von Grossbritannien und Irland, Herzogin von Sachsen, I/1893, S. 47. [datiert: Hermannstadt, Januar 1893]. W. Schmidt, Am Gruftsteine Stefans des Grossen (Stefan cel Mare) Fürsten der Moldau. (1456–1504.) Zur Feier der Vermählung Sr. K. Hoheit des rumänischen Kronprinzen [Anmerkung: Suczawa, (Bukowina)], I/1839, S. 48–49. Willkommensgruss, dem Brautpaare Rumäniens gewidmet von G.[eorge] Coşbuc. [Übers.: W. R. = Wilhelm Rudow], II–III/1893, S. 116–117.

⁵³ Von der rumänischen Akademie, IV/1893, S. 177–188; VII/1893, S. 375–391; VIII–IX/1893, S. 459–471.

⁵⁴ Von der rumänisch-geographischen Gesellschaft in Bucuresci [= Bucureşti], V–VI/1893, S. 302–303. Publicationen der rumän. „Geograph. Gesellschaft“ zu Bucuresci, VII/1893, S. 400.

⁵⁵ Die rumänische Kulturliga, V–VI/1893, S. 306–308.

Historische⁵⁶ und ethnologische⁵⁷ Studien, kommentierte Bibliographien⁵⁸ ergänzen den Kulturteil der Jahrbücher und belegen auch die interregionale Zusammenarbeit mit Verfassern aus anderen Regionen (G. Bogdan ist Redakteur in Czernowitz). In der interregionalen Wahrnehmung kommt der Provinz Bukowina ein eigener Schwerpunkt zu, der in der Sonderrubrik „Aus der Bukowina“ behandelt wird.⁵⁹ Das Schulwesen (die Gründung einer höheren Tochterschule in Czernowitz, die Audienz der akademischen Leitung der Universität Czernowitz beim Kaiser) und kommentierte Nachrichten aus der Bukowiner Presse sind konstante Themenkreise in den Jbn. Mittels Würdigungen werden auch bedeutende rumänische Persönlichkeiten vorgestellt.⁶⁰

Die Rubrik „Litterarisches“ entspricht nicht der heutigen Verwendung des Begriffs; sie erfasst u. a. Fachliteratur.⁶¹ Das in der Fußnote zitierte Beispiel belegt die doppelte Bezugsetzung der JB in regionaler Hinsicht. Erwähnt wird hier die Übersetzung einer Studie der bedeutenden siebenbürgisch-sächsischen Persönlichkeit Dr. Karl Wolff (1849–1929), dessen Tätigkeit das Hermannstädter Stadtbild im 19. Jahrhundert prägte und überregionale Auswirkung hatte (die Bezeichnung „Rumänien“ ist für das sogenannte „Altreich“, d. h. für die Fürstentümer Moldau und Walachei nach 1859, gebräuchlich).

Der im Verhältnis zu politischen Themen kürzer ausfallende literarische Teil des Jahrgangs 1893 der JB umfasst Lyrik (außer den Gelegenheitsgedichten auch Epigramme)⁶² und Prosa.⁶³ Bedeutender als die Pri-

⁵⁶ G. Bogdan, Zur Geschichte der drei moldauischen Fürsten Cantemir. (Der Anfang der russischen Politik in den rumänischen Fürstenthümern.) Vornehmlich nach rumänischen Quellen dargestellt [...], V-VI/1893, S. 283–301; VIII-IX/1893, S. 472–493; X-XII/1893, S. 617–651 u. Forts. 1894.

⁵⁷ [Wilhelm Rudow], Die Gestalten des rumänischen Volksglaubens (Aus dem Alptraume entwickelt von W. Rudow), II-III/1893, S. 103–115; IV/1893, S. 197–204; VII/1893, S. 391–399; VIII-IX/1893, S. 494–509.

⁵⁸ Nic. Densușianu, Die historische und philologische Litteratur der Rumänen im Jahre 1891, II-III/1893, S. 81–93.

⁵⁹ Aus der Bukowina, II-III/1893, S. 165–168; IV/1893, S. 222–226; V-VI/1893, S. 323–334.

⁶⁰ Georg[e] Barițiu, V-VI/1893, S. 242–253. [Bildnis ebda, S. 241].

⁶¹ U. d. T. Navigațiunea pe Olt și Importanța ei pentru România, Bucuresci 1893 (= Aktenmäßige Darstellung der Altschiffahrt. Herausgegeben von Dr. Karl Wolf, Sparkassadirektor Hermannstadt, Buchdruckerei W. Krafft, 1886), V-VI/1893, S. 335.

⁶² A. C. Cuza, Sinngedichte, I/1893, S. 49. A. Densușianu, Aus „Valea Vieții.“, I/1893, S. 49.

⁶³ Meister Umsonst. (Aus dem Rumänischen de la Vranceas.), I/1893, S. 50–56. Der Unterpräfekt. Novelle, nach dem Rumänischen von Duiliu Zamfirescu. II-III/1893, S. 126–139. IV/1893, S. 205–217.

märliteratur sind Rezensionen in der Rubrik „Neue Bücher“⁶⁴, anhand derer Lesegewohnheiten nachgezeichnet werden können. Ergänzt wird diese Rubrik um die Besprechung „neue[r] Zeitschriften“ wie *Revista critica-literară* (Iași, Hrsg. Aron Densușianu), *Rîndunica. Revistă literară, științifică, folclorică* (Iași, Hrsg. E. Sevastos); *Alțițe și Bibiluri. Litere, Științe, Arte* (Litzen und Spitzen, Bukarest; auch das Pseudonym der Hrsg. Smaranda Andronescu wird in der Rezension aufgeschlüsselt).⁶⁵

Entsprechend dem redaktionellen Vorhaben greifen die JB vor allem Texte rumänischer Autoren auf:

Ueberhaupt werden wir von jetzt an diesem Fache besondere Aufmerksamkeit zuwenden und alle litterarischen Erscheinungen von einiger Bedeutung, welche auf romänischem Gebiet auftauchen, mit gleicher Sachlichkeit wie bisher besprechen.⁶⁶

In diesem Zusammenhang erinnern die JB an eine Sammelaktion für eine für März 1893 geplante *Bibliografia României* von D. G. Sfetea, die bei Librăria Școalelor in Bukarest erscheinen soll, und drucken einen Aufruf an „die Herren Schriftsteller, Verleger und Drucker“⁶⁷ zur Einsendung je eines Exemplars aller Drucksachen ab.

Beachtung finden in der Zeitschrift auch Werke des Dichters Mihai Eminescu und zeitgenössische Studien; genannt seien Eminescus *Der Abendstern (Luceaferul)* in deutscher Übersetzung⁶⁸ bzw. ein Kommentar einer Untersuchung, deren Autor ungenannt bleibt, weil er ein hoher Kirchenbeamter ist.⁶⁹

⁶⁴ Theochar Alexi, Parnasul român, Kronstadt. De la Vrancea, Parasîții. J. Slavici, Novellen. Aron Densușian, Valea Vieții, Iași 1892, I/1893, S. 64; [Ausführlich zu Densușianu:] II-III/1893, S. 173-176. Dumitru Stănescu, Basme culese din gura poporului, Bucuresci 1893 [mit Textauszügen aus „dieser sehr verdienstliche Sammlung“, dem Volksmärchen „Graugeier“, II-III/1893, S. 117-124; Zitatnachweis S. 176; dazu Bemerkungen, vmtl. der Redaktion, zur Typologie des Märchens, ebda, S. 124-125]. Nicolae Xenopol, Bradi și putregaiu. [= Brazi și putregai]. Moravuri provinciale, Bucuresci 1892.

⁶⁵ II-III/1893, S. 170-171.

⁶⁶ I/1893, S. 64.

⁶⁷ II-III/1893, S. 171.

⁶⁸ Mihail Eminescu, Der Abendstern (Luceaferul). Deutsch von Edgar von Herz, Graeve & Co, II-III/1893, S. 176: „Das sehr splendid gedruckte Heft enthält eine in Anbetracht ihrer rühmenswürdigen Treue recht gelungene Übersetzung der schönsten und tiefsten Romanze Eminescus.“ S. auch die Rez. zu: Mihail Eminescu, Studiu critic, Blașiu [=Blaj] 1891.

⁶⁹ IV/1893, S. 230-238.

Das Theaterwesen der Zeit wird nur flüchtig erwähnt. Relevant ist für die Redaktion nicht das Theatergeschehen in der eigenen Provinz, sondern jenes am Bukarester Nationaltheater, wo am 16. März 1893 ein Versdrama von G. Ventura und V. Leonescu aufgeführt wurden.⁷⁰ In der Besprechung wird nicht nur die Textvorlage, sondern vor allem die Einstellung des Theaterpublikums kritisch bewertet:

[...] indessen zeigte schon die erste Aufführung, und noch mehr die Wiederholung, wo das Haus selbst am Sonntage leer blieb, dass die Bucurescier Hörer für das Trauerspiel noch nicht das richtige Verständniss haben. Die grosse Menge sucht im Theater nur Zeitvertreib. Eine Wendung zum Bessern ist, so wünschenswerth sie wäre, fürs erste leider nicht zu erwarten.⁷¹

4. Die theologisch-akademische Publizistik stellt ein journalistisches Genre dar, das durch seine hybride Positionierung bezüglich der Inhalte, der Verfasser und der Adressaten für das siebenbürgische Gemeinwesen eine in mehrfacher Hinsicht wegweisende Rolle einnimmt. Von der Tradition einer konfessionellen Schulordnung geprägt, verwalten die Theologen in ihrer sozialen Doppelrolle innerhalb einer als geschlossen angenommenen Gemeinschaft nicht nur die kirchliche, sondern auch die weltliche Lebensordnung der Siebenbürger Sachsen. Zwar wird durch den Ausbau eines Lehrerseminars eine zeitweilige Trennung der sozialen Zuständigkeiten von Pfarrern und Lehrern erreicht, doch die gesellschaftliche Akzeptanz dieser Arbeitsteilung wird nicht als selbstverständlich betrachtet. Eine Betrachtung der Presse der sechziger und achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts zeigt, dass sich im Zeitraum von etwa zwanzig Jahren die tradierte Rollenzuschreibung nur wenig geändert hat.

Dieses Fachpublikum will der evangelische Pfarrer Franz Obert in seiner Eigenschaft als Herausgeber und Redakteur der Monatsschrift *Schul- und Kirchen-Bote für das Sachsenland* [SKB] (Hermannstadt, 1866-1868)⁷² erreichen, die ähnliche Zielsetzungen wie das Vorgängerblatt *Kirche und Schule* (eine Beilage der *Hermannstädter Zeitung* aus dem Jahr 1862) verfolgt. In dieser Traditionslinie steht die Absichtserklärung O-

⁷⁰ Traian și Andrada, Trauerspiel in fünf Aufzügen und in Versen, IV/1893, S. 238–240.

⁷¹ IV/1893, S. 240.

⁷² Die Zeitschrift wurde ab Januar 1866 in Hermannstadt bei S. Filtsch gedruckt und verlegt. Der Pränumerationspreis betrug 1 Florin halbjährig, 2 Florin ganzjährig; mit Postversendung zusätzlich 20 bzw. 40 Kronen. Es waren 12 Bogen in Großoktav eingeplant, die auch als Jahrgang gebunden und durchnummeriert wurden.

berts, eine kollektive und fachliche Interessenvertretung für die Lehrerschaft und die Geistlichkeit zu erreichen:

Es waltet kein Zweifel darüber ob, dass wir eines Organes für unsere Schul- und Kirchenangelegenheiten bedürfen [...].⁷³

Mit der Gründung einer Fachzeitschrift wird nach Meinung des Herausgebers auch die Entstehung einer interessierten Öffentlichkeit begünstigt, die über fachspezifische Probleme debattieren kann.

Es erscheint namentlich von der größten Wichtigkeit, dass unsern Volksschullehrern Gelegenheit geboten werde, sich an der öffentlichen Diskussion zu beteiligen.⁷⁴

Auf dem Gebiete unsers kirchlichen Lebens dürften sich zumeist Verwaltungs- und Verfassungsfragen vordrängen: Disciplinarordnung, Eherecht, Kompetenz der Synode u. s. w. Auch auf diesem Acker stehen die Halme sehr dicht. Allein es wird keine jener Fragen ohne öffentliche Discussion spruchreif werden.⁷⁵

Diese Zeitschrift soll nicht für persönliche Polemiken und literarische Subprodukte missbraucht werden, denn sie ist kein „Tummelplatz [...] für persönliche Nergeleien, für Herzenergießungen literarischer Strauchdiebe.“⁷⁶ Was die „Gegenstände“ betrifft, „deren Besprechung in diesem Blatte wünschenswerth erscheint“, gehören zwölf Themenvorschläge, u. a. „Die Weckung der Vaterlandsliebe durch die Schule“⁷⁷. Die Dauerrubriken „Lesefrüchte“ (mit moralisch aufbauenden Zitatensammlungen), „Notizen“ (mit Bekanntmachungen der Redaktion) und „Briefkasten“ (in dem Leserbriefe beantwortet und juristische Fragen geklärt werden) ergänzen den Inhalt der Zeitschrift.

Ein Anliegen des SKB ist die Bloßlegung von Defiziten jeglicher Art. Diese Kritik erfordert jedoch Anonymität, vor allem weil sie allgemeine soziale Missverhältnisse benennt. Dazu gehören die ungenügende Ausbildung der Volksschullehrer (die eigentlich Seminaristen sind), der Mangel an „Uebungsschulen“ mit dreijähriger pädagogischer Ausbil-

⁷³ Franz Obert, An die Leser, 1/1866, S. 1-2. Zitatnachweis S. 1.

⁷⁴ Ebda, S. 1.

⁷⁵ Ebda, S. 1.

⁷⁶ Notiz der Redaktion, 5/1866, S. 88.

⁷⁷ 1/1866, S. 15-16; Zitatnachweis S. 15.

dung, die Nichtexistenz beruflicher und organisatorischer Solidarität⁷⁸ und der unzureichend geklärte Status des Lehrers im Verhältnis zu Gemeinde und Kirche, vor allem bei der Bezahlung. Der unbekannt Autor schlussfolgert:

Hätten die Volksschullehrer eine den andern Ständen gegenüber ebenbürtige Stellung, unsere Schulen würden zweifach mehr leisten, als sie es jetzt bei allem guten Willen der Lehrer können.⁷⁹

Auch der Herausgeber signalisiert seiner Leserschaft „zwei Klippen, welche der Berufstreue des Volksschullehrers Gefahr drohen“⁸⁰. Er klagt über jene obligatorischen Tätigkeiten des Lehrers, die seine Unterrichtsleistung schwächen: „die landwirthschaftliche Nebenbeschäftigung“ und „der Musikbetrieb“:

Ich meine jenen Musikbetrieb, welcher seit zwei Decennien etwa bei uns auf dem Lande in Schwunge steht, wobei die vorzugsweise Handhabung der Blasinstrumente kultivirt und die Einübung von lärmenden Marsch- und Tanzpiecen angestrebt wird. Was in der Regel dabei herauskommt, wir wissen es aus der Erfahrung. Es ist meist ohne allen Belang, in künstlerischer, in gemüthsbildender Beziehung herzlich wenig.⁸¹

In der Auseinandersetzung um die inhaltliche Gestaltung des Unterrichts wird die musische Ausbildung oft angesprochen.⁸² Die Verfasser der Beiträge weisen auf Mängel verschiedener Art hin: die unzureichende Ausstattung der Schulen mit Musikinstrumenten, die geringe Anzahl pädagogisch verwertbarer Stücke usw. Theologen und Pädagogen vertreten in dieser Polemik unterschiedliche Standpunkte. Ein Lehrer z. B. bemängelt die unzureichende Verfügbarkeit schultauglicher Kompositionen:

⁷⁸ „Von einem Lehrerstande, wie er eigentlich sein soll, kann in unserm siebenb. Vaterlande in Wahrheit nicht die Rede sein.[...] Die Lehrer müssen zu einem Körper geformt werden durch allgemeine Vereine, die nicht nur eine moralische Macht auf sie ausüben können, sondern auch eine faktische; die jedes Glied besuchen muß, wenn es dem Lehrerstande angehören will.“ Ebda, S. 22.

⁷⁹ Ein Volksschullehrer, Wodurch wird die Stellung des Volksschullehrers am meisten erschwert?, 2/1866, S. 20–23; Zitatnachweis S. 20.

⁸⁰ F.[ranz] O.[bert], 9–10–11/1868, S. 306–308.

⁸¹ Ebda, S. 307–308.

⁸² Michael Ziegler, Etwas über Poesie in der Musik, 9/1866, S. 171–174. Der Autor ist Theologe (Prediger in Zeiden).

Wie kommt es, dass unsre einheimischen Componisten ihre Werke unter Schloß und Riegel halten, oder höchstens in dem Orte hören lassen, welchen sie bewohnen? Warum tritt ein Grasser nicht hervor mit seinen herrlichen Trauermärschen, Homm mit seinen Dikten, Höchsmann mit seinen instrumentirten Kirchenquartetten, Hälvig mit seinen Guitarrliedern, Mauß mit seiner neuen Tabulatur? Warum sammeln sie nicht ihre Compositionen, ihre Werke überhaupt, und warum geben solche Männer ihre Sammlungen nicht in Druck?⁸³

Als Lösung schlägt der unbekannte Autor vor, man möge auf dem Lande die Werke berühmter Musiker in bescheidener Besetzung spielen. Diesem Vorschlag widersetzt sich der Pfarrer Johann Michaelis in Alzen, der sich gegen eine „stümperhafte und zerstückelte Aufführung“⁸⁴ ausspricht:

Was die größern Kunstwerke für unsere Landmusiken in der Regel unausführbar macht, das ist nicht die Instrumentation, sondern eben die ganze Composition, welche nur für tüchtige und zahlreiche Kräfte berechnet wurden.⁸⁵

Michaelis untermauert seine Argumentation mit theologischen Gegenargumenten:

Zum Ueberfluße sind jene Oratorien gar nicht für die Kirche geschrieben und die für den cermoniellen Gottesdienst in der röm.-kathol. Kirche bestimmten Messen zur Aufführung in den evangelischen Gotteshäusern nur sehr ausnahmsweise geeignet.⁸⁶

Dafür bietet er einen für den Schulgebrauch angemessenen Lösungsvorschlag:

Man wähle daher andere, passendere, einfachere, leichtere, den vorhandenen Kräften angemessene Tonstücke aus.⁸⁷

Ein Anliegen des SKB ist das von Lehrern und Pfarrern gleichermaßen akzeptierte Anliegen einer angemessenen Volkserziehung. Für die junge

⁸³ G. B., Frage und Bitte eines Volksschullehrers, 3/1866, S. 47–50; Zitatnachweis S. 47.

⁸⁴ Johann Michaelis, Eine wohlgemeinte Antwort auf die „Frage und Bitte eines Volksschullehrers in Nr. 3, S. 47 dieser Blätter“, 8/1866, S. 153–154; Zitatnachweis S. 154.

⁸⁵ Ebda, S. 154.

⁸⁶ Ebda, S. 154.

⁸⁷ Ebda, S. 154.

Generation werden dafür zwei weitere Fächer in Betracht gezogen: der Sprachunterricht⁸⁸ und die Geschichtswissenschaft. Im Falle der Unterrichtssprache schwanken die Meinungen zwischen der Entscheidung, ob die Hochsprache oder der Dialekt Vorrang haben sollte. Einerseits wird angenommen, ein angemessenes Lehrbuch und der gezielte Unterricht der deutschen Grammatik seien notwendig für die sächsischen Schüler, die das Schriftdeutsch nur in der Schule erlernen, und für deren rumänischen und ungarischen Mitschüler, andererseits wird die von Josef Haltrich betriebene Dialektforschung zwiespältig betrachtet.⁸⁹

Die auf dem Lande tätigen Intellektuellen tragen neben dem Unterrichten eine weitere Verantwortung: Sie sind auch Sammler, Bearbeiter und Bewahrer von Volksgut. Eine Notiz der Redaktion⁹⁰ enthält den Aufruf des Gymnasiallehrers Josef Haltrich in Schäßburg an die siebenbürgischen Lehrer, ihm Mitteilungen über vorgefundene Inschriften zuzuschicken. Die Redaktion erläutert, dass sich dadurch „die vaterländische Wissenschaft“⁹¹ entwickeln werde, und ergänzt den Text mit der Bitte um die Zusendung von Sprichwörtern, Rätseln, Volksliedern, Kinder- und Volksspielen, Abzählreimen auch an weitere bekannte Sammler und Bearbeiter (F. W. Schuster in Mühlbach, Fr. Müller und Josef Haltrich in Schäßburg, Joh. Mätz in Rohrbach, G. Schuller in Halvelagen, F. F. Fronius in Arkenen, G. Seivert in Hermannstadt, H. Wittstock in Bistritz).⁹²

Auch der Geschichtsunterricht, der v. a. im zweiten Jahrgang des SKB (1867) thematisiert wird, soll regionale Inhalte vermitteln.⁹³ Der von F. Obert konzipierte Gesetzesentwurf⁹⁴ enthält den ausdrücklichen Vermerk:

⁸⁸ Zum Unterrichte in der deutschen Sprachlehre an unsern Volksschulen, 7/1867, S. 193–196. Gegenmeinung zit. aus dem „Württembergischen Schulwochenblatt“, 12/1867, S. 351.

⁸⁹ Auf die zunächst positive Einschätzung der Studie „Negative Idiotismen der siebenbürgisch-sächsischen Volkssprache“ von Josef Haltrich (6/1867, S. 169–173) folgt ein kritischer Kommentar (8/1867, S. 233–234).

⁹⁰ Notiz [der Red.], 7/1866, S. 135–136.

⁹¹ Ebda, S. 136.

⁹² Ebda, S. 136.

⁹³ Ein Kapitel aus der Heimathkunde, 3/1866, S. 42–44.

⁹⁴ Franz Obert, Beiträge zu einem Gesetzesentwurf, betreffend die Reorganisation des Volksschulwesens im Umfange der ev. Landeskirche A. B. in Siebenbürgen, 3/1868, S. 79–87; 4/1868, S. 107–113; 6/1868, S. 160–176; 7/1868, S. 188–206; 8/1868, S. 218–233; 9–10/1868, S. 254–268.

Auf die Geschichte des Vaterlandes, namentlich die des Sachsenvolkes, ist großer Fleiß zu verwenden. [...] Der Unterricht geht durchschnittlich von einzelnen Personen oder Begebenheiten aus, ist also biographisch, erhebt sich jedoch stets zum Allgemeinen, zur Geschichte des in Rede stehenden Volkes.⁹⁵

Außer Musik, Geschichte und Sprache, denen in der akademischen Presse in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine nicht in Zweifel gezogene Wertschätzung zuteil wird, erörtern die SKBs weitere Unterrichtsinhalte und Fächer wie Philosophie, Orthographie, Bibelkunde, Geographie und Naturwissenschaft. Sie betonen die Beziehung zwischen Schule und Kirche durch den obligatorischen Kirchenbesuch der Schüler, aber auch durch interkonfessionelle Nachrichten wie die evangelische Bischofswahl oder durch Zitate aus einer Ansprache des rumänischen Erzbischofs und Metropoliten A. Freiherr von Schaguna über das Synodalsystem.

Zu den organisatorischen Aspekten des Unterrichts gehören Fragen wie die Trennung von Knaben- und Mädchenschulen⁹⁶, die Förderung des Lesens durch die Gründung von Schulbibliotheken⁹⁷, Fortbildungsmöglichkeiten, Vereinsnachrichten⁹⁸. Ab- und Nachdrucke aus Zeitungen und Zeitschriften⁹⁹ verbreiten weitere Fachnachrichten für das Zielpublikum der SKBs.¹⁰⁰

Obwohl die beruflichen Widersprüche der Lehramtsinhaber in der Fachpresse der Zeit thematisiert und problematisiert werden, zeigt der

⁹⁵ 7/1866, S. 195.

⁹⁶ Ist die Trennung der Kinder nach Geschlechtern in der Volksschule unerlässlich?, 3/1866, S. 45–47. Die Vereinigung der beiden Geschlechter in der Volksschule, 5/1866, S. 82. Horvath, Vorschlag, betreffend die Vereinigung der Geschlechter in der Volksschule zu Brenndorf, 2/1868, S. 44–46 [der Autor zählt die Gründe für gemeinsame Klassen auf und belegt deren Erfolge nach ihrer Einführung in Brenndorf].

⁹⁷ Schullehrerbibliotheken, 6/1866, S. 92–94. Wie kann Aufklärung ins Volk gebracht werden?, 7/1867, S. 183–188.

⁹⁸ J. G. L., Zur Geschichte unserer siebenb.-sächsischen Schullehrer-Vereine, 7/1866, S. 124–128. Fr. Fronius, Zur Entwicklungsgeschichte des Schäßburger Volksschullehrer-Vereins, 11/1866, S. 215–224. Der 2. Jg. enthält zahlreiche Nachrichten über den Gustav-Adolf-Verein.

⁹⁹ Kronstädter Ztg.; Hermannstadtädter Ztg. v.[ereint] m. d. S.[iebenbürger] B.[oten]; Rheinische Blätter, Zitat aus einem Artikel von K. W. F. Wander; Allgemeine deutsche Lehrerzeitung.

¹⁰⁰ Karl Boner, Siebenbürgen, seine Producte und seine Bewohner, London 1865, Auszüge in: 6/1866, S. 94–96; 7/1866, S.121–124; 8/1866, S. 148–151 [Übersetzung von H. Neugeboren].

*Schulkalender für Lehrer, Direktoren und Schul-Inspektoren der ev. Landeskirche A. B. in Siebenbürgen auf das Schuljahr 1887/88*¹⁰¹, dass nach zwanzig Jahren trotz der Änderungen im siebenbürgisch-sächsischen Schulwesen die Schwierigkeiten fortbestehen. In diesem Kalender stellt Andreas Scheiner Abhilfeüberlegungen für die Mehrfachbelastung der Lehrer und vor allem der Theologen an. Ausgangspunkt seiner Thesen ist die Annahme einer historisch gefestigten nationalen Bestimmung, die sowohl Schule als auch Kanzel zu verwirklichen hätten:

Träger – im eminenten Sinne – der sächsischen Nationalität sind fast nur noch Kirche und Schule; Kirche und Schule werden von unsern Geistlichen repräsentiert; es liegt sehr nahe, dass unsere Geistlichen nicht nur in hervorragendem Masse ein Herz haben für unsere nationalen Fragen, es könnte auch für konsequent gehalten werden, wenn sie in hervorragendem Masse für nationale Fragen in Aktion treten sollten.¹⁰²

Zwar befürwortet Scheiner die soziale Rolle des evangelischen Pfarrers und bedient sich dafür eines kantianischen Erklärungsmusters:

Dass wir aber in einem Zeitalter der Aufklärung leben, dass unsere Geistlichen einer (rationalistisch-)aufklärenden Richtung huldigen, hiefür haben wir einen sprechenden Beweis in der Thatsache gerade, dass sie, wie wir schon gesehen haben, auf so mannigfachen nicht-geistlichen Gebieten aufklärend zu wirken bestrebt sind.¹⁰³

Wir haben eine hohe Meinung von Religion und Religiosität. Wir halten dafür, dass das religiösere Volk nicht nur von theologischem, sondern auch von wirtschaftlichem und nationalem Standpunkt aus beurteilt das tüchtigere sei. Darum wünschen wir aber auch, dass diejenigen, welche dazu berufen sind, die Religiosität zu fördern, ihre ganze Kraft dieser ihrer Aufgabe widmen sollen und glauben, dass ihnen zur Erfüllung dieser Aufgabe nie Kräfte genug zur Verfügung stehen können.¹⁰⁴

Ein nennenswertes Beispiel dafür sei der schulische Bereich, dessen Erfolge die pädagogische Kompetenz der Geistlichen ausreichend belege. Trotz dieser positiv verlaufenden Beweisführung setzt sich Scheiner für

¹⁰¹ Redigiert von M. Csaki[,] Lehrer in Hermannstadt. II. Jahrgang. Hermannstadt, Druck und Verlag von W. Krafft, 1887. [= Angaben des Titelblatts]

¹⁰² Dr. A. Scheiner, Die Stellung des sächsischen Pfarrers in der Gegenwart, S. 19-31; Zitatnachweis S. 22-23.

¹⁰³ Ebda, S. 24.

¹⁰⁴ Ebda, S. 29.

eine Trennung von Beruf(en) und Berufung ein. Die Rolle des evangelischen Pfarrers im Gemeindegewesen sei zu vielfältig und überschreite im Grunde die Grenzen seiner Ausbildung, seiner physischen Möglichkeiten und die Anforderungen, die die Gemeinde an ihn stelle; dazu gehörten Pfarramt, Seelsorge, Lehre, Landwirtschaft (samt der Förderung von Vereinsgründungen und der Einführung von technischen Neuerungen auf dem Lande) und Politik. Deswegen fordert der Verfasser eine Einschränkung auf die eigentliche theologische Aufgabe der Geistlichen: „Der Pfarrer soll in erster Linie Pfarrer sein.“¹⁰⁵

5. In der siebenbürgisch-sächsischen Presselandschaft eröffnet *Die Bergglocke* – trotz ihrer kurzen Erscheinungsdauer – die Reihe der eigentlichen Kultur- und Literaturzeitschriften. Die von Wilhelm Hermann und Dr. Josef Groß herausgegebene und von Groß auch redigierte *Monatschrift für siebenbürgisch-deutsche Literatur, Kunst und Aesthetik* hält die angekündigte Periodizität nicht ein, da sie im ersten Jahrgang 1904 nach sechs Heften einget. Die zum Verkaufspreis von 6 Kronen (umgerechnet 6 R-Mark) pro Jahr in Heftformat gebundene und durchnummerierte Zeitschrift erscheint in Schäßburg, wird jedoch in dem Repser Verlag F. Schmidt gedruckt. In einer Anzeige in der Zeitschrift wirbt die Druckerei F. Schmidt mit einer eigenen Buchbinderei, einer Papierhandlung und mit dem Verlegen der Zeitschriften *Die Bergglocke* [BG] und *Repser Burgvogt*. Durch diese gegenseitige öffentliche Unterstützung von Zeitschrift und Verlag verfolgen beide die Werbestrategie, aus einer lokalen Randsituation heraus den heimischen regionalen Buchmarkt zu besetzen.

In ihrem Nachwort in der ersten Nummer erläutern die Herausgeber den Entstehungskontext, definieren die Zielgruppe und den Zweck der Zeitschrift und geben einen Ausblick auf die Inhalte der BG:

Wir haben dieses Blatt gegründet in der festen Überzeugung, dass es eine nationale Notwendigkeit sei. [...] Wir rühmen uns gern damit, dass wir ein geistig hochstehendes Volk sind und weisen immer auf unsere Errungenschaften hin. Doch an unsere Mängel müssen wir auch denken. Und es ist jedenfalls ein Mangel, dass wir Siebenbürger Sachsen auf dem Gebiet der heimischen Literatur so wenig leisten. [...] Als eine Hauptursache haben wir das Fehlen eines Literaturblattes erkannt; deshalb haben wir es unternommen, diese Zeitschrift zu schaffen.

¹⁰⁵ Ebda, S. 28.

[...] Gute Absichten und ein schönes Ziel führen uu[=n]s und wir treten vor unser Volk in der Hoffnung, es werden uns alle Redlichen helfen; denn es gilt ja dem Ruhm uns Heil unserer Nation und unserer Heimat!¹⁰⁶

Ein weiteres Defizit, dem jedoch weniger Beachtung geschenkt wird in der Gesamtleistung der BG, ist die unzureichende Kenntnis der ungarischen Literatur; Übersetzungen sollen dieses Manko beheben und dazu beitragen, die Gesamtliteratur Siebenbürgens mit Hilfe der deutschen Sprache bekannt zu machen:

Ich glaube, wir Siebenbürger Sachsen, die wir beide Sprachen auch literarisch beherrschen, sind am ehesten dazu berufen, die an schönen, eigenartigen Schätzen reiche magyarische Literatur der großen Welt zu eröffnen. Auch ist bei der Begründung der *Bergglocke* nebst anderem d[a]s beabsichtigt worden, für Übersetzung aus der Literatur unserer Nachbar-Nationen Raum zu bieten.¹⁰⁷

Diese Zielsetzungen werden von den Herausgebern nicht nur in theoretischen Texten expliziert, sondern auch in den eigenen literarischen Werken berücksichtigt. Diese programmatischen Texte sind vorzugsweise Allegorien, die sich bekannter Themen und Motive bedienen. Zur Titelgebung und intendierten Zielsetzung nimmt z. B. Wilhelm Hermann die *Vineta-Sage* auf. Eine Jungfrau (in der mythologischen Rolle der Muse) inspiriert die Poeten zur Wiederbelebung der in Trägheit versunkenen Gemeinschaft:

Sie rief des Volkes Meister
Zu froher Tat herbei,
Die hoben die Glocke zum Lichte;
Nun schwebt sie stolz und frei.¹⁰⁸

Das von J. Groß verfasste *Kunstmärchen*¹⁰⁹ verarbeitet Märchenmotive (die Reise des Helden, seine Begegnung mit drei weisen, sprechenden

¹⁰⁶ Die Herausgeber, An unsere Leser, S. 40.

¹⁰⁷ Fußnote von Dr. Josef Groß zur eigenen Übersetzung aus dem Ungarischen: Szilágyi und Hajmási, *Versepos* von Paul Gyulai, S. 197–201, S. 248–255; Zitatnachweis S. 197. S. dazu auch die Studie von Viktor Orendi-Hommenau, *Julius Reviczky als deutscher Dichter*, S. 151–156 [ungar. Dichter poln. Abstammung, verfasst auch dt. Gedichte; Hommenau zitiert seine Texte und übersetzt ebenfalls ein ungar. Gedicht ins Deutsche].

¹⁰⁸ Wilhelm Hermann, *Die Bergglocke* [= Gedicht], S. 1.

¹⁰⁹ Dr. J. Groß, *Die Poesie. Ein Märchen*, S. 2–16.

Vögeln: einem Raben, einer Eule und einer Nachtigall), literarische Traditionen (ähnlich wie in der Faustsage macht sich ein Gelehrter in Begleitung eines fahrenden Sängers auf die Suche nach der Poesie; die Lorelei-sage regt den Helden zu einer Fahrt an den Rhein an, auf der Suche nach der Quelle der Dichtung) und ironische Verweise auf die Wiederbelebung der Volkspoese durch den Reisevorschlag in Richtung Tübingen, wo „ein gewisser Herr Uhland und Hauff“¹¹⁰ dem Suchenden als Vorbilder dienen könnten. Zur Begriffserhellung dienen zahlreiche Situationsmotive (eine Familienszene mit Wiegenlied, eine Liebesszene mit Liebeslied, eine Waldszene mit Trinklied und Mailied, ein Erntedankfest mit Hochzeitslied). Die Klimax der Initiationsreise wird durch die Andeutung an das „ferne Ungarland“ (mit dem mythischen Vorgänger Klingsor und dem deutsch sprechenden Volk eines kleinen Landes) erreicht, wobei die Aussage durch das als Loblied auf die Heimat verfasste symbolische Hochzeitslied verstärkt wird:

In der Heimat Wunder webt
Reicher Sagenkreis,
Und das Lied sich singend hebt
Zu der Heimat Preis.¹¹¹

Schließlich erläutert „die Göttin der Poesie“¹¹² dem Gelehrten den Sinn seiner Reise, indem sie ihm die literarischen Schätze der Heimat erschließt und dadurch der Suche im Ausland ein Ende setzt:

Es gibt kein Land und kein Volk, das nicht seine eigene Poesie hat; und wer das leugnet, ist ein Narr.

Auch hier, wo du jetzt bist, wohnt die Poesie und blüht in Sagen und Liedern, verschönt die Natur und beglückt die Menschen.

Du aber öffne die Augen und das Herz der Poesie, die hier um dich prangt.¹¹³

Zu den programmatischen Texten zählt auch der Essay über *Poesie und Glaube* von Wilhelm Hermann,¹¹⁴ in dem die theologisch-religiöse Einstellung des Autors und Herausgebers das ästhetische Konzept der BG um Reflexionen über die (prophetische) Inspiration des Dichters ergänzt; als

¹¹⁰ Ebda, S. 7.

¹¹¹ Ebda, S. 14.

¹¹² Ebda, S. 15.

¹¹³ Ebda, S. 16.

¹¹⁴ S. 234–241.

komplexes Beispiel dienen die neutestamentarischen Parabeln bzw. die Person Jesu:

Die christliche Offenbarung ist also nicht bloß ein Ausfluß des Glaubens und des Gottesbewußtseins, sondern auch der künstlerisch erhabenen Phantasie und in weiterm Sinn der Poesie. Poesie und Glaube stehen zu einander in in- nigster Wechselbeziehung.¹¹⁵

Der Dichter ist oft ein Prophet. In Jesus tritt uns aber ein Prophet als Dichter entgegen.¹¹⁶

Außer den literarischen Beiträgen enthält die BG auch die Rubriken „Kri- tische Bücherschau“ (signiert von Wilhelm Hermann; später auch von Julius Groß und Julius Römer) und einen nicht durchgehend eingehalten- en „Briefkasten der Redaktion“. Die Sichtung der Korrespondenz der Zeitschrift zeigt, dass sich der anfängliche Mitarbeiterkreis durch die Autoren der Zusendungen erweitert hat.¹¹⁷

Dieses ästhetische Programm bevorzugt die Themenkreise Heimat, Volk und Glaube. Die Dominanz des Lokalen und des Regionalen¹¹⁸ be- folgt jedoch die üblichen kulturellen Muster der germanomanischen I- deologie des 19. Jahrhunderts:

O, Neustadt! Deutsche Eiche hier in dem Völkerwald,
Bleib' treu dem deutschen Laute, der heute Dich durchhallt;
O, wahre deutsche Sitte, wahr' deutschen Mut und Fleiß,
Wahr' Deiner Ahnen Ehre und Deiner Zukunft Preis!¹¹⁹

¹¹⁵ Ebda, S. 237.

¹¹⁶ Ebda, S. 239.

¹¹⁷ Einige der Korrespondenten sind spätere Mitarbeiter der Zeitschrift, z. B. „Fr. L. H. in B.“ = Louise Helfenbein; „E. O. in T.“ [mglw. Druckfehler, da wahrscheinlich Orendi- Hommenau in Temeswar, von dem nur ein erstes Gedicht aufgenommen worden war aus einer Doppelsendung]; „J. R. in K.“ [= Julius Römer; später auch Rezensent der Bücher- schau]; „W. B. in W.“ [= Wolfgang Burghauser?], „J. L. in Z.“ [Johann Leonhardt?].

¹¹⁸ Friedrich Rheindt, Der Hann von Michelsberg und der Teufel, S. 27–28 [= ätiologische Sage um eine Schlucht namens „Teufelskiepen“]. W. Hermann, Lied eines sächsischen Auswanderers, S. 169 [Abschieds- u. Klagelied]. Friedrich Rheindt, Mein Vaterland, die Scholle, S. 189–190. Wilhelm Hermann, Im Bauernhaus, S. 242–243. Viktor Orendi- Hommenau, Volkslied, S. 243.

¹¹⁹ Julius Römer, Neustadt, S. 111–112 [angeblicher Gründungsmythos durch ein Hünenge- schlecht, Zitatnachweis S. 112]. J. Groß, Die Repser Burg. Stimmungsbild [...], S. 25–27. In seiner befürwortenden Rezension zu: Friedrich Wilhelm Seraphin, Die Einwanderer, Her- mannstadt, Wien, Leipzig, Verlag G. A. Seraphin schlussfolgert J. Gross: „Es ist ein echtes, deutsches Werk, aus welchem tüchtige Arbeit und reiches Gemüt reden. Die Sprache paßt

Dass die BG ein pädagogisches Vorbild und ein ästhetischer Wegweiser für die Leser sein wollte, ist auch an einer Übersicht der literarischen Gattungen ablesbar. Balladen¹²⁰, zumeist pathosereif gefüllte Liebes-¹²¹ und Naturgedichte¹²² sowie Gedankenlyrik¹²³ und Besinnungslieder protestantischer Tradition¹²⁴ entsprechen der literarischen Ideologie der BG, die wenig Frivolität erlaubt.¹²⁵ Zur Volkserziehung durch Humor dienen die Schwänke¹²⁶, die teilweise im Dialekt verfasst sind, sowie die Prosastücke unterschiedlichen Inhalts.¹²⁷ Zu den belehrenden Erzählungen gehören

sich geschickt der Darstellung an und weiß den ruhigen Ton der Beschreibung, den wuchtigen Laut des Kampfes und den süßen Klang der Liebe in gleich guter Weise zu treffen.“, S. 39–40; Zitatnachweis S. 40 [=Ansiedlungsgeschichte Hermannstadts, mit einem Ritter Hermann von Elzeburg als Anführer und Gründer].

¹²⁰ Louise Helfenbein, Geheiltes Weh, S. 17. J. Groß, Ansa, S. 62–67 [histor. Stoff]. Wilhelm Hermann, Des Dichters Wiege, S. 215–218.

¹²¹ Friedrich Rheindt, Ich wollte, du wärest ..., S. 18. W. Hermann, Abschied, S. 38. J. Groß, Wie konntest du mich verlassen?, S. 38. Bruno Streitfeld, Mein Schatz ist ein Mädlein besonderer Art ..., S. 125. Richard Huß, Enttäuschung, S. 150. J. Groß, Tanzlied, S. 188. J. Groß, Wenn ich in's treue Aug' dir seh ..., S. 190. Wolfgang Burghauser, Neue Liebe, S. 232.

¹²² W. Hermann, Frühlingsabend, S. 32. J. Groß, Erster Schnee, S. 34. Luise Helfenbein, Sommerlied, S. 34. Wilhelm Hermann, Am See, S. 83–84. Richard Huß, Am See, S. 150. E. Connert, Sternschnuppe, S. 157. J. Groß, Die Vermählung der Erde, S. 157. Wolfgang Burghauser, Abendlied, S. 158. Friedrich Rheindt, Der Königseiche Tod, S. 162–164. Viktor Orendi-Hommenau, Ritornell, S. 164. Wilhelm Hermann, Frühling im Herbste, S. 233. K. L. Poëta, Sommerabend, S. 241.

¹²³ Friedrich Rheindt, Es wandelt die Schöpfung ..., S. 16. Wilhelm Hermann, Des Dichters Glück, S. 18 [= Selbstbeschwörung im Faustton der Paktszene]. Viktor Orendi-Hommenau, Es ist kein Wahn ..., S. 33. Wolfgang Burghauser, Wanderndes Leben, S. 70. Friedrich Rheindt, O, strebe froh, so lang's noch Zeit, S. 71–72. Viktor Orendi-Hommenau, Ergebung, S. 158. Viktor Orendi-Hommenau, Es glaube jeder, was ihn freut ..., S. 194. Friedrich Rheindt, Der wahre Sänger tront in reinen Höhen, S. 221.

¹²⁴ Louise Helfenbein, Verzage nicht, S. 82. J. Groß, Des Redlichen Weg, S. 84. J. Groß, Mahnung, S. 124.

¹²⁵ Etwa Trinklieder wie: J. Römer, Weinlied, S. 228 u. J. Römer, Sängermarsch, S. 247.

¹²⁶ Franz Obert, Das größte Leid, S. 67 [Drei Männer beklagen ihren Verlust vor Gott, und zwar Güter, Familie und Vaterland; Trost finden nur für die ersten beiden, der dritte jedoch nicht, denn „Im Himmel gibt es keinen Staat“]. J. Römer, Der rihbak als riwer. En wohr geschicht [mit der Erklärung, es sei in Kronstädter Mundart verfasst], S.72–74. J. Groß, Der blamierte Teufel, S. 85–91. K. L. Poëta, Schwank, S. 195–196.

¹²⁷ W. Hermann, Der schöne Max, S. 19–24 u. 75–78 [tragische Liebesgeschichte]. Johann Leonhardt, Die Knospe“, S. 29–32 [erste Liebe]. Michael Zikeli, Der Balgentreter, S. 101–103 [über einen lokalen Sonderling]. Louise Helfenbein, Frau Pfarrerin von Zufalls Gnaden, S.105–110 [humorvolle Heiratsgeschichte]. L[o]uise Helfenbein, Eine gelungene Kur. Erzählung aus dem Leben, S. 202–214 [humorvolle Eifersuchtsgeschichte]. J. Groß, Frühlingszau-

auch jene, die, von Pfarrern wie z. B. M. Zikeli verfasst, das strukturelle Muster einer Predigt oder eines moralischen Lehrstückes einhalten.¹²⁸

Die sekundärliterarischen Texte der BG erkunden ebenfalls heimische und heimatliche Bereiche.¹²⁹ Dem Literaturkonzept der Zeitschrift angemessen ist auch die deutliche Ablehnung der Moderne.¹³⁰ Diese Grundhaltung ist auch in der Beziehung zur Musik erkennbar, deren Pflege zur moralischen Erbauung (wenn es um die eigene Volksmusik geht) oder Abschreckung (etwa bei Zigeunermusik) dient.¹³¹ Von Franz Obert besorgte Nachdrucke aus der deutschen Presse¹³² verstärken mit weiteren Beispielen die von der BG vertretenen Ideen.

ber [Erzählung], S. 113–124. Dr. Franz Obert, Des Sohnes Bild. Aus dem Leben, 1857, S. 127–129 [der tragische Tod einer Familie]. Johann Leonhardt, Übereilte Liebe, S. 130–133 [Betrugsgeschichte].

¹²⁸ Wilhelm Hermann, Im Paradies, S. 144–146 [mit dem erläuternden Untertitel: Eine Paramythie; Nacherzählung der bibl. Vorlage]. Friedrich Rheindt, Er gibt sich billig, S. 159–161 [Belehrung, die Menschen als solche zu schätzen und nicht überheblich zu sein]. J. Groß, Die Spinne, S. 165–168 [das Tier ist Anlass zur christl. Besinnung]. M. Zikeli, Der Adventist und mein Spiegel, S. 191–194 [Warnung vor der Propaganda von Sekten, ausgehend von einem Alltagsbeispiel, der Reparatur eines Spiegels]. M. Zikeli, Unter Kartenspielern [gegen das Laster des Kartenspiels].

¹²⁹ Dr. Franz Obert, Das Bild des Sachsenvolkes im Spiegel seiner Besucher, S. 35–37 [referiert Aussagen über die Sachsen aus Reiseliteratur]. Wilhelm Hermann, Friedrich Wilhelm Schuster als Dichter, S. 49–61 [aus Anlass seines 80. Geburtstags; F. W. Schuster wird eingeschätzt als „Prophet [...] und Lehrer seines Volkes“ (S. 52), dessen literarische Vorbilder Lessing und Goethe seien, doch von Goethe unterscheidet ihn „die warme Liebe zum angestammten Volkstum“, S. 51].

¹³⁰ J. Groß, Etwas über Lyrik, S. 97–99 [Goethe wird als Vorbild akzeptiert, nicht jedoch moderne Autoren]. J. Groß, Über den Verfall der deutschen Literatur, S. 181–187 u. 222–227 [= kritische Auseinandersetzung u. ausdrückliche Ablehnung moderner Ästhetik des Verfalls, ausgehend von einer lyrischen Anthologie v. Hans Benzmann bei Reclam, mit Textbeispielen von Hans Benzmann, Otto Julius Bierbaum, Karl Busse, Hermann Conradi u. Richard Dehmel]. S. dazu auch den schon genannten Essay zu Poesie und Glaube von W. Hermann, S. 234–241.

¹³¹ Friedrich Rheindt, Orgelton und Glockenklang, S. 79–82 [eine Lebensschau im Spiegel der religiösen existenzbegleitenden Musik]. Michael Zikeli, Zigeunermusik, S. 147–150 [über die hypnotische Wirkung dieser Musik auf die Zuhörer, die dafür ihr ganzes Geld ausgeben; schließt mit einer Moral, man möge sich davon zurückhalten]. S. auch die lobende Rezension von J. Groß zu den Kinder- und Chorliedern von Michael Zikeli. Carl Scherfer über die Pflege des deutschen Volksliedes [Volkslied ist nicht identisch mit Volkstümlichkeit; vermutlich Nachdruck].

¹³² Die Heranbildung des Volkes zu künstlerischer Genußfähigkeit, S. 91–93 [Abdruck aus der Wochenschrift „Deutsche Heimat“, Artikel von Ludwig Kunze]. Ueber die Vertiefung des Christentums [Untertitel: Ein Brief des preußischen Ministers Bosse], S. 141–142.

Eine weitere dafür aufschlussreiche Quelle ist die Rubrik „Kritische Bücherschau“. Sie enthält nicht nur Lektüreempfehlungen und –besprechungen, sondern in vielen Fällen ästhetische Urteile, die den Kanon der Zeitschrift weiterführen.¹³³ Über die Rolle des Theaters in der nationalpatriotischen Erziehung reflektieren die Herausgeber nur anhand von Beispielen:

Die Bühne ist der beste Ort, um durch Stücke, die nationale und lokale Stoffe behandeln, das Volk zur Liebe für Geschichte, für seine Heimat, für seine Sprache und für seine Bildung zu begeistern. Und jeder Dichter, der solche Stücke schafft, verdient sich den Dank seines Volkes.¹³⁴

Der Stoff des Stückes zeigt eine ungeheure, wuchtige Tragik. Die dramatischen Zusammenstöße und Verwirrungen haben packende Kraft. Die Gestalten sind bis auf wenige meisterhaft gewählt, gewaltig und klar dargestellt. Die sittlichen Gedanken und Folgerungen sind außerordentlich schön und mächtig, die einzelnen Bildern sind glücklich zusammengestellt und von ganz besonderer Wirkung.¹³⁵

Die Empfehlung für Hochsprache oder Dialekt machen die Herausgeber vom literarischen Genre und Stoff abhängig. Wenn für Königes' Drama

¹³³ Michael Zikeli, Streiflichter aus dem siebenbürgisch-deutschen Dorfschulleben um die Mitte des 19. Jahrhunderts, Reps, Selbstverlag [die Rolle des Schulwesens als „Grundlage der volklichen Entwicklung, Dr. J. Gross, S. 43–44; Zitatnachweis S. 43]. Anna Schullerus, Himwih [= Rez. von W. H. (S. 44–45), sei ein Muster von „Heimatskunst“ (S. 45) wg. Thema und Dialekt]. Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereines, XXIII. Jg. Hermannstadt, Selbstverlag, 1903 [Rez. S. 136–137]. Die Herkunft der Rumänen. Eine historisch-linguistische-ethnographische Studie von Dr. Emil Fischer in Bukarest. Bamberg, Verlag der Handelsdruckerei, 1904 [Rez. S. 137–138]. F. G. Rheindt, Burg und Dorf Michelsberg. Eine Schilderung ihrer Vergangenheit und Gegenwart, Hermannstadt, Jos. Drotleff. [Rez. von W. H., S. 170–171]: „Es ist ein Stückchen sonniger fruchtreicher Heimatserde, die uns hier im bescheidenen Rahmen poetischer Schilderungskunst entgegenlacht. Ein Hauch von Volkstreue und Lebensfreude liegt darüber ausgegossen.“ (S. 171). Oskar Wittstock, Wollen und Vollbringen, Hermannstadt, G. A. Seraphin. [Rez. J. Groß, S. 174–175; = vier Vorträge über Heinrich Wittstock, Josef Bedeus v. Scharberg, Samuel Freiherr v. Brukenenthal, positiv bewertet: „eine gediegene Arbeit als Historiker und als Schriftsteller“, S. 174]. Julius Schuldes, Zur Geschichte des Verfalls der Literatur, Wien [Flugschrift; Rez. J. Groß, S. 175–176; empfohlen auch für die ästhetischen Irrtümer der eigenen Landsleute u. Anlass zu einer Studie von J. Groß].

¹³⁴ Zu: Wilhelm Hermann, Des Burghüters Töchterlein. Schauspiel, Reps, F. Schmidt [Rez. von Dr. J. Gross, S. 42–43; Zitatnachweis S. 42].

¹³⁵ Zu Michael Königes, Gewalt und Recht. Drama [Rez. von J. Groß, S. 171–174; Zitatnachweis S.173; Mängel: der dramatische Aufbau, die ursprüngliche dialektale Fassung, die dafür nicht geeignet gewesen sei].

die Hochsprache die richtige Entscheidung gewesen sei, habe J. [?] Lehrer in der Doppelfassung seiner Texte daneben ge Griffen:

Der Dialekt ist besser geeignet zur Volkslyrik, er ist weicher und biegsamer. Es ist dem Dichter leichter, den Ausdruck zu wählen und zu gestalten. Der Sprache und auch dem Gefühl sind weitere Schranken gesetzt. Doch ist es auch wieder sehr schwer für den Dichter, den natürlichen, fast kindlichen Ton, die ungesuchte Empfindung zu zeigen, wie sie eine besondere Eigenart der Volkslyrik sind.¹³⁶

6. Zu den langlebigsten deutschen Zeitschriften in Siebenbürgen zählen die *Akademische[n] Blätter* [AB], die als „Organ der siebenbürgisch-sächsischen Hochschüler“ von 1896 bis 1914 während des Semesters im Monatsrhythmus (mit Ausnahme der akademischen Sommerzeit Juli-August, wenn Autoren und Leser Ferien hatten) im Hermannstädter Verlag von Wilhelm Krafft herausgegeben und gedruckt wurden. Die durchnummerierten Einzelausgaben wurden zu einem Pränumerationspreis von 3 Kronen pro Jahr oder 1 Krone und 50 Heller pro Halbjahr angeboten.

Die Zielsetzungen der Zeitschrift ändern sich mit dem Wechsel der Redakteure (zunächst Ernst Buchholzer; ab September 1900 Prof. Georg Barthmes; ab September 1906 Dr. Victor Kloeiß; ab September 1907 Friedrich Czikeli; ab September 1908 Dr. Hans Graeser) und bestimmen das Gesamtbild der *Blätter*. In der Absichtserklärung der ersten Septembernummer von 1896 werden die Ansprüche erläutert, die die AB an ihre Leserschaft stellt:

Die vorliegende, erste Nummer der *Akademischen Blätter*, als des Organs der siebenbürgisch-sächsischen Hochschüler, empfiehlt sich damit in erster Reihe den Hochschülern selbst, dann aber insbesondere auch allen den Kreisen, die mit wohlwollendem Interesse die Bewegung in unserer akademischen Jugend verfolgen.

Ein kräftiger, religiöser Sinn, frei von jedem Muckertum, [ab?]er auch frei von der haltlosen Indifferenz des modernen Weltmenschen, wissenschaftliche Tüchtigkeit, ohne die auch keine Berufstüchtigkeit denkbar ist, Empfänglichkeit für das Schöne in Natur und Kunst, der Drang, das Edle und Gute zu

¹³⁶ Lehrer, Was die Bauern singen und sagen, Mediasch, Verlag G. A. Reissenberger [Gedichte in Dialekt und in Hochsprache. Der Rezensent Dr. J. Groß kritisiert den Gebrauch der Hochsprache und plädiert für den Dialekt, während er eine drastische stilistische Kritik an den hochdeutsch verfassten Gedichten vornimmt, die oft im Dienst der Sache übertrieben wird; S. 40–42; Zitatnachweis S. 40].

thun, frei von Falsch und niedriger Gesinnung, der Mut der Wahrheit, die Kraft, ein offenes Wort zu wagen und zu ertragen, das sind die Eigenschaften, die wir unseren Hochschülern und damit den Männern der Zukunft unseres Volkes wünschen.

In diesem Idealbild unseres sächsischen Hochschülers fehlt aber ein Zug, der ihm erst die rechte Weihe giebt: es ist die Liebe [zu] unserm Volke, die Liebe zur sächsischen Art, zu deutschem Denken, deutschem Fühlen, deutscher Sitte. [...]

Hieran mitzuarbeiten nach ihren Kräften und nach Maßgabe der gegebenen Verhältnisse, setzen sich auch die *Akademischen Blätter* zur Aufgabe. Fern von dem Getriebe der Tagespolitik, hoffen sie sich dieser Aufgabe umso reiner und freudiger hingeben zu können.

Sollen diese Blätter aber diese Aufgabe erfüllen, müssen sie nicht nur für die akademische Jugend, sondern auch zum besten Teil von ihr geschrieben sein, denn die Schule für ihr Denken und Fühlen, die darin liegt, ist ein Hauptzweck ihres Bestehens.¹³⁷

Die AB wollen eine Erziehungstätigkeit außerhalb des kanonisierten (und weltfremden) universitären Rahmens leisten und diese an die siebenbürgisch-sächsische Wirklichkeit anpassen. Aus ihren variablen Realitätskorrekturen lassen sich jene Veränderungen in der intellektuellen Öffentlichkeit nachzeichnen, die die regelmäßig erschienenen AB befürwortend oder ablehnend dokumentierten.

Ursprünglich sollten die geplanten Inhalte verschiedene Aspekte des akademischen Lebens abdecken, wobei die Zeitschrift für die interessierte Jugend ein Informations- und Austauschforum darstellen wollte. In einem Vortrag auf der Versammlung der siebenbürgisch-sächsischen Hochschüler in Hermannstadt listet August Schuster diese Themen auf, die in derselben Nummer (1/1896) abgedruckt werden:

1. Besprechungen heimatlicher kultureller Fragen,
2. Aufsätze allgemein wissenschaftlichen und unterhaltenden Inhalts,
3. Poetische Arbeiten,
4. Nachrichten aus den Universitäten über bemerkenswerte Verhältnisse daselbst, Aufrufe u. s. f.,

¹³⁷ Ernst Buchholzer, 1/1896, S. 1.

5. Winke zur praktischen Einteilung des Studiums und zur Wahl geeigneter Lehrbücher, Berichte über die Verteilung der Studienfächer, über Benefizienverhältnisse, über Wohnungswechsel der Mitglieder u. dgl. m.¹³⁸

Vier Jahre später äußert der neue Schriftleiter Georg Barthmes, der die Bilanz der ersten Zeitspanne erstellt, seine Unzufriedenheit über die vorliegenden Ergebnisse. In den ersten Jahrgängen habe die Zeitschrift, deren Wert darin liege, „zum Denken zu erziehen, zum selbständigen, bildenden Denken“, ihre Themen zu stark lokal und regional eingeschränkt, sodass sie „über die breitgetretenen Wege eines ziemlich engen Gedankenkreises nicht hinauskommen“ konnte. Deswegen schlägt Barthmes vor, dass außer den studentischen und siebenbürgisch-sächsischen Fragen eine intensivere Bezugnahme auf deutschen Themen geleistet werden sollte, was u. a. durch Erfahrungsberichte sächsischer Studenten an deutschen Hochschulen und durch ausführliche Besprechungen deutscher Bücher zu erreichen sei:

In dem Bewußtsein aber, sächsischen Lesern deutsches Leben, deutschen Brüdern sächsisches Wesen näher zu bringen, liegt Erhebung und Freude.¹³⁹

Barthmes sieht die neue Rolle der AB zunächst darin, den sächsischen Studierenden eine kulturelle Aufgabe zu erteilen. Die jungen Autoren und Leser sind dazu aufgerufen, in Bezug auf deutschsprachige Kulturräume als Vermittler zu wirken bzw. ihre Erfahrungen aus der Fremde der einheimischen Leserschaft mitzuteilen. Doch Barthmes bestimmt auch ein weiteres Ziel der Zeitschrift: die Herstellung einer sozialen Einheit der Akademiker in Siebenbürgen.

Die geistige Kraft, öffentlich zu sagen, was Geist und Herz bewegt, wird man der Hochschuljugend nicht absprechen können, sie muß nur vereinigt, zusammengefaßt werden.¹⁴⁰

Gemäß dieser Ausführungen sind die AB nicht nur ein akademisches Forum des Gedanken- und Erfahrungsaustausches, sondern auch ein

¹³⁸ August Schuster, Eine Zeitschrift für die siebenbürgisch-sächsische Hochschuljugend [= Vortrag auf der Versammlung der sbg-sächs. Hochschüler in Hermannstadt], 1/1896, S. 2-4; Zitatnachweis: S. 4.

¹³⁹ Georg Barthmes, Ein Wort an unsere Hochschüler!, 1/1896, S. 1 [die Seitenzahl gilt für alle Zitate].

¹⁴⁰ Ebda.

Versuch, aus der intellektuellen eine soziale Einheit heraufzubeschwören. Damit übernimmt die Zeitschrift eine politische Aufgabe, die in den nächsten Jahren noch mehr Gewicht erlangt.

Unter der Leitung von Dr. Victor Kloeiß setzen die AB die „Erweiterung des Interessenkreises des Blattes“ fort, von akademischen Fragen auf jene des „sozialen Leben[s] unseres Volkes [...] im Glauben an seinen Beruf als deutscher Kulturfaktor im fernen Osten“¹⁴¹. Die bis dahin akzeptierte geographische Marginalität in Bezug auf die deutschen Staaten verwandelt sich nun im symbolischen Diskurs in einen kulturellen Zentrumsbezug aufgrund der gemeinsamen Sprache, und die ursprüngliche Kolonisierung Siebenbürgens aus wirtschaftlichen und militärischen Überlegungen nimmt die überhebliche Selbstdeutung einer kulturellen Stellvertretung an.

Diese Entwicklung geht weiter. Es seien hier noch zwei weitere Momente bis 1900 verzeichnet, also innerhalb der Zeitspanne, die die vorliegende Untersuchung berücksichtigt. Schon ein Jahr später verschärft sich der ideologische Kurswechsel des Blattes unter dem Schriftleiter Czikelí, dessen Forderung lautet:

Orientierung über die Kultur der Gegenwart und ihre Strömungen, soweit sie auf unser Volk Bezug haben können [...]. Vor allem wird die Schriftleitung bemüht sein, Aufsätze, Notizen und Bücherbesprechungen zu bringen, die die Begriffe Nation, Rasse, Sprach- und Kulturgemeinschaft, soziale Fragen und solche der Rassenhygiene und Volkswohlfahrt usw. sowohl im allgemeinen als mit besonderer Rücksicht auf deutsch-ungarische Verhältnisse behandeln.¹⁴²

Ab dem XV. Jahrgang (1910/1911) verändert sich das Profil der Zeitschrift. Der Übergang wird durch eine Unterbrechung der Periodizität markiert; das Augustheft 1910 fällt aus, vor allem wegen des Verlagswechsels nach Kronstadt, zum Verlag Johann Götts' Sohn. Ein erweiterter Untertitel, „Organ der deutschen Hochschüler aus Ungarn“, verdeutlicht die neue, nunmehr auch politische Orientierung der Zeitschrift, die von dem Fogarascher Pfarrvikar Hans Lienert redigiert wird. Der Leitartikel der ersten Septemhernummer 1910 hält fest:

¹⁴¹ Dr. Victor Kloeiß, Zum Eingruß, 1/1906, S. 1.

¹⁴² Friedrich Czikelí, Zum Eingruß, 1/1907, S. 1.

[...] das Blatt will nicht nur einen neuen Kopf tragen, sondern auch ein neues Herz. Das soll ein Herz sein, das kräftig und warm schlägt für für sein angestammtes Volkstum [...].¹⁴³

Die Zeitschrift verzeichnet nun eine deutliche Abwendung von akademischen und eine engagierte Hinwendung zu nationalen Fragen – in einer betont nationalistischen Note. Die Schriftleitung signiert ihre Bekanntmachungen mit einem „Treudeutschen Gruß“¹⁴⁴; der Schlussteil eines 1906 verschickten offenen Briefes an die Redaktion hatte einen „[t]reusächsischen Gruß“ gesendet. Schon die Nr. 2 der veränderten AB beschäftigt sich ausführlich mit dem neuen Programm.¹⁴⁵

Den eigenen Zielsetzungen entsprechend, stellen eine große Zahl von Beiträgen die Verhältnisse im siebenbürgischen und internationalen Hochschulwesen¹⁴⁶ dar. Dazu gehören Nachrichten über Stipendien, Studienzeiten, Lehrkräfte, Prüfungen, Stellenausschreibungen sowie Hochschulberichte aus Ofenpest, Klausenburg, Debreczin, Eperjes, Wien, Graz, Innsbruck, Berlin, Leipzig, Jena und München. Erfahrungsberichte über Tübingen, Marburg, Klausenburg und Halle werden durch die hinreichend vertretene Reiseliteratur erweitert.¹⁴⁷

Die Geschichte von lokalen Institutionen, wie z. B. jene der Rechtsakademie in Hermannstadt,¹⁴⁸ verbindet sich mit der indirekten Kritik über die verlorene Eigenständigkeit (durch den Querverweis auf das *Siebenbürgisch-deutsche Wochenblatt* von 1870, das beklagt hatte, dass der Unterricht an der nunmehrigen k. u. k. Anstalt zu einem Drill im Dienste des Staates geworden sei).

Rückblicke auf die Entwicklung der siebenbürgisch-sächsischen Studentenbewegung¹⁴⁹ gehen einher mit der Befürwortung des als Vorbild

¹⁴³ Zum Eingruß. 1/1910, S. 1.

¹⁴⁴ 1/1910, S. 8.

¹⁴⁵ Dr. Harald Siegmund, Unser völkischer Leitgedanke, 2/1910, S. 9–10.

¹⁴⁶ Z. B. Georg Barthmes, Der sächsische Student auf der deutschen Hochschule, 2/1898, S. 13–15; 3/1898, S. 21–23. Georg Barthmes, Über Universitäts-Ausdehnung und Volkshochschulen und die etwaige Einführung beider Bewegungen unter den Siebenbürger Sachsen, 2/1897, S. 13–18.

¹⁴⁷ Hermann Konnerth, Von der Spree an den Rhein, 9/1903, S. 73–76. [als Brief]. Gustav Graef, Reiseerinnerungen aus Siebenbürgen, 6/1903, S. 43–45, 7/1903, S. 53–56. Hans Orendt, Meine Orientreise, 9/1904, S. 100–104, 10/1904, S. 113–116, 11/1904, S. 127–132, 12/1904, S. 138–143.

¹⁴⁸ 2/1896, S. 16–18, Autor W.[ilhelm] B.[ruckner].

¹⁴⁹ 1/1896, S. 4–8.

empfundenen akademischen Verbindungswesens in Österreich und Deutschland, das durch Nachdrucke aus einschlägigen Zeitschriften belegt wird,¹⁵⁰ wobei jedoch politische Aspekte dieser Jugendverbände verharmlost oder übergangen werden:

Politik betreiben wir in den Vereinigungen nicht, weder theoretisch und noch viel weniger praktisch; die politischen Ereignisse werden an der Hand der Zeitungen nur ganz objektiv verfolgt.¹⁵¹

Als exemplarische Gestalten der Gegenwart werden u. a. Bismarck¹⁵² und Treitschke¹⁵³ gesehen. Die Bewunderung für Max Moltke¹⁵⁴ führt dazu, dass sein Sohn Siegfried Moltke korrespondierendes Mitglied der AB wird.¹⁵⁵ Um die Jahrhundertwende verstärkt sich diese Tendenz, die eine intellektuelle und vor allem auch ideologische Abhängigkeit der siebenbürgisch-sächsischen Hochschuljugend von deutschen Denk- und Verhaltensmustern in der Politik belegt. Dass die AB ihre Spezifik und Eigenständigkeit aufgrund ihrer expliziter werdenden politischen Sympathien verlieren, lässt sich an der Übernahme schon gedruckter Beiträge aus Publikationen der deutschen Burschenschaften, die z. T. sogar an der Stelle des Leitartikels stehen, ablesen.¹⁵⁶ Ein weiterer Grund für diese überhand nehmende ideologische Mimesis dürfte in der Umschichtung der Redaktion und Mitarbeiter während dieser Zeitspanne liegen. Andererseits muss auch gesagt werden, dass ein früher Ausdruck des nationalistischen Jargons schon im ersten Jahrgang zu finden ist, in einer Ausei-

¹⁵⁰ B.[arthmes?], Aufgaben des siebenbürgisch-sächsischen Hochschülers, 5/1897, S. 45–47; 6/1897, S. 54–55. H. Sch-t., Unsere akademische Freiheit, 5/1898, S. 49–50. Nachdrucke, teilw. mit Kommentaren, aus den Berlinern *Akademischen Turnbundsblättern* (z. B. 5/1898, S. 46–47), dem *Deutschen Burschenschafter*; aus der Grazer Weihnachtsausgabe der *Saxonia* wird ein Weihnachtslied nach der Melodie „Deutschland, Deutschland über alles“ übernommen (4/1897, S. 39), aus der *Zeitschrift des Vereins deutscher Studenten* Dichtungen von Felix Dahn und Eichler (3/1900, S. 20–21).

¹⁵¹ 3/1897, S. 21.

¹⁵² Über Bismarck erscheinen ein Nekrolog und ein Huldigungsgedicht, 11/1898, S. 105–106.

¹⁵³ Dessen Biographie als aufbauende Lektüre empfohlen wird, 8/1897, S. 75–76.

¹⁵⁴ S. den Abdruck seines Gedichtes mit Noten, 10/1898.

¹⁵⁵ Für die AB verfasst S. Moltke des Öfteren Beiträge, u. a. über Ortsgruppen-Bibliotheken, 6/1899, S. 53.

¹⁵⁶ So z. B. 6/1900, S. 53–55 und 10/1900, S. 85–87.

nersetzung um die lexikalische Reinheit der deutschen Sprache und die damit zusammenhängende „Fremdwörterfrage“¹⁵⁷.

Ein konstanter Schwerpunkt der AB ist die Reflexion sozialer Verhältnisse der siebenbürgisch-sächsischen Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts.¹⁵⁸ Kritisiert wird dabei in zahlreichen Beiträgen der „Mangel einer sächsischen Erziehung“¹⁵⁹. Die AB betrachten es als eines ihrer Ziele, ihren Lesern das Bewusstsein des Sachsentums als Berufung deutlich zu machen. Der wiederholte Rekurs auf die eigene Geschichte und deren Interpretation im Hinblick auf diese Aufgabe verwandeln die wirtschaftliche und militärische Siedlungsgeschichte der Siebenbürger Sachsen in eine kulturelle Kolonisationsaufgabe: das Deutschtum im Osten Europas zu stärken.¹⁶⁰ Schlagworte dafür sind „Juristisch und National“¹⁶¹, man spricht von Idealen¹⁶² und von selbstgesetzten kulturhistorischen Aufgaben. Die Persönlichkeiten aus den eigenen Reihen werden in zahlreichen Beiträgen gewürdigt, um sie als Vorzeigefiguren für die Gegenwart bewusst zu machen.¹⁶³ Daran knüpfen auch wiederholte Ermahnungen zu einer gesunden individuellen und kollektiven Lebensführung an, etwa auch die Warnung vor unbotmäßigen Trinksitten.¹⁶⁴

¹⁵⁷ Siegfried Gusbeth, Zur Fremdwörterfrage, 3/1896, S. 23: „Wie in der Rede, im Gespräch, so machen sich leider auch in der Schrift die Fremdwörter geltend, am meisten in den Tagesblättern und besonders in solchen unvolklichen Gepräges.“ Dazu die Anm. d. Red.: „[...] auch wir wünschen die deutsche Sprache möglichst frei von Fremdlingen zu besitzen und zu gebrauchen.“ (ebda)

¹⁵⁸ W.[ilhelm] B.[ruckner], Streiflichter auf unsere gesellschaftlichen Verhältnisse, 3/1896, S. 21–22; 4/1896, S. 33–35.

¹⁵⁹ A. S., Volkliche Erziehung, 4/1897, S. 33–34; Zitatnachweis S. 33.

¹⁶⁰ Roderich Gooß, Über die Nothwendigkeit und den Wert der Beschäftigung mit Geschichte, 10/1899, S. 88–90. Auch Hurrah-Gedichte der Anfangsnummern (J. Sch., Die Eiche, 2/1896, S. 15 oder das anonyme Die deutsche Wacht im Osten, 6/1898, S. 56) gebrauchen Symbole der (deutschen) Beständigkeit in einer widrigen Zeit.

¹⁶¹ 9/1897, S. 81.

¹⁶² 8/1897, S. 73–74.

¹⁶³ Stephan Ludwig Roth, 3/1896, S. 21, 3/1896, 9/1899, S. 77–78. S. 31–32. Samuel von Brukenthal, 7/1898, S. 64–47 u. 8/1898, S. 76–78. Johannes Honterus, 8/1898, S. 73–76. Friedrich Müller, 9/1898, S. 81–82. Zur Feier und Enthüllung des Denkmals von Geog Daniel Teutsch: 12/1899, S. 104–105, 1/1899, S. 1–3. Sachs von Harteneck, 2/1899, S. 14–17, 3/1899, S. 22–25.

¹⁶⁴ Theobald Ziegler, Der Kampf gegen die Unmäßigkeit auf Schule und Universität, 7/1900, S. 61 u. 8/1900, S. 72–75. Dr. H. S., Ist der Alkohol ein Gift?, 5/1900, S. 46–48. Fritz Hofstädter, Volkstum und Sittlichkeit, 7/1899, S. 61–62 u. 8/1899, S. 70–72.

Die Primärliteratur, die in den AB veröffentlicht wird, kreist um das vorgegebene regionale Hauptthema Siebenbürgen, wobei die sprachlichen Optionen der Autoren, die zwischen Hochdeutsch und Dialekt schwanken, den Zwiespalt zwischen provinzieller Enge und kulturellen Raumansprüchen auch auf dieser Ebene widerspiegeln. In den ersten Jahrgängen veröffentlichen wenige Autoren von Bedeutung. Viele Texte sind anonym und werden durch Umschreibungen wie „von einer Sächsin“, „Vun em Sextaner“ oder „Kronstädter Septimaner“ unterzeichnet. In vielen Fällen signieren die Verfasser nur mit Initialen. Es ist anzunehmen, dass die unbekannt bleibenden Autoren „bürgerliche“ Berufe erlernten und sich in der geschlossenen siebenbürgisch-sächsischen Gesellschaft nicht durch Belletristik einen unseriösen Künstlerruf erwerben wollen, der ihrer sozialen Eingliederung nach der Ausbildung hätte im Weg stehen können.

Ab dem XII. Jahrgang (1907/1908) nimmt die Literatur stark ab. Im Inhaltsverzeichnis des XIII. Jahrgangs (1908/1909) existiert die ursprüngliche Rubrik zur Primärliteratur (mit der Nennung der Gattungen) nicht mehr; nur Rezensionen geben noch einen Einblick in den Erwartungshorizont der Jungakademiker. Die Verfasser der Beiträge sind keine Studierenden, sondern Persönlichkeiten des politischen und sozialen Lebens. Der XIV. Jahrgang (1909/1910) erscheint mit Unterbrechungen der Periodizität (mit einem Doppelheft 6–7 bzw. einem fehlenden Heft 12) und markiert auch durch die Thematik deutlich den Übergang zum XV. Jahrgang (1910/1911), der sich durch Inhalts-, Titel- und Rubrikenwechsel von den vorangegangenen Jahrgängen abhebt.

Um die Jahrhundertwende stellen die AB einer jungen Generation jenen publizistischen Ausdrucksraum zur Verfügung, der eine Auseinandersetzung der Befürworter der Moderne mit den Bewahrern der Tradition möglich macht. Die zu verschiedenen Themen verfassten Essays lösen nicht selten Polemiken aus.¹⁶⁵ Oft sind es Beiträge von Hermann Klöß, die auf den Widerstand der konservativen Kritiker stoßen¹⁶⁶. Klöß

¹⁶⁵ Hermann Klöß, Über moderne Weltanschauung, 1/1901, S. 3–5. August Schuster, Über moderne Weltanschauung, 5/Januar 1902, S. 43–44. [In der Polemik mit Klöß vertritt Schuster eine theologische Einstellung gegenüber jener von Klöß]. Ebenfalls dazu: Gustav Gräf, Ein Ostergruß aus Jena an H. Klöß, 8/April 1903, S. 63–64.

¹⁶⁶ Hermann Klöß, Gesellschaftsideale, 10/1904, S. 109–111. Guido Gündisch, Lebensanschauung – Vereinsprogramm, 12/1904, S. 135–137. Hermann Klöß, Einige Bemerkungen zur Aufklärung, 1/1904, S. 9. Guido Gündisch, Als Duplik, 2/1904, S. 21–22. Hierzu bemerkt Hermann Klöß. [= Anm. d. R.], 2/1904, S. 22–23.

ist einer der herausragenden kritischen Geister seiner Generation; seine Essays weisen eine beeindruckende Bandbreite auf (Ästhetik, Ethik, Erziehung usw.).¹⁶⁷

Unter den deutschen Autoren finden sich solche, die nach den ästhetischen Vorgaben der jungen Generation zu den Vertretern der Moderne gehören. Aber auch Klassiker finden Beachtung. Hier ist vor allem Friedrich Schiller zu nennen, dem aus Anlass heimischer Jubiläumsfeiern wiederholt Beiträge gewidmet werden.¹⁶⁸ In späteren Jahrgängen steht dagegen Goethe im Mittelpunkt der Aufsätze.¹⁶⁹

Nach der anfänglichen Förderung (lokal)patriotischer Gebrauchsliteratur verändert sich die ästhetische Qualität der Texte merklich. Anstatt anonymer Provinzialien übernehmen verstärkt Autoren die Literaturproduktion der AB, die die Zeitschrift für Erstabdrucke und die Publikation eigener ästhetischer Programme nutzen.¹⁷⁰

Eine Gattungs- und Namensübersicht verdeutlichen, dass die AB zeitweilig, wenn auch nicht primär, als Literaturblatt von Gehalt zu betrachten sind. In der Lyrik wechseln sich Formexperimente mit klassischen Formaten ab.¹⁷¹ Auch akademische Texte finden in der Zeitschrift einen angemessenen Publikationsort und signalisieren die Öffnung von

¹⁶⁷ Empfänglichkeit, 4/1901, S. 34-36. Arbeit, 9/1902, S. 81-82. Konvention, 7/März 1903, S. 49-51 [über Erziehung].

¹⁶⁸ Emil Neugeboren, Gerhard Hauptmann, 2/1903, S. 17-18; 3/1903, S. 32-34; 4/1903, S. 43-44. [zur Ästhetik der Moderne]. Gottlieb Brandsch, Herders Stellung zur Dichtkunst, 6/1904, S. 63-68.

Zur Schillergedenkfeier: Georg Barthmes, Zu Schillers Gedächtnis, 4/1904, S. 37-38 [Aufruf zu Bücherspenden an die Volksschulen; Pfarrer u. Lehrer werden aufgefordert, mit den Schülern Tell einzuüben]. Georg Barthmes, Die Bedeutung der Briefe Schillers über die ästhetische Erziehung des Menschen und die moderne Kunsterziehung, 4/1904, S. 38-41. Dr. E. L., Schiller und wir, 8/1905, S. 89-92. Dr. A.[ndreas] Scheiner, Vorgeschichte zu Schillers Tell, [Nachdruck des Vorworts für die siebenbg. Ausgabe bei Krafft], 8/1905, S. 92-94. Hinzu kommt die Anzeige der Publikation bei Krafft von 8 Vorträgen zur Schillerfeier 1905 (zum 100-jährigen Todestag) und der Volksausgabe des Tell (1905), 7/1905, S. 88.

¹⁶⁹ H. Klöß, Über Goethes Religion, 4/1900, S. 33-35 u. 5/1901, S. 47-49. Dr. J. Capesius, Das Religiöse in Goethes „Faust“, 6/1901, S. 57-61 u. 7/1901, S. 66-69.

¹⁷⁰ In der Quellenforschung zur siebenbürgisch-deutschen Literatur sind die AB mehrfach berücksichtigt worden.

¹⁷¹ Wilhelm Hermann, Des Dichters Wiege, 1/1903, S. 10-11. Wilhelm Hermann, Heimkehr, 1/1903, S. 11. Wilhelm Hermann, Heimat, 5/1905, S. 57. Wilhelm Hermann, Beim Abschied von Tübingen, 3/1905, S. 33. Wilhelm Hermann, Herbstzeitlose, 3/1905, S. 33. Wilhelm Dreher, Wanderlied, 1/1903, S. 11. Wilhelm Dreher, Rondo, 2/1903, S. 22.

einer lokalen zu einer regionalen Zeitschrift.¹⁷² Viele Autoren „pendeln“ zwischen Dialekt und Hochsprache, z. B. Josef Lehrer, Hans Wagner und Regine Ziegler; andere, in vielen Fällen durch Initialen anonym gebliebene Autoren entscheiden sich für eine Variante.

Unter den Prosaautoren zählen einige nicht zu den literarischen EpheMERiden der Jahrhundertwende. Für die späteren, auch selbständigen Veröffentlichungen Stefan von Hannenheims stellen die Fortsetzungsromanen und Übersetzungen in den AB experimentelle Vorstufen dar.¹⁷³ Dass sich Autorinnen zu Wort melden, könnte dem Umstand zuzuschreiben sein, dass unter den sozialen Aspekten der siebenbürgisch-sächsischen Gesellschaft, die die AB angehen, auch die Frauenfrage ist.¹⁷⁴ Eine der Autorinnen ist Regine Ziegler, die mit mehreren Texten vertreten ist.¹⁷⁵ Dass die Thematik nur bedingt originell ist, belegt beispielsweise ein Prosatext von Karl Höchsmann.¹⁷⁶ Diesen Texten sind jene Heimatbilder gegenüberzustellen, die – ohne Nennung des Autors – ein idyllisches Bild siebenbürgischer Existenz im Einklang mit Natur und Gesellschaft entwerfen.¹⁷⁷

Diese ästhetische Trennung ist auch am Interesse für Theater abzulesen. Einerseits werden Stücke lokaler Autoren positiv rezipiert und weiterempfohlen,¹⁷⁸ weil „in der deutschen Dramatik [...] der poetische

¹⁷² Ein Wunsch. Nach Prof. Meltzls deutscher Übersetzung eines handschriftlichen Gedichts von Petöfi; aus einem Klausenburger Seminar [in Dialekt; ohne Autor], 6/1906, S. 66.

¹⁷³ Die Kanadierin, 7/1904, S. 78–82 u. 8/1904, S. 92–94 [Künstlernovelle]. Der Schleier, 6/1905, S. 64–66 u. 7/1905, S. 81–84. Übersetzungen: Guy de Maupassant, Der Bettler (Le Gueux), 5/1903, S. 37–38. Guy de Maupassant, Ein Feigling (Une Lache), 10/1903, S. 83–85. Guy de Maupassant, Korsische Rache (Une Vendetta), 7/1903, S. 56–57. Guy de Maupassant, Die Hand (Le Main), 1/1903, S. 7–9.

¹⁷⁴ Von einer Sächsin, An die sächsischen Frauen, 3/1896, S. 23. [= Gedicht, Aufruf]. Sch., Über die Frauenfrage, 6/1898, S. 56–57. [= offener Brief]. Doetz, An die sächsischen Mädchen!, 8/1898, S. 76.

¹⁷⁵ Das Kraut Vergessenheit. Aus Lolos Tagebuch, 8/1899, S. 72–73. Ungeschriebene Briefe, 2/1904, S. 20–21. Die alte Grebin, 5/1905, S. 56–57.

¹⁷⁶ Eine chemische Verbindung. Erzählung in Briefen, 3/1897, S. 25–28.

¹⁷⁷ A. D., Weihnachten im Vaterhause, 4/1896, S. 35–37. E. H., Ein Weihnachtsbild, 4/1896, S. 37–38. M., Auf dem Gottesacker, 10/1897, S. 93–94. Im Walde, 4/1897, S. 38–39. A. B., Spätsommertraum, 7/1898, S. 67–68.

¹⁷⁸ S. dazu 4/1898, S. 40 oder 8/1899, S. 76. Als Beispiel sei hier genannt: Des Burghüters Töchterlein. Schauspiel in vier Aufzügen von W. Hermann. Repts, Druck u. Verlag F. Schmidt [wurde in Repts viermal aufgeführt], 7/1904, S. 84.

Schatz der heimatlichen Landschaften so gut wie ungehoben“ sei.¹⁷⁹ Andererseits sind Autoren zu verzeichnen, die durch Rezensionen oder eigene Stücke für eine moderne Ästhetik werben.¹⁸⁰

Weitere Bereiche, in denen sich Traditionalisten und Modernisten gegenüberstehen, sind die Kunst¹⁸¹ und vor allem die Musik.¹⁸² Die musikalische Betätigung, die zunehmend Gruppencharakter bekommt, gibt Anlass zu weiteren Empfehlungen zur Volkserziehung. Diese soll von der Pflege des Volksliedguts ausgehen, und dafür werden zahlreiche Liedersammlungen herausgegeben bzw. von den AB empfohlen.¹⁸³ Dem Liedgut wird große Beachtung geschenkt, da es mit der gesunden geistigen Erziehung verknüpft wird;¹⁸⁴ im Laufe der Zeit wird auch die körperliche Ertüchtigung hinzugerechnet.¹⁸⁵

Abschließend soll auf eine Gattung verwiesen werden, die einen viel genutzten Freiraum zu Meinungsäußerung und Auseinandersetzung erlaubt: die Rezension. Sie ist in dem eng geknüpften sozialen Gefüge der Siebenbürger Sachsen nicht nur Ausdruck einer affirmativen Pflichtübung in Bezug auf die besprochenen Bücher. Gerade die junge Genera-

¹⁷⁹ Ernst Wachler, Heimat und Volksschauspiel [Nachdruck aus der Deutschen Zeitschrift], 1/1901, S. 5-6; Zitatnachweis S. 6.

¹⁸⁰ Hermann Konnerth, Maxim Gorky's *Nachtasyl* 12/1903, S. 99-103 [= keine eigentl. Theaterrezension, die Aufführung in Berlin ist der Anlass zu einem Essay über das Drama in der Moderne]. St. v. Hanneheim, Zur Psychologie des Schauspielers. Prolog zu einer Aufführung von Schillers *Fiesko* am Stadttheater zu Hermannstadt. 5/1905, S. 55-56. St. v. Hanneheim, Die Bekehrung. Spiel in einem Aufzug, 11/1906, S. 129-132 u. 12/1906, S. 136-140.

¹⁸¹ Hedwig Konnerth, Kunst und Erziehung, 2/1904, S. 19-20. Hermann Konnerth, Zur Karl Ziegler-Ausstellung in Posen, 5/1905, S. 53-55. Hermann Klöß, Vorträge über Kultur und Kunst. Adolf Meschendörfer. Kronstadt, H. Zeidner, 1906 [= Buchbesprechung], 1/1906, S. 3-4.

¹⁸² A.[dolf] M.[eschendörfer], Hector Berlioz, 5/1904, S. 55-56. A. M., Etwas aus dem heutigen Musikleben, 10/1904, S. 116-117 [über Brahms- vs. Wagner-Anhänger]. G. Brandsch, Über Werden und Vergehen der Volksweisen, 8/1906, S. 85-90. Auch Vertonungen einheimischer Musiker publizieren die AB, z. B. Rudolf Lassel, 6/1904, S. 68.

¹⁸³ Z. B. die Liederhefte von Hermann Kirchner, 7/1899, S. 68 oder von F. Herfurth und F. Schiel, 5/1900, S. 56. Als „gehobenes“ kulturelles Pendant gilt die *Volksoper Der Herr der Hann*, 8/1899, S. 76. Auf diese Art werden durch die Gebrauchs- oder Lektüreempfehlung (das Textbuch der Oper) sämtliche sozialen Schichten erfasst.

¹⁸⁴ Georg Barthmes, Etwas über die Pflege des Gesanges unter der sächsischen erwachsenen Jugend, 9/1897, S. 81-82 u. 10/1897, S. 90-92.

¹⁸⁵ F. Graef, Das Turnen und Singen. Zwei Mittel zur Erhaltung des Volksthums, 6/1898, S. 54-55.

tion löst durch ihre kritische Lesart Konflikte aus, die nicht nur literarischer Art sind.¹⁸⁶

Die Bücherschau konzentriert sich auf spezifische Themen: deutsche Geschichte, Theologie, Studentenbünde, Kulturkritik, Landeskunde, vor allem aber Heimat im engen und weiten Sinn.¹⁸⁷

Es sind persönliche Erlebnisse eines sächsischen Pfarrersjungen, die zugleich für unser Volk so typisch sind, dass jeder, dem das sächsische Dorf ans Herz gewachsen ist, und jeder, der den würdigen, ernsten, schönen Beruf eines sächsischen Pfarrers, des Erziehers unsers Volkes kennt, gerne nach dem Büchlein greifen wird.¹⁸⁸

Ein weiteres Beispiel dafür ist eine Rezension des *Siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuchs* von Adolf Schullerus; darin

rollt sich ein Bild vom Leben und Leiden, Fühlen und Denken unseres Volkes vor uns ab, dass jedem das Herz warm werden muß, der noch eins hat für sein Sachsentum.¹⁸⁹

Die Bücher der eigenen Mitarbeiter werden wohlwollend aufgenommen, auch wenn sie diesem Raster nicht entsprechen.¹⁹⁰

¹⁸⁶ So die kritische Rezension von H.[ermann] K.[löß] zu: Robert Walther. Ein Roman in Briefen und Tagebuchblättern von Wilhelm Hermann, Sächsisch-Reen, Druck u. Verlag von W. Schebesch, 1901 (6/1902, S. 59). Dieser folgt eine empörte Entgegnung des Autors (Wilhelm Hermann, Ein Wort der Verteidigung, 7/1902, S. 66–67), die eine erneute Reaktion des Rezensenten hervorruft (Hermann Klöß, Noch einmal Wilh. Hermanns Roman *Robert Walther*, 8/1902, S. 77–78), die ihrerseits von W. Hermann widerlegt wird (9/1902, S. 85–86). Die Redaktion greift schließlich ein und beendet die Auseinandersetzung, nachdem der Verein Siebenbürgisch-sächsischer Hochschüler in Wien eine „mit treusächsischem Gruß“ unterzeichnete Offene Zuschrift an die AB verfasst und darin Klöß verurteilt hatte. (10/1902, S. 93).

¹⁸⁷ Dagegen ein abwertendes Urteil über Max Geißler, *Das Moordorf*, Leipzig, Verlag L. Staakmann, 1905 und Max Geißler, *Hütten im Hochland*, Leipzig, Verlag L. Staakmann, 1906: „Die beiden Romane Max Geißlers sind Werke deutscher Heimatkunst in dem Sinne, dass das bodenständige Leben deutscher Landschaften in ihnen geschildert wird, aber sie bieten nicht Heimatkunst in jenem tieferen Sinne: dass sie die Heimatgefühle belebten, Heimatliebe, Heimatsehnsucht, Heimweh erregten.“ (1/1906, S. 8)

¹⁸⁸ Hermann Fraetschkes, Rez. zu: *Dorfheimat* von G. A. Schuller, Hermannstadt, W. Krafft, 1908, 4/1908, S. 32.

¹⁸⁹ Straßburg, Verlag Trübner, Druck: Hermannstadt, W. Krafft, 1908; Rez.: 6/1908, S. 33–34.

¹⁹⁰ F. C., Rez. zu Regine Ziegler, *Wenn Ähren reifen. Dorfbilder aus Siebenbürgen*. Berlin, Karl Curtius, 1908 [= Briefroman], 7/1909, S. 56.

Bilder aus dem Dorfleben ziehen an uns vorüber, nicht „auf interessant hergerichtet“, ohne abgeschmacktes Kokketieren mit dem „Bärenland“, ohne Hervorheben des ethnographisch oder kulturgeschichtlich Wichtigen, sondern aufgefangen und widergespiegelt von einer feinen und edlen Frauenseele, der all dies von Kindheit auf etwas Gewohntes ist, die aber draußen im Kulturleben der Großstadt sich den scharfen Blick und die wunderbar empfindlichen Nerven des modernen Künstlers erworben und dadurch zu Allem eine neue Stellung, für Alles einen neuen Blick gewonnen hat. [...] Und dass die Verfasserin wirklich zur reifen Künstlerin geworden ist, das zeigt schon ihr Stil. Er gehört zu dem Allerschönsten, was die siebenbürgisch-deutsche Literatur aufweist.

Diese Auseinandersetzung zwischen Tradition und Moderne findet Anfang des 20. Jahrhunderts kein Ende; sie wird in der Presse der Zwischenkriegszeit fortgeführt. Weitere Merkmale wie die regionalen oder lokalen Akzentsetzungen der Zeitungen und Zeitschriften, ihr nationales, soziales oder ästhetisches Engagement, verschärfen sich durch die Änderung der politischen Lage. Der Einblick in die siebenbürgisch-deutsche Presse der Zeitspanne 1860 bis 1910 belegt diese Entwicklung und liefert außerdem einen Ansatz zu weiteren Untersuchungen.

Kommentierte Auswahlbibliographie zur deutschsprachigen Presse in Siebenbürgen (1860 bis 1910).¹⁹¹

1. Dunăreanu, Elena/Avram, Mircea: *Presa sibiană în limba germană (1778–1970)*. Sibiu: Biblioteca *Astra*, 1971.
[Ausführliche Beschreibung u. Katalog der in Hermannstadt vorhandenen Ztg. u. Ztschr. m. Bibliotheksstandorten]
2. Engel, Walter: *Romänische Revue*. Monographischer Abriss und Anthologie. Timișoara: Facla, 1978.
[dt.spr. u. rumän. Monographie; mit einer Textanthologie der veröffentl. rumän. Volkslit. u. Autoren u. einem Verzeichnis der literar. Übers.]
3. Hangiu, Ion: *Dicționarul presei literare românești 1790-1990*. București: Editura Fundației Culturale Române, 1996.
[Grundlegendes Nachschlagewerk zur Presse in Rumänien; Minderheitenpresse wird wenig berücksichtigt]
4. Kessler, Dieter: *Die deutschen Literaturen Siebenbürgens, des Banates und des Buchenlandes. Von der Revolution bis zum Ende des ersten Weltkrieges (1848–1918)*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 1997.
[enth. eine Einleitung zur Presse, die in einem Unterkapitel Ergebnisse aus der Sekundärliteratur zusammenfasst; S. 196-198]
5. Meschendörfer, Hans: *Das Verlagswesen der Siebenbürger Sachsen. Ein Überblick*. München: Verlag des ostdeutschen Kulturwerks, 1979.
[dokumentierte Verlagsgesch. u. Verlegerbiographien; auch Inform. über die Presse]
6. Răduică, Georgeta/Răduică, Nicolin: *Dicționarul presei românești (1731–1918)*. București: Editura științifică, 1996.
[Übersichts- u. Nachschlagewerk zur Presse in Rumänien; enth. einiges, jedoch wenig zur Minderheitenpresse]
7. Sienerth, Stefan: *Dichtung und Dichtungstheorie in der Zeitschrift Die Bergglocke*. In: *Forschungen zur Volks- und Landeskunde* (București), 19/2, 1976, S. 77–83.
[ausgespr. negatives Urteil über die ästhet. Qualität der Zeitschr.]

¹⁹¹ Bei dieser selektiven Bibliographie ist festzuhalten, dass die in der Sekundärliteratur konstant als Standardwerke zitierten Studien der Zwischenkriegszeit ideologisch gefärbt sind. Im Gegensatz dazu zeichnen sich die neueren monographischen und lexikographischen Ergebnisse durch eine gute Dokumentation und zumeist ausgeglichene Interpretationen aus.

8. Sienerth, Stefan: Literatur und Literaturbetrachtung in den *Akademischen Blättern* (1896–1914). In: *Forschungen zur Volks- und Landeskunde* (București), 22/1, 1979, S. 96–106.

[ausführliche Untersuchung des literarischen Teils der Zeitschr., bes. im Kontext der siebenbg.-sächs. Moderne]

9. Sigerus, Emil: *Die deutsche periodische Literatur Siebenbürgens 1778–1930*. Hermannstadt: Sonderverlag des Verfassers, 1931.

[= Sonderdruck aus *Ostland* (Hermannstadt), Heft 5–6, 6. Jg.; eine chronologische Aufzählung der Ztg. u. Ztschr., teilw. m. Komm., u. eine Bibliographie]

10. Sigerus, Emil: *Die Entwicklung der Publizistik bei den Siebenbürger Sachsen*. In: *Der Auslandsdeutsche. Halbmonatsschrift für Auslandsdeutschtum und Auslandkunde*. Mitteilungen des Deutschen Ausland Instituts. Stuttgart. XI. Jg. Nr. 12, Juni 1928, S. 377–380. [= Sonderheft: *Die deutsche Presse im Ausland*]

[Übersicht der siebenbg.-sächs. Presselandschaft mit einigen chronolog. Beispielen; eine deutschtümelnd geprägte Widerstandsrhetorik, entstpr. dem Erscheinungsort u. der -zeit]

11. Sigerus, Emil: *Die Zeitung bei den Siebenbürger Sachsen*. Gedenkbuch des Instituts für Auslandskunde und Deutschtum im Ausland. Leipzig. 1939. S. 30–39.

[Text teilw. identisch mit 10; zudem antisemit. Zusätze: „So blieben die Zeitungen der Siebenbürger Sachsen durch all die Jahre judenrein.“, S. 36]

Die Posaune. Eine satirisch-humoristische Provinzzeitung im Dienste der Aufklärung

SIMINA MELWISCH-BIRĂESCU (Rumänien)

1. Die Banater Presselandschaft

Im Oktober 1716 marschierten die kaiserlichen Truppen unter Prinz Eugen von Savoyen in die Festung Temeswar ein. Mit dem Frieden von Passarowitz 1718 wurde dann die habsburgische Herrschaft über die ehemals türkischen Gebiete Banat, Kleine Walachei (heute Oltenien) und einen Teil des heutigen Serbien offiziell bestätigt. Damit begann eine neue Epoche in der Geschichte der Stadt Temeswar, welche zuvor 164 Jahre unter türkischer Herrschaft gestanden, im 14. und 15. Jahrhundert aber eine nicht unwichtige Rolle im ungarischen Königreich gespielt hatte. Bei der Rückeroberung des Banats bestand die einheimische Bevölkerung mehrheitlich aus Rumänen und Serben, zu denen dann in mehreren Schüben deutschsprachige katholische Kolonisten hinzukamen, sodass die Stadt Ende des 19. Jahrhunderts als eines der wichtigsten deutschen Zentren in der ungarischen Reichshälfte gelten konnte. Lange Zeit gab es hier ausschließlich ein deutschsprachiges Pressewesen, deutschsprachige Theater und höhere Schulen:

Achtzig Jahre hindurch – von 1771 bis 1851 – erscheinen in Temeswar nur deutsche Zeitungen. Temeswar lag in dieser Hinsicht nach Pest an zweiter Stelle im Lande. Die fünfziger Jahre brachten die ersten anderssprachigen Blätter: die erste Zeitung in serbischer Sprache erschien Ende 1851, in ungarischer Sprache Mitte 1858 und etwas später, 1872, in rumänischer Sprache.¹

1779 wurde das Banat Ungarn einverleibt, um ab 1849 eine kurze Zeitspanne (bis 1860) wieder ein eigenes österreichisches Kronland zu bilden. Ende des 19. Jahrhunderts vermehrten sich, unter anderem als Antwort auf den Magyarisierungsdruck, die nationalgerichteten Zeitungen aller Volksgruppen. Temeswar und das Banat werden in den neunziger Jahren sogar zu einem Zentrum der deutschnationalen Bewegung innerhalb Ungarns, was deswegen interessant ist, da die deutschsprachigen Zei-

¹ Alexander Krischan: *Die deutsche periodische Literatur des Banats. Zeitungen. Zeitschriften, Kalender 1771-1971*, Verlag des südostdeutschen Kulturwerks, München 1987, S. 11.

tungen in dieser Periode in den restlichen Provinzstädten Transleithaniens eher in der Zahl abnehmen oder sich gänzlich regierungstreu als Sprachrohr magyarischer Politik betätigen. Nur hier und in der benachbarten Batschka vermehren sich die deutschsprachigen Periodika, und ihre Einstellung der Budapester Regierung gegenüber wird immer kritischer.² Einen traurigen Höhepunkt bildet hier unter anderen die von Viktor Orendi-Hommenau ab 1909 in Temeswar herausgegebene literarische Monatsschrift *Von der Heide*, die man bedenkenlos als protofaschistisch einstufen kann.

Die ersten Zeitungen³ gelangten im 18. Jahrhundert mit der Post aus Wien (später auch aus Pressburg und Budapest) in die neue Provinz und machten sich langsam treue Leser, auch wenn sie anfangs nur einer extrem dünnen Schicht von Nutzen waren. Sie gelten als Wegbereiter eines autochthonen Pressewesens, das trotz einer sehr guten eigenständigen Entwicklung sogar auf seinem Höhepunkt (Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts) in der Metropole Wien nach Vorbildern sucht.

Sehr bald nach der ersten deutschsprachigen Zeitung Ungarns (1764 in Pressburg) kam es in Temeswar zu ersten Gehversuchen: Es wurde eine Druckerei errichtet, ab 1771 erschienen, allerdings nur für kurze Zeit, die *Temeswarer Nachrichten* sowie 1774 der erste Banater Kalender. Auch die anderen damals gegründeten Periodika, nämlich die *Temeswarer Zeitung* (1784) und der *Temeswarer Merkur* (1787), hatten kein langes Leben. Der *Temeswarer Volks- und Hauskalender* hingegen brachte es, mit Unterbrechungen, auf 91 Jahrgänge (1827-1918). Zu Anfang des 19. Jahrhunderts sind unter anderem noch zwei Theaterzeitschriften zu verzeichnen, die die ersten überhaupt im Südosten der Monarchie waren, und schließlich ab 1831 das erste langlebigere Periodikum, nämlich das *Temeswarer Wochenblatt* (1831-1840):

Die Zeitschrift repräsentierte den Typ des belletristischen Vormärzblattes, hatte aber kein nennenswertes Niveau aufzuweisen. Erst im danach folgenden Dezennium haben wir es mit einem gleichnamigen Blatt zu tun, das den Anforderungen der Intelligenz entsprach. Die Neuherausgabe wurde durch die ab diesem Zeitpunkt etwas locker gehandhabte Zensur bedingt. Dieses *Temeswarer Wochenblatt* (1840-1849), das nicht so sehr der Zensur unterworfen

² Vgl. Lothar Höbelt: *Die deutsche Presselandschaft*, in: *Die Habsburgermonarchie 1848-1918*, Bd. VIII, Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft, 2. Teilbd., Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2006, S. 1890-1892.

³ Vgl. zu den folgenden Ausführungen: Krischan, S. 8-10.

war wie die Wiener Blätter, konnte für die Banater Leserschaft auch über Vorkommnisse schreiben, die man in Wiener Blättern nicht zu lesen bekam. Dadurch rückte das *Wochenblatt* etwas mehr in den Mittelpunkt der Öffentlichkeit. Das Blatt war der Ausgangspunkt einer beständigen Pressepublikation im Banat, denn von nun an erlebte das Zeitungswesen einen ständigen Aufschwung [...].⁴

Als im Januar 1852⁵ die erste Nummer der *Temeswarer Zeitung* in der neu errichteten Temeswarer Filiale der Wiener Staatsdruckerei erschien, existierten bereits zwei weitere Druckereien in der Stadt. Obwohl jene Filiale nicht lange bestand, spielte sie eine entscheidende Rolle für die weitere Entwicklung des Banater Pressewesens, denn ehemalige Angestellte dieser Druckerei zogen dann in Kleinstädte und Dörfer, wo sie eigene Druckereien eröffneten und lokale Zeitungen gründeten. Ende des Jahrhunderts gab es allein in Temeswar bereits 15 Druckereien, im gesamten Banat zählte man 61 an 24 verschiedenen Orten, wo insgesamt 87 Zeitungen gedruckt wurden. Wie die Statistik von 1898 belegt, erscheinen in diesem Jahr allein in Temeswar 12 deutsche, 9 ungarische, 3 rumänische und 2 serbische Blätter. Nach 1900 nahm die Zahl der ungarischsprachigen Zeitungen rasant zu, während wissenschaftliche Zeitschriften in dieser Sprache übrigens schon länger die Oberhand hatten, da die deutschsprachige Bevölkerung solche aus Deutschland bezog, weshalb kein Bedarf für eigene existierte. Es gab auch einige zweisprachige (ungarisch-deutsche) Fachblätter.

Ich möchte nun kurz auf die wichtigsten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegründeten deutschsprachigen Zeitungen eingehen, eine komplette Auflistung der Periodika vom 18. bis Ende des 20. Jahrhunderts findet man in der schon erwähnten Bibliographie Alexander Krichans.

Die *Temeswarer Zeitung* war zweifellos das wichtigste Presseorgan der Gegend. 1852 bis 1860 diente sie als offizielles Blatt der Landesregierung, wurde dann aufgekauft und erschien mit einer kurzen Unterbrechung (1940–1944) bis 1949. Sie war die beliebteste und bekannteste Tageszeitung in deutscher Sprache und bis 1868, als die *Neue Temeswarer Zeitung* gegründet wurde, auch das einzige Tagesblatt Temeswars. Ihr Ruhm

⁴ Ebd. S. 10.

⁵ Vgl. zu den folgenden Ausführungen: Felix Milleker: *Geschichte des Buchdruckes und des Zeitungswesens im Banat*, Verlag der Artistischen Anstalt, Belackrva (Weißkirchen), 1926, S. 5–33.

überschritt bald die Grenzen der südungarischen Provinz, sie wurde auch in anderen Kronländern des Habsburgerreichs bezogen (wie so manche Leserbriefe bezeugen). Sie wagte sich an internationale politische Fragen heran und bot zugleich eine Vielfalt an kulturellen Themen (Buchbesprechungen, deutschsprachige Lyrik und Prosa, Übersetzungen, Berichte über theatralische und musikalische Ereignisse etc.):

Unter den Banater deutschen Zeitungen und Zeitschriften nimmt die *Temesvarer Zeitung* (1852–1949) eine Sonderstellung ein. Sie ist die Pressepublikation mit der längsten Erscheinungsdauer – fast hundert Jahre – und hat in dieser Zeitspanne mehrmals einen politischen Wandel mitgemacht, der im Wesentlichen von der wechselnden staatlichen Zugehörigkeit der Region und den politisch-sozialen Gegebenheiten in den Staaten bedingt war, auf deren Territorium sich das Banat jeweils befand. Die Fähigkeit, sich auch grundlegend veränderten Verhältnissen anzupassen, machte ihr langes Überleben möglich. [...]

Von ihrer Gründung bis zu ihrer endgültigen Einstellung im 95. Jahrgang spielte die *Temesvarer Zeitung* in der Region ihres Erscheinens nicht nur als meinungsbildendes politisches Informationsblatt, sondern auch als Kulturfaktor eine wichtige Förder- und Vermittlerrolle. Insbesondere nach dem ersten Weltkrieg und vor allem durch ihre Wirkung im Kulturbereich entwickelte sich die deutschsprachige Zeitung zum „Blatt der Nationen des Banates“, zu dem Leserkreise sie in der Jubiläumsnummer vom 25. Dezember 1930 deklariert hatten.⁶

Als Amtsblatt unterstützte sie bis zur Auflösung des Kronlands und seiner Wiedereingliederung in das Königreich Ungarn (außer der Militärgrenze) im Jahre 1860 die Politik der Regierung in Wien, nachher die Partei Ferenc Deáks. Beginnend mit dem Ausgleich wirkte die Zeitung propagandistisch für den ungarischen Staatsgedanken und entwickelte sich ab 1887, als Armin Barát Chefredakteur wurde, vom Provinzblatt zu einer der angesehensten Tageszeitungen der Monarchie. 1912 fusionierte sie mit der anderen wichtigen Tageszeitung der Gegend (*Neue Temesvarer Zeitung*), und der ehemalige Theaterkritiker Anton Lovas wurde zum Chefredakteur gewählt und modernisierte die *Temesvarer Zeitung* grundlegend.⁷

⁶ Eduard Schneider (Hg.): *Literatur in der „Temesvarer Zeitung“ 191–1949*, IKGS Verlag, München 2003, S. 19–20.

⁷ Vgl. ebd. S. 21–26.

Das älteste Banater Provinzblatt erschien von 1851 bis 1916 unter dem Titel *Gross-Becskereker Wochenblatt* in der gleichnamigen Ortschaft. Wichtig für die Entwicklung eines Zeitungswesens außerhalb Temeswar waren auch die Kleinstädte Werschetz und Lugosch oder das Dorf Groß-Kikinda, dessen 1875 gegründete *Gross-Kikindaer Zeitung* vehement gegen die Magyarisierung protestierte und einen deutschnationalen Weg einschlug.⁸

Ein langes Leben hatte auch das Temeswarer Wochenblatt *Der Landbote* (1872–1940), das sich an die Bauern wandte und nach der Einstellung der Pressburger Zeitung *Das Recht* als einziges Blatt Ungarns die Interessen der dort lebenden deutschsprachigen Katholiken vertrat.⁹ Die *Temesvarer Zeitung* schloss sich nicht nur mit der *Neuen Temesvarer Zeitung* zusammen, welche bis dahin 44 Jahre lang über Politik, Wirtschaft und Soziales berichtet hatte, zwischen 1882 und 1884 sogar zweimal täglich,¹⁰ sondern kaufte auch das „volkswirtschaftlich-politische Tagblatt“ *Südungarischer Lloyd*, das aus der Fusion des *Temesvarer Lloyd* und des *Südungarischen Boten* 1882 hervorgegangen war, nach nur 5 Jahrgängen auf.¹¹ Seit 1. Mai 1893 erschien in Temeswar *Der Volkswille*, die erste sozialdemokratische Zeitung des Banats, die bis 1919 wöchentlich herauskam und dann von der *Arbeiter-Zeitung* fortgesetzt wurde.¹² Schließlich ist noch *Die Posaune* (1876–1932) zu erwähnen, die als eigentliches Thema meines Beitrags weiter unten genauer untersucht werden wird, eine „illustrierte humoristisch-satyrische Wochenschrift für Südungarn“, die einzige Zeitung dieser Art, die sich länger behaupten und sich einen Namen machen konnte.

Obwohl die Rumänen im gesamten Banat die Mehrheit stellten, entwickelte sich ein rumänischsprachiges Pressewesen im 19. Jahrhundert nur sehr langsam. Die erste Zeitung, die sich an das rumänische Publikum des Banats wandte, wurde in Budapest vom rumänischen Abgeordneten Sigismund Pop herausgegeben. Unter dem Titel *Amicul Poporului* [Volksfreund] verbreitete es einige Monate im Revolutionsjahr 1848 promagyarische Gedanken und setzte sich für eine Aussöhnung der Rumä-

⁸ Vgl. Krischan, S. 11–12.

⁹ Vgl. Höbelt, S. 1890.

¹⁰ Vgl. Krischan, S. 31–32.

¹¹ Ebd. S. 37.

¹² Ebd. S. 44.

nen mit den Ungarn ein.¹³ Das erste tatsächlich im Banat gedruckte rumänische Blatt war interessanterweise eine humoristische Wochenschrift namens *Priculiciu* [„Der böse Geist“], die unter der Leitung Pavel Rotarius von Januar 1874 bis Dezember 1875 herausgegeben wurde.¹⁴ Die erste wichtige Zeitung in rumänischer Sprache, *Luminătorul* [Der Erleuchter], vertrat eine rumänischnationale Richtung und erschien immerhin von 1880 bis 1894. Ihr Herausgeber war derselbe Pavel Rotariu¹⁵, der dann auch bei der oppositionellen Tageszeitung *Dreptatea* [Die Gerechtigkeit] mitwirkte, welche während ihres vierjährigen Erscheinens (1894-1898) in 74 Prozessen wegen einer zu militanten nationalen Haltung angeklagt wurde.¹⁶

Mehr gibt es über das rumänischsprachige Pressewesen in Temeswar bzw. dem Banat bis zum Ende des 19. Jahrhunderts nicht zu berichten. Die Stadt, die sich gerne „Klein-Wien“ nannte (und noch immer nennt), zeichnet sich diesbezüglich eher durch ihre deutsche Prägung aus und kann somit als Zentrum deutschsprachiger Publizistik gelten, das sich trotz der entlegenen geographischen Lage als solches behaupten kann:

Mit je drei Tageszeitungen in Pressburg und Hermannstadt und vier in Temeschwar konnten sich die Zentren der deutschen Publizistik an der Peripherie in Vergleich mit cisleithanischen Städten ähnlicher Größenordnung durchaus sehen lassen, auch wenn – oder gerade weil – ihre Auflage offenbar weit hinter ihren österreichischen Pendant zurückblieb.¹⁷

2. Die satirisch-humoristischen Zeitschriften – Metropole und Provinz

Über die an der Peripherie der Habsburger Monarchie erschienenen satirisch-humoristischen Zeitschriften gibt es meines Wissens keine nur auf dieses Thema bezogene Untersuchung. Da aber die Provinzpresse zumindest anfangs sehr stark von der hauptstädtischen geprägt war und deren Mustern nacheiferte, kann man annehmen, dass auch die Witzblät-

¹³ Vgl. Camil Mureșanu: *Das rumänische Pressewesen*, in: *Die Habsburgermonarchie 1848-1918*, Bd. VIII, Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft, 2. Teilbd., Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2006, S. 2132.

¹⁴ Vgl. Nicolae Ilieșiu: *Timișoara. Monografie istorică*, Bd. 1, G. Matheiu, Temeswar 1943, S. 278.

¹⁵ Vgl. Mureșanu, S. 2139.

¹⁶ Vgl. Ilieșiu, S. 278.

¹⁷ Höbelt, S. 1894.

ter sich an jenen aus den Metropolen orientierten. Im Falle Temeswar, wo bis Ende des 19. Jahrhunderts Wien das Modell abgab, glaube ich, zumindest in groben Zügen diese Tendenz belegen zu können.

Nach 1848 verschwanden fast alle humoristischen Zeitschriften Wiens,¹⁸ während ihre Zahl ab 1860 wieder rasant zu steigen begann. Das führte dazu, dass 1871 nicht weniger als 34 solcher Publikationen ums Überleben kämpfen mussten.¹⁹ Das „goldene Zeitalter“ der Wiener humoristischen Presse geht aber ab 1890 zur Neige, die Anzahl und das Niveau der Blätter sinken dann allmählich.²⁰

In der südöstlichen Provinz Banat erscheinen die ersten humoristischen Blätter in der Wiener Blütezeit dieses Genres. Obwohl sich in Temeswar nur ein einziges solches Blatt wirklich behaupten konnte, ist die größte Anzahl diesbezüglicher (sowohl deutschsprachiger als auch ungarischer) Experimente in den Jahrzehnten vor 1900 zu bemerken. Für eine Stadt, die damals bloß einen kleinen Bruchteil der Bevölkerung Wiens besaß (um die 35.000 ohne militärische Besatzung in den achtziger Jahren)²¹, sind es jedoch nennenswerte Versuche, vor allem wenn man bedenkt, wie breit das lokale Angebot an politischen, wirtschaftlichen und anderen Periodika war und dass berühmte Zeitungen aus Wien und Budapest (unter denen bestimmt auch einige humoristische Blätter den Weg in die Provinz fanden) schon längst auf eine treue Leserschaft bauen konnten. Das erste Temeswarer Witzblatt hieß *Der Rathskeller*²² und erscheint nur von 1873 bis 1874. Kurzlebig ist auch der schon erwähnte rumänische *Priculiciu*, doch bald darauf (1876) erblickt die erste Nummer der *Posaune*, welche sich 56 Jahre halten wird, das Licht der Welt. 1880 scheitert *Die Lanterne* nach nur einigen Monaten, 1889 versucht ein „humoristisches Wochenblatt für brave Ehemänner“ mit dem suggestiven Titel *Der Pantoffel* vergeblich sich zu etablieren, genau wie *Der Kobold* und *Der Schalk*, die es 1895 beide ebenfalls auf nur einen Jahrgang bringen. Bis 1910, als die Monatsschrift *Humoristische Marken-Zeitung* (1910-1911) erscheint, wagt sich keiner mehr auf dieses Terrain. Dies sollte dann auch

¹⁸ Vgl. Ernst Scheidl: *Die humoristisch-satirische Presse in Wien von den Anfängen bis 1918 und die öffentliche Meinung*, Masch. Diss., Wien 1950, S. 125.

¹⁹ Vgl. ebd. S. 135.

²⁰ Vgl. ebd. S. 205.

²¹ Vgl. Eugen Szentkláray: *Temesvár und seine Umgegend*, in: *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild*, Ungarn, Band II, Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei, Wien 1891, S. 524.

²² Vgl. zu den folgenden Ausführungen: Iliesiu, S. 278–304.

für längere Zeit (bis 1926) der letzte deutschsprachige Versuch dieser Art sein, zudem kann man insgesamt bemerken, dass die große Zeit dieses Genres wohl vorbei ist. In rumänischer Sprache erscheint seit 1875 in Temeswar keine humoristische Zeitschrift mehr bis 1921/22, als drei kurzlebige Blätter auftauchen und wieder verschwinden. Die erste satirische Zeitschrift in ungarischer Sprache hieß *Temesvári Hirlap* [Temeswarer Zeitung] (1881-1884; 1886-1887), der *Délvidéki Szemle* [Südlicher Beobachter] folgte 1891-1893, 1895 erscheinen gleich zwei: *Élclapok* [Satirische Blätter] und *A Kopé* [Der Spaßvogel]. Doch obwohl die Anzahl ungarischer Blätter ständig steigt, finden wir keinen humoristischen Versuch mehr bis 1911/12, als die Wochenschrift *Az ördög* [Der Teufel] kurz auftaucht. Serbische Witzblätter gab es in Temeswar keine.

Deutschsprachige satirische Schriften gab es aber auch in kleineren Orten, bis 1900 waren es folgende: *Der Briefkastenmann. Humoristisch-satyrisches Organ für Unverheiratete und Unverlobte* (Werschetz, 1898), im selben Ort erschien 1875-1876 *Der Igel. Illustriertes humoristisch-satyrisches Wochenblatt für Lokalschwächen und Gebrechen* und 1898-1899 *Der Kobold*, während ein anderer *Igel* von 1892-1894 in Deutschbogschan herausgegeben wurde. In Pest und Temeswar erschien zudem 1872-1873 die kurzlebige humoristisch-satirische Wochenschrift *Der Krakehler*.²³

2.1. Die Posaune

Kein anderes so langlebiges Temeswarer Periodikum ist derart unbekannt und wenig erforscht wie *Die Posaune*. In Alexander Krischans umfangreicher Bibliographie werden bloß zwei Artikel angeführt, welche über diese, in ihrer Erscheinungszeit ziemlich beliebte Publikation berichten, und zwar ein Artikel aus dem Jahr 1880 aus der *Neuen Temeswarer Zeitung* über den Presseprozess²⁴ der *Posaune* sowie ein Beitrag aus der *Neuen Banater Zeitung* (1976) mit dem Titel „Dr. Peitsches satirische Wochenschrift“.²⁵ Zudem bin ich auf zwei weitere Stellen gestoßen, wo die Zeitschrift erwähnt und kurz beschrieben wird. In einer Stadtmonographie des ehemaligen Temeswarer Bürgermeisters Josef Geml heißt es folgendermaßen:

²³ Vgl. Krischan, S. 20-52.

²⁴ Siehe weiter unten.

²⁵ Vgl. ebd. S. 105.

Ein gefürchtetes, aber überall gelesenes Witzblatt war *Die Posaune*, welche unter dem Pseudonym J. C. Mayerfi im Jahre 1876 herausgegeben wurde, doch war der eigentliche Autor J. C. Lechenmayer, der, wegen falschem Namengebrauch bestraft, im Jahre 1880 sich als Redakteur Dr. Peitsche anmeldete. Gegenwärtig ist das Witzblatt harmlos und hat als Redakteur-Herausgeber Gustav Jenker.²⁶

Aus Nicolae Ilieşius Monographie erfahren wir ähnlich wenig: Der Redakteur hatte sich unter einem falschen Namen zu oft über Leute lustig gemacht, vor allem über den amtierenden Bürgermeister Török, weswegen man ihm mit der Auflösung seiner Zeitschrift drohte. Einige Monate erschien diese unter dem Titel *Neue Posaune*, angeblich geleitet vom Gepäckträger David Knopf, danach kehrte man zum alten Titel zurück und Lechenmayer nannte sich dann Dr. Peitsche.²⁷

Weshalb eigentlich wurde *Die Posaune* nicht untersucht? Über die deutschsprachige Temeswarer Presse ist tatsächlich nicht wenig geschrieben worden, in fast allen Beiträgen geht es aber ausschließlich um die *Temesvarer Zeitung* oder um die *Neue Temesvarer Zeitung*. So kam es, dass eine Traditionszeitschrift von gewisser Qualität in Vergessenheit geraten konnte, wobei die lange Erscheinungsdauer und die große Beliebtheit, der sich *Die Posaune* erfreute, doch eigentlich eine eingehendere Analyse nahe gelegt hätten. Zudem verfügt die Kreisbibliothek in Temeswar über fast alle Jahrgänge (allerdings nur bis 1912) – wobei gesagt werden muss, dass die Blüte dieser Zeitschrift eindeutig in ihrer Anfangsphase liegt, weshalb ich mich auf die ersten fünfzehn Jahrgänge konzentriert habe.

Die Posaune ist, wie noch gezeigt werden wird, in mancherlei Hinsicht eine wirklich einzigartige Publikation. Auf lokaler Ebene fehlt es an Pendants, da fast alle anderen humoristischen Zeitschriften in der Region erst nach 1876 erschienen und daher als Modell nicht in Frage kommen; zudem hat sich keine lange genug halten können, um der *Posaune* „gefährlich“ zu werden oder sie zu beeinflussen. Ich habe daher nach Ähnlichkeiten mit Wiener Satireblättern gesucht, bin dabei aber auch auf zahlreiche Unterschiede zwischen dem Provinzblatt und den berühmtes-

²⁶ Josef Geml: *Alt-Temesvar im letzten Halbjahrhundert 1870-1920*, Helicon, Temeswar o. J. [1921], S. 237.

²⁷ Vgl. Ilieşiu, S. 287.

ten Hauptstadtwitzblättern gestoßen.²⁸ Dass dem Temeswarer Redakteur die berühmten Wiener und auch Budapester Satirezeitschriften wohl bekannt waren, lässt sich dadurch belegen, dass er in den achtziger Jahren in der ständigen Rubrik „Aus fremden Witzblättern“ aus diesen zitiert.

Die Posaune zeigt erstens und wenig überraschend einen viel provinzielleren Horizont als die Wiener Blätter, die oft auch internationale Probleme ansprechen und überregionale Angelegenheiten eher in Betracht ziehen als lokale (beim *Figaro*, wo die Beilage *Wiener Luft* sich mit örtlichen Ereignissen auseinandersetzt, ist das am offensichtlichsten). *Die Posaune* beschäftigt sich mit Überregionalem oder gar Internationalem nur in Fällen, wo es sich um außerordentliche Begebenheiten handelt, wie zum Beispiel den russisch-türkische Krieg, die Unabhängigkeit Rumäniens oder die Belagerung Bosniens, selbst dann aber nur in sehr knapper Form. Der zweite große Unterschied liegt in der Qualität der Karikaturen, die im Provinzblatt verständlicher Weise nicht so hoch ist; im Vergleich zum Layout des *Figaro* beanspruchen sie auch mehr Platz und enthalten viel eher groteske Elemente, welche dazu dienen, die Kritik zu verschärfen und einen Gedanken augenfällig zu machen. In diesem Punkt trifft sich das Temeswarer Satireblatt mit dem *Kikeriki*, in dem ich das Modell für Ersteres vermute. Mit der Zeit entwickelt *Die Posaune* aber eine sehr eigenständige Mischung an Inhalten, Karikaturen etc., man scheint aber anfangs die Absicht gehabt zu haben, eine in Charakter und Aufbau dem *Kikeriki* sehr ähnliche Zeitschrift zu schaffen und auch ein ähnliches Publikum anzusprechen. Worin bestehen die Besonderheiten dieser Wiener Zeitschrift?

1861 machte ein zweites Witzblatt – neben dem berühmten „FIGARO“ – in Wien allein schon durch seinen Titel Aufsehen: „Der KIKERIKI!“ Sein schriller Weckruf sollte den Morgen einer neuen Zeit verkünden. [...] Im Gegensatz zu „FIGAROS“ freiheitlicher Haltung kam dieses Blatt mit ausgesprochen demokratischen Farben in die Welt. Während der „FIGARO“ in den geistig höherstehenden Kreisen Anklang fand, gewann dieser durch seine derbe, radikale Haltung große Beliebtheit in den mittleren und unteren Bevölkerungsschichten.

Im „KIKERIKI“ wird ein scharfer Kampf gegen Bürokratismus, Militarismus [...] geführt. Angriffe gegen die niedere und höhere Geistlichkeit waren

²⁸ Ich habe jeweils einige Jahrgänge des *Figaro* und des *Kikeriki* aus der Zeitspanne 1876–1890 gesichtet.

keine Seltenheit. Dieses Vorgehen [...] zog dem Redakteur, der mit besonderer Vorliebe für die kleinen Beamten und Soldaten eintrat und gegen Vorstände und Vorgesetzte wetterte, zahlreiche Prozesse zu. Die Behandlung der politischen Fragen erfolgte vom schärfsten demokratischen Standpunkt aus. [...] Im Gegensatz zum „FIGARO“ stand der „KIKERIKI“ [...] auf Seite der Juden.²⁹

Die Haltung des *Kikeriki* erschien mir in den gesichteten Exemplaren nicht unbedingt derb, vermutlich macht sich diese Tendenz erst später (nach 1890) deutlicher bemerkbar, was aber die Radikalität seiner Positionen betrifft, so sticht diese ständig ins Auge. Der Ton der *Posaune* ist weniger extrem, reichte aber immerhin noch aus, so manchen Provinzleser zu schockieren. Was den Antisemitismus betrifft, ist sie ähnlich eingestellt wie der *Kikeriki*.

Ab der ersten Nummer folgt der Herausgeber-Redakteur klare Richtlinien, das militärische Leben wird ebenso parodiert wie eine Nonnenschule, das Problem der Armut wird ohne Umschweife angesprochen oder die Steuerpolitik kritisiert. So steht zum Beispiel unter dem Titel „Zeitgemässes [sic] Vaterunser“ Folgendes:

Finanz-Minister, der du bist in Ungarn, gefürchtet sind überall deine Creaturen; zukomme dir die Einsicht von der Leere unserer Taschen, die verursacht wie die „Direkten“, also auch die „Indirecten“. Nimm uns morgen nicht unser trockenes Brod, führe uns nicht in Selbstmord-Versuchung, sondern bewahre uns von allen neuen Steuer-Uebeln. Amen.³⁰

Es ist somit eindeutig, auf wessen Seite das Blatt sich vorgenommen hat zu stehen. Die Kritik an der ungerechten Verteilung des Reichtums, der Mittellosigkeit der Arbeiter, kleinen Beamten und Angestellten oder der Lehrer bleibt eine Konstante in allen untersuchten Jahrgängen, wobei der Ton manchmal vom Scherzhaften (wie oben gezeigt) ins ernsthaft Debatierende wechselt und somit interessanten Diskussionen auf ideologischer Ebene Platz macht. Dazu komme ich später noch.

Eine immer wiederkehrende Rubrik unter dem Titel „Meine Herren!“ führt den Charakter des Herren Grundling ein, aus dessen Mund nur Kritik ertönen wird. Mitunter auch im Dialekt polemisiert dieser lauthals und frech gegen alles Mögliche und verleiht so dem empörten Bürger

²⁹ Scheidl, S. 156–157.

³⁰ *Die Posaune*, 1876, Nr. 1.

Temeswars eine Stimme. In der ersten Nummer begrüßt jener die Idee einer satirischen Zeitschrift, welche schon längst fällig gewesen sei und beschreibt ihre Vorzüge. *Die Posaune* wird sich, wie hier bereits angedeutet wird, während der folgenden Jahrzehnte tatsächlich als „Anwalt“ der kleinen Leute verstehen und als Richter über die Mächtigen bewähren:

A neichs Blattl hot dös Temesvarer Gaslicht, das a so vül mit Patrolium varadunkelt wird, dablickt. Dass uns so a Geiß'l vonaran Witzblatt schon unbändi abgang'n is, wird sicharli ka honetta Temesvarer und Banatara schon gar net varaleugna künna, wenn er nar a Biss'l a Spur van aner Idee übe dös hat, wos mar a so diese ordentlich'n Zustand im Allgemeinen nennt! Mir hab'n alstan an solchenen Anwalt schan höchst nothwendi g'habt, der alle diese Uebelständler zan beseitig'na varasteht und dös Zeuch hat, sich heint den und morgen den g'höri ausz'leich'n.³¹

Die Posaune machte sich aber nicht nur Freunde, sie schaffte es vom ersten Jahrgang an, eine Reihe von Leuten und Institutionen zu provozieren, bis es zum Prozess und zur Sistierung durch die Polizei im November 1879 kam. Wie schon erwähnt, bereitet die Situation dem Redakteur nicht viel Kopfzerbrechen, er meldet sich einfach unter einem neuen falschen Namen an und alles bleibt beim Alten. Mit seiner offensichtlich demokratischen, antiklerikalen, antimilitärischen und antiaristokratischen Einstellung ist Redakteur Lechenmayer nicht nur dem Bürgermeister, sondern auch seinen Zunftkollegen ein Dorn im Auge. Als Opfer seiner bissigen Satire wählt er mit Vorliebe die *Temesvarer Zeitung*, die *Neue Temesvarer Zeitung*, den *Landboten* sowie die ungarische Tageszeitung *Temesi Lapok* [Temescher Blätter]. So heißt es Ende August 1876, nachdem die Polemik gegen die *Temesvarer Zeitung* zu einem Eklat geführt hatte, folgendermaßen:

Sie haben sich geirrt, die Helden der „Temesvarer Zeitung“. Als sie nämlich vorige Woche das Händelfanger-Lexikon plünderten, um mich zu insultieren, [...] in der festen Meinung, dass ich ihnen die Ehre anthue [...] aufzulauern und sie nach bei der ihnen üblichen Kampfweise zu überfallen und durchbläuen zu lassen.

Aber siehe da, es kam anders. Es ist eben nicht Jeder [sic] aus dem Holz der „Temesvarer Zeitungs“-Leute geschnitzt [...]. Ich sagte es der Sippschaft, die nicht nur mich, sondern auch das Temesvarer Publikum wiederholt in wirklich infamer Weise insultirt hatte, ganz offen in's Gesicht, dass ich mich

³¹ Ebd.

von einem Blatte, dessen Redacteur ein jeder wissenschaftlicher Bildung barer Lohnschreiber ist, dessen Mitarbeiter geistige wie moralische Nullen sind, nicht beleidigen lasse [...]. Am meisten ärgert die Schmierfinken die Art meiner Polemik, die sie, weil sie nicht gemein ist, vollständig entwaffnet.³²

Wie so oft setzt der geschickte Redakteur die Stimme der *Posaune* mit jener der Bürger gleich, um seinen Argumenten mehr Gewicht zu verleihen. Der Ton ist hier wie üblich extrem sarkastisch und doch nicht undezent, und genau dies erweist sich als eine für diese Zeitschrift typische Mischung. Im Juni 1879 ist die Fehde zwischen der *Posaune* und den anderen wichtigen Zeitungen noch nicht erloschen. Auf der Titelseite erscheint Herr Grundling in siegreicher Pose als Galileo Galilei abgebildet, flankiert von der öffentlichen Meinung als Göttin mit der *Posaune* auf dem Knie, im Hintergrund eine Menschenmenge und vor dieser die personifizierten Tageszeitungen Temeswars, die ihn mit spitzen Federn attackieren. Darunter liest man: „Verleumdet mich, so viel Ihr wollt, ... und sie abonnieren doch!!!!“³³ Oberhalb wird in einem Gedicht mit „den Feinden“ abgerechnet:

Wer redigiren darf, / Sorg', dass die Scheere [sic] scharf / Und spitz der Blau-
stift, und spitz der Rothstift. // Dann sorg' er immerdar, / Dass auch der
Gummiklar, / Und weich der Pinsel, und weich der Pinsel. // Und was ihm
nicht ganz klar, / Das nehm' er flott fürwahr / Aus andern Blättern, aus andern
Blättern. // Mit frischen, frohem Muth, / Wird ausgeschnitten gut, /
Was And're dachten, was And're schreiben. // [...] Was man nicht kann und
weiß, / Das schafft herbei der Fleiß / Von and'ren Leuten, von klüg'ren Leuten.
// Was willst Publikum mehr / Von Scheeren-Redakteur', / Als Wieder-
käuen, als Wiederkäuen.³⁴

Die *Posaune* zeigt sich empört, weil andere Zeitungen gänzlich regierungstreu alles drucken, was von ihnen verlangt wird, oder nichts Originelles zu berichten haben. Das heißt aber nicht, dass sie selbst jemals eine wirklich oppositionelle Haltung gewählt hätte, zumindest aber nie gegen das Regime in Budapest. Ihre politische Lanze reicht meistens nicht weiter als bis zum Bürgermeisteramt.

Anlässlich der Wahlen in Ungarn 1884 bringt die Zeitschrift ungewöhnlich viele politische Beiträge. Als Verfechterin der gemäßigten Op-

³² Ebd. Nr. 24.

³³ *Die Posaune*, 1879, Nr. 23.

³⁴ Ebd.

position steht sie wieder einmal alleine da, denn die großen Tageszeitungen haben sich wie immer der Regierungspartei (den Liberalen) verpflichtet. Dem Besuch des Oppositionsführers Graf Apponyi in Temeswar folgt in der Zeitschrift eine Reihe ironischer Karikaturen der Liberalen und ihrer Anführer. Wochenlang wird der Chef der Oppositionspartei gefeiert, (wahlberechtigte) Bürger werden zur Stimmabgabe für ihn ermutigt, man setzt sich wie nie zuvor oder danach für eine politische Gruppierung ein, was für das Blatt eigentlich untypisch ist. *Die Posaune* kämpft üblicherweise gegen soziale Ungerechtigkeit, Armut, Bürokratismus, Aberglaube und mangelnde Bildung, nicht direkt gegen oder für eine politische Richtung. Wenn sie gegen Missstände in der Stadt donnert, wird dies nur auf die schlechte Verwaltung und den unfähigen Bürgermeister zurückgeführt, nicht auf eine im Stadtrat vertretene Partei. Während jenes Wahlkampfes 1884, der mit der Niederlage der gemäßigten Opposition endete, finden wir also ein verändertes Bild der Zeitschrift vor, da sie politisch Position bezieht:

Etwas, im Sinne gewisser Leute „Unerhörtes“ ist Donnerstag Abend in Temeswar vorgefallen. Gegen 60 Männer, darunter in Mehrheit schlichte Bürger, Gewerbetreibende, die bisher leider gewohnt waren, auf Kommando zu wählen, oder sich den Abgeordneten oktroyieren zu lassen, gingen zusammen, um unbeeinflusst und nach eigenster Überzeugung, nach gepflogenen Ideenaustausche sich für die Prinzipien der gemäßigten Opposition zu erklären, eine Wählerpartei zu organisieren, die in der demnächstigen Wahlkampagne das Banner dieser Opposition [...] zum Sieg zu führen.

Dass der Sieg kein leichter sein wird, dessen mag sich jeder der Gesinnungsgenossen versichert halten, zumal die abhängige Presse der Regulator der öffentlichen Meinung ist, für unsere Sache also so gut wie gar nichts thun kann [...].

Man kömmt eben den Pächtern der Gewalt jetzt sehr ungelegen. Die Bürger sind dazu da, uns zu gehorchen, – so meinen sie – und daher der Groll gegen die, welche jetzt einmal ihren eigenen Willen zur Geltung bringen wollen. Es wird daher ein harter Kampf sein, aber so Gott will, werden die Kämpfer auch ohne die berüchtigten Mittel der „Liberalen“, ohne verdächtige Reclame-Apparate [...] zum Siege gelangen.³⁵

In diesem Zusammenhang möchte ich noch eine sehr interessante Karikatur anführen, die in ihrer (ungewollten?) Doppeldeutigkeit im wahren Sinne des Wortes eine Grenze überschreitet. Es ist wieder einmal

³⁵ *Die Posaune*, 1884, Nr. 11.

Grundling abgebildet, der nun mit einer großen Schere das Banat von der Landkarte Ungarns abschneidet. Im unteren Bereich steht folgender Kommentar: „Das Stück schneid’ ich jetzt schon heraus; das gehört einmal sicher uns, der gemäßigten Opposition!“ Hier scheint sich aus heutiger Perspektive auch ein gesteigertes Regionalbewusstsein auszudrücken, das die historische Situation einer stets peripheren Region reflektiert, deren staatliche Zugehörigkeit durch die Jahrhunderte sehr häufig wechselte. Allerdings ist es zweifelhaft, ob die Karikatur in einem solchen Sinn gemeint war und als eine Art Vorbote von Ereignissen der darauf folgenden Jahrzehnte gedeutet werden kann.

Wie schon erwähnt ist eines der wenigen diskutierten Themen von internationalem Interesse die so genannte „orientalische Frage“, das heißt der russisch-türkische Krieg und der Unabhängigkeitskampf am Balkan. Im Jahr 1877 erscheinen dazu die meisten Darstellungen, allen ist ein scherzhafter bis sarkastischer Ton gemein, was zur Annahme führt, dass die Situation, obwohl man über sie berichtete, nie wirklich Ernst genommen wurde (im Gegensatz beispielsweise zur oben beschriebenen Wahlkampagne 1884). Dies kommt möglicherweise daher, dass die Orte der Auseinandersetzungen als gänzlich entlegen galten und der Ausgang des Konflikts keine Auswirkungen auf die Situation des Banats zu haben schien. Vom heutigen Standpunkt betrachtet, ist es sehr interessant, vor allem die Position, die man Rumänien gegenüber einnahm, näher zu untersuchen. Es hat mich gänzlich überrascht, wie wenig über das Nachbarland und über diese im Banat so zahlreich vorhandene Bevölkerungsgruppe in jenen Jahrgängen zu finden ist. Nach dem Berliner Kongress 1878, bei dem unter anderem die Unabhängigkeit Rumäniens vom Osmanischen Reich anerkannt wurde und die „orientalische Frage“ vorübergehend geklärt wurde, ist der östliche Nachbar in der *Posaune* wie verschollen. Aber auch über die rumänischen Bewohner Temeswar findet man in der Zeitschrift nur sehr vereinzelt etwas.

Kehren wir aber zurück zur „orientalischen Frage“, der gegenüber *Die Posaune* eine nicht sehr radikale, aber doch klar anti-russische Haltung einnimmt. Ihre distanzierte Perspektive auf das ganze Geschehen macht sie in einem der ersten Berichte deutlich, wo die Situation auf dem Balkan als Theaterstück imaginiert wird:

Die orientalische Frage oder Bär und Pascha

Historische Spektakelkomödie mit Schlachten-Tableaux und Scharmützeln, diplomatischen Eiertänzen und Chören der verzweifelten Völker.

Personen:

Abd-ul-Hamid, ein zu todt [sic] gehetzter Mann, der seine Kräfte aufrafft, eine Heldenrolle durchzuführen.

Nikolaus, Bär von Rußland, Freund von Prügelszenen, möchte in Europa gerne die Hauptrolle spielen.

[...]

Carol, der Rumäne, spielt den Statisten, ist aber als Darsteller von Königsrollen engagiert.

[...]

Austria, eine über dem Dreikaiser-Bündniß schwebende Jungfrau.

Hungaria, ihre jüngere Schwester, jeden Augenblick zum Auftreten geneigte Heldenliebhaberin.

Einige Millionen Soldaten als Statisten.

Ort der Handlung: Der Orient. Die Bühne kann aber nach Bedarf erweitert werden.

Preise wie gewöhnlich: Menschenblut und Völkerglück.³⁶

Der Krieg interessiert also nur als „Komödie“, die man ironisch distanziiert betrachtet und in der für die Zeitschrift üblichen antimilitaristischen bzw. pazifistischen Haltung als unnötiges Blutbad entlarvt. Einige bissige Kommentare zur Position Rumäniens finden sich in den darauf folgenden Nummern:

Fürst Carol sagte in seinem Armeebefehl: „Seid eingedenk der Heldenthaten Eurer Väter!“. Aber leider konnten selbst die mit dem stärksten Erinnerungsvermögen ausgestatteten Wallachen sich keiner väterlichen Heldenthaten erinnern.³⁷

Fürst Carol stiftete anlässlich der Unabhängigkeits-Erklärung den Orden: „Stern von Rumänien“. – Wir glauben immer, dieser rumänische Stern ist ein russischer – Trabant.³⁸

Die Rumänen möchten gerne Siebenbürgen besetzen. Für die Realisierung dieses Planes dürften sie aber nicht einen Bürger finden.³⁹

Vor allem die letzte Äußerung ist sehr interessant, wenn man bedenkt, dass Siebenbürgen etwa vierzig Jahre später tatsächlich zu Rumänien gehören würde, ein Ereignis, dessen Eintreten in der *Posaune* damals

³⁶ *Die Posaune*, 1877, Nr. 19.

³⁷ Ebd. Nr. 22.

³⁸ Ebd. Nr. 24.

³⁹ Ebd. Nr. 52.

noch als völlig absurde und wahnwitzige Vorstellung abgetan wurde. Die „Wallachen“ galten als nicht ernstzunehmendes Volk, ihr Staat wurde als Satellit Russlands und ihr König, trotz seiner deutschen Herkunft, als ein „Statist“ gesehen. Vielleicht ist dies ein Grund für die weitgehende Absenz der Rumänen in der Zeitschrift, sie wurden möglicherweise nicht einmal ernst genug genommen, um als Objekt der Satire zu taugen. Es wäre interessant, näher zu untersuchen, inwiefern sich diese Haltung Anfang des 20. Jahrhunderts ändert.

2.2. Jenseits der Satire

Ich komme nun zu zwei Rubriken, nämlich den „Populären Vorlesungen“ und der „Rundumschau“, denen nicht nur innerhalb der *Posaune* eine besonders wichtige Stellung zukam, sondern die auch wegen ihres für eine provinzielle Satirezeitschrift außergewöhnlichen Inhaltes eine eingehendere Untersuchung verdienen. Heikle Themen wie Religion oder Arbeiterrechte werden angesprochen, aber auch Fragen aus dem medizinischen Bereich geklärt, vor allem was die Hygiene und die Vorbeugung damals noch gängiger gefährlicher Krankheiten anbelangt. Der Redakteur provoziert dabei oft, nicht aber um der reinen Kritik willen – es handelt sich ja immerhin doch um eine humoristische Zeitschrift –, sondern um aufzuklären. Sein Wunsch dabei ist, das Leben aller durch die Beseitigung von Vorurteilen und Aberglauben sowie durch die Vermittlung von Wissen und Bildung zu vereinfachen und verbessern. Dabei werden auch Probleme aus dem Bereich Erziehung behandelt, und man protestiert sogar gegen Tierquälerei oder erklärt den Sinn artgerechter Haltung und Schlachtung von Nutztieren. Liest man nur diese Rubriken der *Posaune*, könnte man manchmal fast das Gefühl bekommen, eine Zeitschrift von heute in der Hand zu halten. Der Zugang zu sensiblen Themen ist überraschend fortschrittlich und eigentlich gänzlich fehl am Platz in einem Satireblatt. Dass es aber diese Rubriken gegeben hat, spricht für die Qualität der Zeitschrift und zeugt von einer Rolle, die man nicht auf den ersten Blick vermutet hätte: jene des Erziehers in modernem Geiste. Dabei fällt – neben dem didaktischen Ton – in beiden Rubriken der Verzicht auf satirische bzw. humoristische Elemente auf, die mit dem ernsthaften Anspruch und der behandelten Thematik ja auch nicht wirklich vereinbar gewesen wären.

Die „Populären Vorlesungen“ sind nur 1877 und 1878 erschienen, und ich möchte nun einige der interessantesten Beispiele aus dieser leider so

kurzlebigen Rubrik herausgreifen, wobei die politischen den Anfang machen. Einige Wochen lang spricht der Redakteur unter dem Titel „Bürgerthum und Adel“ über die Vorzüge einer „demokratischen Monarchie“ und erklärt die Aristokratie zum größten Übel des Staates:

Ein wahrer Bürgerkönig ist allerdings möglich und er wird unter lauter Bürgern sicherer und mächtiger regieren, als unter den eifersüchtigen Großen, [...] die sich an ihn drängen, nicht um ihn zu unterstützen und zu vertheidigen [...].

Dem Adel liegt an der Erhaltung seiner Privilegien, nicht der des Thrones; er vertheidigt ihn daher so lange, als er eine Quelle und Stütze desselben sein will und sein kann, und verläßt oder bekämpft ihn, sobald dies nicht mehr der Fall ist. Das Volk dagegen vertheidigt seinen volksthümlichen Thron wie sein eigenes Leben. [...] Nie hat der Bürgerstand mit dem Feinde conspirirt, wie es der Adel schon oft gethan. [...] Nur aus Furcht vor der Demokratie schmiegt sich der Adel an die Monarchie; in seinem Wesen ist er keineswegs monarchisch, sondern oligarchisch gesinnt [...]. Wahrlich, die vernünftige Monarchie soll demokratisch sein! Es ist Irrthum und Lüge, das monarchische und demokratische Prinzip seien unvereinbar. Was kann ein Monarch Größeres und Mächtigeres sein, als der erste Demokrat? [...] [U]nd wie sich der Mensch durch sein edleres Bewußtsein selbst beherrscht, so beherrscht sich das freie Volk durch seinen Monarchen, der ihm der Träger, Vertreter und Vollstrecker des Mächtigen, Rechtlichen der Volksgesinnung und des Volkswillens ist. Dies ist die Monarchie in ihrem reinsten Wesen, und wenn sie so sein soll, muß sie demokratisch sein.⁴⁰

Eine interessante, wenn auch idealisierte Form von Demokratie wird hier vorgestellt, die von einem demokratisch gesinnten König geführt wird, aber als Monarchie bestehen bleibt, und in der alle Bürger gleich sind. Allerdings ist nicht zu übersehen, dass der hier entworfene „Bürgerkönig“ in etwa dem Präsidenten einer Republik entsprechen würde, was der Autor verständlicherweise nie offen hätte aussprechen können. Bloße Angriffe gegen den Adel erschienen opportun, dessen Entfernung naiverweise als Lösung der Probleme sowohl des Königs als auch der Bürger gesehen wird. Ob der Autor des Artikels wirklich an eine solche Monarchie glaubt und ob er bei seiner Lobpreisung an die Konsequenzen einer offenen Aussage gegen diese Staatsform denkt, ist nicht eruiert. Es war ihm wahrscheinlich wichtiger, die Leser davon zu überzeugen, dass die Demokratie nichts Radikales ist und ein bestehendes System nicht gänz-

⁴⁰ Ebd. Nr. 22.

lich umwirft, denn vor kapitalen Umwälzungen hatten die meisten Leute Angst. Es ging ihm darum, das bestehende System in einem demokratischen Sinn zu reformieren. In diesem Zusammenhang werden in der *Posaune* immer wieder demokratische Rechte, allen voran das allgemeine Wahlrecht, wie wir weiter unten sehen werden, eingefordert.

Eindeutig sozialistische Töne schlägt der Redakteur einige Wochen später in derselben Rubrik unter dem Titel „Die sociale Frage“ an:

Der Socialist fragt [...] nicht nach dem Unterschied der Stämme und der Nationen, er lauscht nicht ängstlich oder vorurtheilsvoll auf die Sprache, die Einer spricht, er kennt nicht die Schranken, welche Geschichte, Politik, Confession zwischen Volk und Volk errichtet haben: alle diese Schranken durchbricht der Socialismus mit kühnem Sprung, indem er nur darauf schaut, ob Einer als guter, braver Mensch redlich bestrebt ist, als Kettenmitglied der großen menschlichen Gesellschaft in bewußter Freiheit zu dienen, und an ihrem Wohlergehen zu arbeiten. Ob da auch der Eine nicht des Anderen Sprache redet, sie alle verstehen die gemeinschaftliche Sprache des menschlichen Herzens und drücken sich als Angehörige einer großen Menschenfamilie brüderlich die Hand.⁴¹

Das sozialistische Modell wird hier – reduziert auf eine Art „Sozialismus des Herzens“ – idealisiert und als wunderschöne, etwas pathetisch dargestellte Utopie von einer Welt bar jeglicher Vorurteile, geprägt von Eintracht und Brüderlichkeit, präsentiert. Man kann aber nicht sagen, dass der damalige Redakteur der *Posaune* eindeutig ein Sozialist bzw. Sozialdemokrat war, klar ist aber, dass sein Engagement für die „kleinen Leute“ die Arbeiter selbstverständlich mit einschloss und dass er die Arbeiterbewegung mit Sympathie verfolgte. Das zeigt sich zum Beispiel in der Resonanz, die der erste Maiaufmarsch 1890 im Wiener Prater und die Deklaration eines arbeitsfreien Tages am 1. Mai erzeugten. Aus der *Posaune* erfahren wir, dass die Ereignisse auch im entfernten Temeswar auf Interesse stießen, genauso wie die Diskussionen um die Beschränkung der Wochenarbeitszeit oder das allgemeine Wahlrecht, die in der Zeitschrift auch schon in den Jahren davor thematisiert worden waren. Anfang 1890 äußert man sich in der *Rundumschau* folgendermaßen über die „Arbeiterfrage“:

Es ist [...] nutzloser Aufwand von Mühe und Zeit, wenn Aristokraten, Großgrundbesitzer, Gelehrte und Advokaten, die alle zusammen keinen Sinn für

⁴¹ Ebd. Nr. 29.

die Bedürfnisse der arbeitenden Klasse besitzen, darüber berathen wollen, was dem Arbeiter noth thut. Zur Verallgemeinerung des Verständnisses des Uebels und zur Bezeichnung der erforderlichen Maßnahmen müssen Vertreter dieses Standes im Abgeordnetenhouse das Wort führen, muß auch dieser wichtige Stand seine Interessen gleich den übrigen selbst vertreten, und um das zu können, brauchen wir nichts, als das allgemeine Wahlrecht. Gebt frei den Weg dem Arbeitsmann, / Nicht braucht er Eure Hilfe dann!⁴²

Man darf nicht vergessen, dass die Forderung nach einem allgemeinen Wahlrecht hier in einer Zeitschrift erhoben wird, die im Königreich Ungarn erschien, wo es bis zur Auflösung der Monarchie bloß ein sehr eingeschränktes Zensuswahlrecht gab.

In mehreren Berichten über den Streik der Arbeiter am 1. Mai spricht *Die Posaune* der Bevölkerung das Recht auf einen Feiertag zu und ist vor allem dankbar dafür, dass die Polizei und das Militär nicht eingeschritten sind. Verschiedenste Aktivitäten zum 1. Mai, wie zum Beispiel das Picknicken im Wald, werden wohlwollend-amüsiert kommentiert. In einer der nächsten Nummern wird die Einführung des freien Sonntag als „Maßregel, welche die fortschreitende Kultur fordert“ begrüßt, auch wenn später der Verdacht ausgesprochen wird, dass die Regelung bloß eine auf dem Papier bleiben könnte:

Nicht allein, dass der Fabriks- und Grubenarbeiter endlich durch Freigabe des Sonntags ein menschenwürdiges Dasein fristen wird, kommt auch der Gewerbsmann, sowie dessen Gehilfe in die Lage, einmal in der Woche sein eigener Herr zu sein, diesen Tag seinen Privat-Angelegenheiten, seiner Familie, seiner Pflege und Erholung zu widmen, und ist es darum nur recht und billig, wenn auch seitens des großen Publikums die Gesichtspunkte respektirt würden, welche die Einführung der Sonntagsruhe zur Thatsache werden ließen. [...]

Drückt die Behörde d' Augen zu, / Ist es aus mit der Sonntagsruh!⁴³

Wie bereits erwähnt, trat *Die Posaune* neben ihrer Sympathie für die weniger Privilegierten immer auch als antimilitaristische Stimme in Erscheinung. In einer Artikelserie gegen den Krieg wird dies mit dem beliebten sozialistischen Thema der Klassengesellschaft verknüpft:

⁴² *Die Posaune*, 1890, Nr. 3.

⁴³ Ebd. Nr. 21.

Dieser Zwang [zum Krieg, S. M.-B.] allein ist die Ursache, dass alle Nationen stehende Heere unterhalten müssen, welche selbst dann, wenn kein Krieg ist, diese finanziell ruiniren. [...] Wenn man eine solche Riesensumme täglich zur Förderung von wirklichen Culturzwecken verausgaben könnte, wenn die Menge von Soldaten, [...] wieder zu ihrer Beschäftigung zurückkehren könnten, und dadurch, in werthschaffende, statt in werthverzehrende Menschen verwandelt würden, so käme zu den ersparten täglichen fünf Millionen noch eine bedeutende Einnahme zu Gunsten der Nationen. [...]

Der heutige Konstitutionalismus beruht auf der Klassenherrschaft, dieses aber übt Zwang auf die von ihr beherrschten Klasse aus, und bedarf der - Heere. [...]

Der jetzige Konstitutionalismus ist nicht der Ausgleich der Interessen, sondern das Gegentheil davon; er theilt die Menschen in wirtschaftlicher Beziehung in zwei Klassen, deren eine bloß [sic] Rechte, deren andere bloß [sic] Pflichten hat.

Erst nachdem das allgemeine Wahlrecht die ganzen Nationen zu einer mit Menschen gleichmäßig ausgestatteten gleichberechtigten Volksmasse gemacht hat, welche die Gesetze im Hinblick auf das Wohl des Ganzen gibt, erst dann wird die Rede von der Abschaffung des Krieges und des bewaffneten Friedens sein können.⁴⁴

Die implizite Forderung nach der Abschaffung des Heeres ist eine für das Jahr 1876 natürlich unerhörte Idee und wird in Verbindung gebracht mit einer Reform der Klassengesellschaft. Auch hier setzt der Autor in etwas naiver Weise große Hoffnungen auf die Einführung demokratischer Rechte, die seines Erachtens automatisch zu einer friedlichen Koexistenz der Nationen führen würden. Obwohl in dieser Rubrik und in der „Rundumschau“ immer wieder die Armee oder die ungerechte Verteilung von Reichtum und Privilegien thematisiert werden, greift man niemals zu radikalen Tönen, auch wenn zum Teil Ideen vertreten werden, die mit sozialistischen bzw. sozialdemokratischen Forderungen übereinstimmen.

Oft werden im Blatt auch medizinische Themen mit politischen verknüpft. Vor allem wenn es um Fragen der Hygiene, Müllentsorgung, öffentlichen Gesundheitsversorgung, Impfungen etc. geht. Es wird zwar nur die Stadtverwaltung offen angegriffen, eine Kritik am ganzen System ist aber immer mitgemeint:

⁴⁴ *Die Posaune*, 1877, Nr. 33.

Sorgt nun der Staat dafür, dass das Volk überall reines Trinkwasser hat, d. h. hält der Staat die Gemeindebehörden dazu an, dass sie für gutes Trinkwasser sorgen? Diese Frage muß leider, wie auch viele andere, mit Nein beantwortet werden.⁴⁵

Eben so schlecht, wie mit den Wohnungen für einen großen Theil der Bevölkerung, ist es mit den öffentlichen Lokalen bestellt. Dieselben sind samt und sonders ein Hohn auf die Forderungen der neuen Medizin; und wenn man die Ballsäle, Restaurationen und Gasthäuser betritt, so erschrickt man geradezu über das, was Einem hier mit einer großen Rücksichtslosigkeit zugemuthet wird. Die ganze Entwicklung der Naturwissenschaft ist hier spurlos vorübergegangen, nichts von Ventilation, nichts von chemischen Mitteln. Die Tanzsäle sind Schwitzkästen [...] und die Gasthäuser zum großen Theil Qualm-Kamine, welche die Lungen vergiften und die Augen ruiniren! [...] die Chemie, die Physik und die Mechanik geben Mittel an die Hand, die Medizin verlangt sie, und die Behörde ignorirt sie – das ist das Einzige, was sie thut. Man erlasse ein Gesetz, das diejenigen Leute, welche öffentliche Lokale halten, zwingt, dieselben so einzurichten, damit der Aufenthalt in ihnen nicht gemeinschädlich wird [...].⁴⁶

Die eben zitierte Passage erinnert fast schon an die gegenwärtige Debatte über Rauchverbote in öffentlichen Lokalen sowie an Arbeitsplätzen! Aber auch sonst gibt es viel zu beanstanden: Als Hauptgrund für die vielen Krankheiten werden das schmutzige Wasser, die schlechte Luft und die Armut angeführt, wobei der Akzent schon am Anfang der Artikelreihe auf der Verhütung und nicht auf den Heilungsmöglichkeiten liegt. Die Pflicht der Vorbeugung liegt für den Autor vor allem bei den offiziellen Behörden, welche für entsprechende hygienische Verhältnisse oder unentgeltliche Impfungen zu sorgen hätten, wobei er auch hier wieder einen sozialdemokratischen Standpunkt einnimmt. Die Leser der *Posaune* werden zudem über die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse diesbezüglich unterrichtet und auf die fehlenden staatlich zu verordnenden Maßnahmen aufmerksam gemacht:

Eine ganze Klasse von Krankheiten, die sogenannten zymotischen, lassen sich nun nach den Forschungen der neueren Medizin verhüten; es gehören hierher die Pocken, das Fieber, die Cholera, die Diarrhöe, die Masern, der Keuchhusten, der Typhus und die Diphtheritis. Alle diese Krankheiten pflanzen sich durch Keime oder Pilze fort und werden gewöhn-

⁴⁵ Ebd. Nr. 39.

⁴⁶ Ebd. Nr. 40.

lich durch verdorbene Luft, oder schlechtes Wasser in den menschlichen Körper übertragen. Wenn man nun dafür sorgt, dass dies nicht geschieht, d. h. wenn man dem Volke reine, gesunde Luft, und nicht von Cholera-, oder sonstigen Excrementen geschwängertes Wasser gibt, so ist der Krankheit vorgebeugt.⁴⁷

Die Herangehensweise an religiöse Themen in den „Populären Vorlesungen“ fällt auf. Unter dem vielsagenden Titel „Biblischer Lehrstoff und gesunder Menschenverstand“ erscheinen Anfang 1878 einige Artikel, in denen versucht wird, zentrale Elemente der christlichen Lehre zu widerlegen. Hier nur ein Beispiel:

Nach dem biblischen Berichte würde das Alter unserer Erde etwa 6000 Jahre betragen. Jedermann weiß jetzt, dass die allmälige [sic] Entwicklung der Erde mit ihren Formationen, Perioden, Epochen nach vielen Millionen von Jahren abzumessen ist. Sechstausend Jahre, lächerlich-kurzer Zeitraum! Bohrungen im Nilthal haben aus Tiefen von 62 und 70 Fuß, Stücke von egyptischem [sic] Töpfergeschirr zu Tage gefördert. Wenn nun sorgfältige Untersuchungen erwiesen haben, dass durch den jährlich abgelagerten Nilschlamm der Boden während eines Jahrhunderts um etwa 5 ½ Zoll erhöht wird, so muß die egyptische Cultur im Nilthale wenigstens 14.000 Jahre alt sein.⁴⁸

Was in liberalen, großstädtischen Kreisen schon längst nicht mehr als Tabubruch angesehen wurde, konnte ein provinzielleres Publikum durchaus noch schockieren. Es lässt sich zwar kaum sagen, wie viele unter den Lesern der *Posaune* damals die Bibel noch *ad litteram* auffassten bzw. an die dortige Datierung der Schöpfungsgeschichte glaubten, die Auseinandersetzung mit religiösen Themen in der Zeitschrift wurde – wie manche Leserbriefe zeigen – jedenfalls von vielen als durchaus provokant empfunden. Man darf allerdings daraus nicht den Schluss ziehen, dass *Die Posaune* atheistisches Gedankengut verbreitet hätte, denn an keiner Stelle werden die Existenz Gottes oder die moralischen Grundlagen der Religion in Zweifel gezogen. Die Kritik an der Bibel oder vielmehr an deren buchstabengetreuer Auslegung steht – genauso wie viele andere Debatten, an denen die Zeitschrift teilhat – im Dienste des Vernunft- und Wissenschaftsglaubens. Der aufklärerische Kampf, dem sich *Die Posaune* in den genannten zwei Rubriken verschrieben hat, kennt nur

⁴⁷ Ebd. Nr. 36.

⁴⁸ *Die Posaune*, 1878, Nr. 3.

wenige Tabus (so wird zum Beispiel das Thema Sexualität nie angesprochen) und erstreckt sich auf unterschiedlichste Themenbereiche.

In der „Rundumschau“ doziert der Redakteur zwar auch über verschiedene heikle oder gerade aktuelle Themen, den Anstoß dazu bekommt er aber oft von Lesern, die ihm in Briefen ihre Probleme schildern oder Fragen stellen. In einer der Antworten erklärt er seinen Standpunkt zum Thema Juden und kommt wieder einmal auf das Thema Religion zu sprechen. Es ist zwar nicht das erste Mal, dass sich das Blatt gegen den Antisemitismus einsetzt, in diesem Fall aber wird eine sehr eindeutige Position bezogen und zudem auf ein damals erst kürzlich verkündetes katholisches Dogma Bezug genommen:

In ein' Brief wird' ich von einer „frommen Katholikin“ g'fragt, ob ich vielleicht selber ein Jud' bin, weil ich mich bei jeder G'legenheit um die Juden animm' und weil ich, wie sie g'hört (!) hat, nit an die Unfehlbarkeit des Papstes glaub'. Nein, meine Gnädige, ich bin kein Jud', aber auch kein Dummkopf. Ich neh'm mich um Jeden an, ob er Christ, Jud' oder Heide is, wenn ihm ein Unrecht g'schieht und er sich an mich wend't. – An die Unfehlbarkeit des Papstes glauben, dazu gehört richtig Verstandes-Verleugnung. Königin Isabella mit der Tugendrosen hat trotz päpstlichen Segen den Thron verlór'n; Kaiserin Eugenie, die Fromme, hat doch die größte Schmach erlebt; der verfluchte Viktor Emanuel is aber trotzdem in Rom eingerückt und Herr von ganz Ialien worden. Nun frag' ich: Is das keine Blamage?

[...] Unser Herrgott hat damit selbst bezeugt, dass es eine Lächerlichkeit is, wenn sich ein Mensch in seiner Eitelkeit für ein' Gott hält.⁴⁹

Man bemerkt auch hier, dass sich der Redakteur nicht gegen Gott, sondern gegen überholte, als absurd empfundene Ansichten auflehnt und somit in Glaubensfragen eine gemäßigt liberale Position einnimmt. Zudem setzt er sich für Toleranz ein und vertritt die Auffassung, dass alle Menschen, unabhängig von ihrer Konfession, gleich sind und gleich behandelt werden sollten. Sein Einsatz gegen Antisemitismus und gegen die Benachteiligung von Juden korrespondiert mit seinem Eintreten für die „kleinen Leute“, die den sozial und politisch Mächtigen oft hilflos ausgeliefert sind.

Der Redakteur äußert sich in jener Rubrik auch zu Erziehungsfragen und der damaligen Jugend:

⁴⁹ *Die Posaune*, 1882, Nr. 27.

Verflossene Woche wurden hier zwei zehnjährige Knaben wegen verübten Einbruchs-Diebstahl verhaftet. – Wir möchten die beiden Kinder für unschuldig halten und die Ursache eher in den Sünden und Unterlassungen der Gesellschaft suchen.

Wenn viele Eltern ihre Kinder auf die Straße schicken, statt jeden ihrer Schritte zu bewachen, wenn sie sie nie zu nützlicher Beschäftigung anhalten, sich nicht kümmern, in welche Gesellschaft dieselben gerathen; wenn Ihr Eltern dazu lacht, wenn der kleine Franzi mit Steinen nach den Thieren wirft, oder gegen einen Erwachsenen recht schnippisch ist, was Wunder wenn dann die Jugend verdirbt?

Wie können aber Eltern ihre Kinder ordentlich erziehen, wenn sie sich in vielen Fällen selbst nicht zu zügeln vermögen? [...]

Ach, die Verbrecher kommen nicht als solche auf die Welt! Die Unterlassungen der Gesellschaft machen sie dazu! Straft die Eltern für die Verbrechen ihrer unmündigen Kinder, und es wird besser werden!⁵⁰

Vor allem im letzten Abschnitt hört man sehr deutlich den Anhänger Jean-Jacques Rousseaus durch. Dass die Erziehung, welche die Kinder im Elternhaus oder in der Schule erhalten, eine falsche ist, liest man in der *Posaune* immer wieder. In zahlreichen Karikaturen setzt man sich ironisch mit dem Thema auseinander, in der „Rundumschau“ zeigt man ernstes Entsetzen über das manchmal unmoralische oder unmenschliche Benehmen mancher Kinder und Jugendlicher. Heranwachsende, denen man nicht beibringt, dass man Schwächere nicht prügelt und keine Tiere quält, können nur zu Unmenschen werden oder in die Kriminalität absacken, mahnt der Redakteur jedesmal mit erhobenem Zeigefinger anlässlich solcher Schreckensnachrichten.

Ohne Aufsicht der Eltern, die Wichtigeres zu tun haben, rauchen und trinken Jugendliche, wenn man der *Posaune* Glauben schenken darf, bereits ab einem zarten Alter, sie spielen verbotene Kartenspiele und halten sich bis spät nachts in Tanzlokalen auf. Solche Anprangerungen der Amoralität sind uns auch heute noch (oder wieder?) sehr geläufig:

Wir erleben an unserer heutigen Jugend schauerhafte Dinge und der Grund aller dieser in letzter Zeit vorgekommenen haarsträubenden Ausschreitungen liegt leider in der heutigen Erziehungs-Methode und in dem Beispiel der Eltern zu hause [sic].

Es sind nicht blos [sic] die Frequentanten der Lehrlingschule, die alle Moral bei Seite setzend, die Unterrichtszeit mit tumultösen Szenen ausfül-

⁵⁰ *Die Posaune*, 1885, Nr. 46.

len, ihre Lehrer auslachen und verhöhnen; ja sich tatsächlich an ihnen vergreifen [...]; auch bei den Schülern der übrigen Lehranstalten sind Zucht und Sitte abhanden gekommen [...].

Man traut seinen Ohren kaum, wenn man erfährt, dass Studenten im Alter von 13 bis 16 Jahren in verschiedenen Winkel-Caffeehäusern stundenlang um Geld Karten spielen [...]; man hält es für unmöglich, wenn sich Dienstboten erzählen, sie hätten mit dem Koststudenten der Frau X., einem 14 jährigen Schulbuben auf dem Maskenball bei der „Königin von England“ getanzt [...].⁵¹

Weitere Klagen über die Verkommenheit der Gesellschaft finden sich in der Zeitschrift im Zusammenhang mit Tierquälerei. Das folgende Beispiel bezieht sich auf die Schlachtart von Rindern, über die der Redakteur mit gutem Recht empört ist. Interessant dabei ist die Hinzufügung einer damals neuen wissenschaftlichen Erklärung:

Hätten wir eine Polizei nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis, so würden wir die haarsträubenden Grausamkeiten, die trotz § 39 des „Musterstatutes“ mit den zum Schlachten bestimmten Kälbern verübt werden, ihrer Aufmerksamkeit empfehlen.

Die armen Thiere werden nämlich nicht nur nach wie vor geknebelt, aufeinander gehäuft, mit herabhängenden Köpfen auf die Wagen gelagert, Tag und Nacht ohne Nahrung gelassen, sondern auch auf die empörendste Weise geschlachtet. Besonders bei größeren Schlächtern herrscht die Geflogenheit, die Opfer lebend auf die eisernen Haken des Rechens zu hängen, indem man ihnen die Sehnen der Hinterbeine durchschneidet. In diesem Zustande lässt man die Thiere oft die längste Zeit in gräßlichen Qualen den erlösenden Todesstich erwarten. [...]

Abgesehen von krankhaften Veränderungen der Fleischfaser in Folge gehemmter Blutzirkulation, entwickelt sich während der Todespein ein Giftstoff, ähnlich dem Leichengift, und der Genuß eines solchen Fleisches wirkt höchst nachtheilig auf die Gesundheit [...].⁵²

Die detailreiche Beschreibung dieses grausamen Vorgangs geht noch weiter und hinterließ wohl einen bleibenden Eindruck auf die damals diesbezüglich weniger zimperliche Leserschaft. Der Autor jener Zeilen verurteilt Tierquälerei nicht nur aus ethischen Gründen, sondern führt als Aufklärer auch wissenschaftliche Argumente an, die eine solche unnötig grausame Behandlung der Schlachtthiere kaum geboten erscheinen

⁵¹ *Die Posaune*, 1886, Nr. 4.

⁵² *Die Posaune*, 1887, Nr. 19.

lassen. Es ist einigermaßen bemerkenswert und in einer positiven Weise überraschend, dass sich die Zeitschrift immer wieder solcher Themen annimmt, die in Europa erst viele Jahrzehnte später wirklich ernst genommen wurden.

Es gäbe natürlich noch einige andere Bereiche in der *Posaune*, über die man schreiben könnte, wie zum Beispiel das Bild der Stadt Temeswar. Ich glaube aber, einen repräsentativen Überblick über die Themenvielfalt dieser Provinzzeitung geliefert zu haben. Dabei muss noch einmal die bemerkenswerte inhaltliche Zusammensetzung der *Posaune* hervorgehoben werden, die sich als mitunter bissiges, aber sicherlich nicht radikales humoristisch-satirisches Periodikum und gleichzeitig als seriöses Medium im Dienste der Aufklärung und Bildung verstand. Dabei erweist sich *Die Posaune* auch als zutiefst widersprüchlich, denn einerseits blieb man hauptsächlich auf einen provinziellen Horizont beschränkt, und zwar nicht nur was die Thematik, sondern auch was den Leserkreis anbelangt, andererseits zeugt die Behandlung verschiedenster Themen – vor allem in den zuvor beschriebenen „ernsthaften“ Rubriken – von einer erstaunlichen Weltoffenheit und liberalen Gesinnung. Dies weist der in Vergessenheit geratenen Zeitschrift unter den Banater Periodika einen ganz besonderen Platz zu.

Literatur:

- Geml, Josef: *Alt-Temesvar im letzten Halbjahrhundert 1870–1920*, Helicon, Temeswar o. J. [1921].
- Höbelt, Lothar: *Die deutsche Presselandschaft*, in: *Die Habsburgermonarchie 1848–1918*, Bd. VIII, Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft, 2. Teilbd., Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2006, S. 1819–1894.
- Ilieșiu, Nicolae: *Timișoara. Monografie istorică*, G. Matheiu, Temeswar 1943.
- Krischan, Alexander: *Die deutsche periodische Literatur des Banats. Zeitungen. Zeitschriften, Kalender 1771–1971*, Verlag des südostdeutschen Kulturwerks, München 1987.
- Milleker, Felix: *Geschichte des Buchdruckes und des Zeitungswesens im Banat*, Verlag der Artistischen Anstalt, Belackrva [Weißkirchen] 1926.
- Mureșanu, Camil: *Das rumänische Pressewesen*, in: *Die Habsburgermonarchie 1848–1918*, Bd. VIII, Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft, 2. Teilbd., Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2006, S. 2127–2148.
- Scheidl, Ernst: *Die humoristisch-satirische Presse in Wien von den Anfängen bis 1918 und die öffentliche Meinung*, Masch. Diss., Wien 1950.
- Schneider, Eduard (Hg.): *Literatur in der „Temesvarer Zeitung“ 1918–1949*, IKGS Verlag, München 2003.
- Szentkláray, Eugen: *Temesvár und seine Umgegend*, in: *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild*, Ungarn, Band II, Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei, Wien 1891, S. 511–538.

Zum Bild der slowenischen Literatur und Kultur in der *Marburger Zeitung* In den drei Dekaden (1862–1890) und darüberhinaus

MATJAŽ BIRK/ANJA UREKAR (Slowenien)

Dem Germanistikprofessor und Erforscher der deutschen Literatur
und Kultur im slowenischen Raum ANTON JANKO dankbar zugeeignet.

1. Einleitung

Der vorliegende Beitrag unternimmt den Versuch, das Bild der slowenischen Literatur und Kultur, das von der *Marburger Zeitung*¹ im Zeitraum von deren Gründung bis in die 90er Jahre des 19. Jh.s vermittelt wurde, zu untersuchen. Es wird dargestellt, in welchen Textsorten bzw. Genres die slowenische Literatur in Erscheinung tritt, welche inhaltlichen Schwerpunkte von der *Marburger Zeitung* in deren Umgang mit der slowenischen Literatur und Kultur in diachroner und synchroner Hinsicht gesetzt werden, ob und welche Formen von deutsch-österreichisch-slowenischen Kulturtransferprozessen in dem untersuchten Zeitraum in den relevanten Beiträgen zu finden sind usw. Die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung basieren auf empirischer Rezeptionsforschung, die durch theoretische Ansätze von Positivismus, Raumforschung, Kulturtransfer und Literatursoziologie ergänzt wird.²

Die *Marburger Zeitung* war das führende politische deutschsprachige Periodikum von Maribor (dt. Marburg/Drau) und der untersteirischen Region. Es wurde 1862 von dem Mariborer Drucker und Verleger Edvard Janschitz als *Correspondent für Untersteiermark* ins Leben gerufen und wechselte bis zum Zeitpunkt, als es im Jahr 1945 endgültig eingestellt wurde, einige Male seinen Namen (die meiste Zeit erschien es allerdings unter dem Namen *Marburger Zeitung*), die Herausgeber und teilweise auch die Programmschwerpunkte.

¹ Im weiteren Textverlauf wird für das hier untersuchte Periodikum das Sigel MZ gebraucht.

² Zu theoretischen Ansätzen vgl.: Mitterbauer/Scherke 2005; Bourdieu 2001; Espagne/Greiling 1997; Franceschini 2001; Schmidt 2005; Turk 1998.

2. Quellen- und Forschungsbericht

Die *Marburger Zeitung* ist in den Beständen von slowenischen und ausländischen Bibliotheken und Archiven zu finden, wobei allein die Universitätsbibliotheken von Maribor und von Graz über eine vollständige Ausgabe der Zeitung mit deren Beilagen verfügen, während die Bestände anderswo, darunter im Mariborer Regionalarchiv, in der National- und Universitätsbibliothek in Ljubljana, der österreichischen Nationalbibliothek und der Library of Congress in Washington lückenhaft sind.³ Um den umfassenden Korpus zu bewältigen, griffen wir in unserer Untersuchung auf das in der Mariborer Universitätsbibliothek existierende, von Bogo Teply⁴ (1900–1979) verfasste Stichwortregister zurück. Dieses enthält die Übersicht zum Sachkatalog zur *Marburger Zeitung* in der Zeitspanne von 1866 bis 1886. Teplys Sachkatalog,⁵ der eine kostbare Quelle an Daten und Informationen vor allem für Historiker bereitstellt, gliedert sich in 30 Themen. Für die vorliegende Untersuchung war das Kapitel XXI mit Informationen zu „Literatur“, „Theater“, „Vorlesungen“ und „Kulturvereine“ in der Stadt Maribor relevant. Für die Untersuchung wurden neben der *Marburger Zeitung* auch deren zwei Beilagen in Betracht gezogen, und zwar die literarische *Sonntags-Beilage* (1886–1898)⁶

³ Das Regionalarchiv im Maribor besitzt Jahrgänge von 1919–1930 (Originale); die National- und Universitätsbibliothek in Ljubljana (dt. Laibach) besitzt Jahrgänge 1865–1866, 1868–1869, 1879, 1888–1889, 1892, 1907, 1909–1917, 1920–1945 (Originale), die Slawische Bibliothek in Ljubljana besitzt Jahrgänge 1933–1939. Die Bestände sind meist lückenhaft. Die Österreichische Nationalbibliothek besitzt folgenden Bestand: Jg. 1.1862–Jg. 59.1920, Jg. 79.1939, Jg. 81.1941–Jg. 85.1945 (Originale und Mikrofilm). Library of Congress in Washington besitzt folgenden Bestand: 21. Oktober 1925– 30. April 1927 und 1. März 1929–28. Juni 1940 [mit Lücken] auf Mikrofilm.

⁴ Bogo Teply war Verfechter der sozialistischen Ideologie, Übersetzer, Geschichts- und Slowenischprofessor an der Mariborer Realschule und 1949 Mariborer Museumsdirektor. 1963 ging er in den Ruhestand und widmete sich intensiv der Bibliothekswissenschaft – in der Studienbibliothek Maribor begann er mit einer mühsamen, aber wichtigen Arbeit, und zwar mit der bibliographisch-dokumentarischen Bearbeitung der *Marburger Zeitung*. Nach seinem Tod wurde die Arbeit mit der MZ weitergeführt, aber die Forschung hat nie mehr das Niveau des akribischen Vorgängers erreicht. Vgl. dazu: Stavbar 2000.

⁵ Teply 1973, S. 1f.

⁶ Im Bestand der *Sonntags-Beilage* gibt es einige Lücken: Die gravierendsten sind die von 1892, 1893, 1895 und 1896, wo fast alle Nummern der Beilage fehlen. Im Jahr 1892 fehlen alle Beilagen außer der Nr. 101 vom 18. Dezember 1892 (das Prosawerk verzeichnet die Seiten 53–60) und das gleiche gilt für das folgende Jahr – mit Ausnahme der Nr. 101 vom 17. Dezember 1893 (das Prosawerk verzeichnet die Seiten 73–80). Weitere Lücken betreffen das Jahr 1895 (vorhanden ist die Nr. 86 vom 27. Oktober bis zur Nr. 104 vom 29. Dezember)

und das politisch-wirtschaftliche Blatt *Slobodni Slovenec* (1870–1871) (dt. Der freie Slowene)⁷. Beide Beilagen vertraten deutschnationale bzw. liberale Tendenzen und enthalten keine für unsere Thematik relevanten Texte, weder fiktionale noch nichtfiktionale.⁸

Erst mit Beginn des Demokratisierungsprozesses in Slowenien Anfang der 90er Jahre wurden die deutsche Literatur und Kunst in Maribor mit ihren Institutionen, darunter Bühne und Zeitungswesen, zum Gegenstand intensiver geisteswissenschaftlicher Untersuchungen.

Im Mittelpunkt der Untersuchungen stehen historische Aspekte der Mariborer deutschen Periodika, während sich kultur- und besonders sprach- und literaturwissenschaftliche Studien in Grenzen halten. Zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung war die Mariborer Publizistik erstmalig bereits im Jahr 1875 geworden, als Johann Winckler⁹ in seiner historisch-statistischen Studie sämtliche in der Habsburger Monarchie im Zeitraum bis 1873 erschienene Periodika zu katalogisieren versuchte. Zu den älteren Beiträgen über die Publizistik im steirischen Raum zählen ferner die Studien *Die periodische Presse der Steiermark in den Jahren 1848–1898* von Friedrich Ahn¹⁰ und *Von der deutschen Presse in Untersteier* von Friedrich Pock¹¹; beiden letztgenannten Studien haftet eine betont großdeutsche ideologische Auslegung an, die sich darin zeigt, dass die slowenische Interessen verfolgende Mariborer deutsche Presse (darunter an erster Stelle die *Südsteirische Post*) zur Zielscheibe heftiger Kritik wird.¹² Nach einer mehr als fünf Jahrzehnte dauernden Unterbrechung entstanden in den 70er Jahren die ersten slowenischen Studien der Mari-

und das Jahr 1896 (vorhanden sind die Nr. 2 vom 5. Januar und die Nummern beginnend mit der Nr. 80 vom 4. Oktober bis Nr. 103 vom 24. Dezember).

⁷ In der Mariborer Universitätsbibliothek gibt es keine vollständige Ausgabe der Beilage *Slobodni Slovenec*. Vorhanden sind die Nr. 1 vom 10. September 1870, Nr. 3 vom 24. September (es fehlen die Seiten 2 und 3), Nr. 9 vom 3. Dezember 1870, Nr. 10 vom 10. Dezember 1870 und Nr. 11 vom 17. Dezember 1870. Die Beilage *Slobodni Slovenec* (1870/1871), die auf vier Seiten gedruckt wurde und insgesamt 12 Nummern erleben durfte ist das erste Beispiel eines in slowenischer Sprache herausgegebenen Blattes, das deutschnationale Interessen verfolgte. Die Redaktion erhoffte sich mit dieser Beilage liberal orientierte slowenische Leser – daher auch der Name der Beilage – für das Deutschtum begeistern zu können.

⁸ Vgl. Glazer 1993, S. 648f u. 653 und Kramberger 2005, S. 47–49.

⁹ Vgl. Winckler 1875.

¹⁰ Vgl. Ahn 1900.

¹¹ Vgl. Pock 1925, S. 182–189.

¹² Vgl. Kramberger 2005, S. 38.

borer deutschen Publizistik, darunter die von Bernard Rajh¹³ und Janko Glazer, der sein Augenmerk auf das Mariborer Druckwesen und slowenische und deutsche Zeitungen und Zeitschriften bis 1918 richtete.¹⁴ Ende der 80er Jahre folgte die erste publizistikwissenschaftliche Studie der deutschen Periodika im slowenischen Raum von Smilja Amon, welche zum Leidwesen der Forscher an Akkuratessen in den die Mariborer deutschsprachige Publizistik betreffenden Daten zu wünschen übrig lässt.¹⁵ Zu den wichtigsten kulturgeschichtlichen Studien über die Mariborer Literatur und Kultur zählt das Pionierwerk *Kultura v Mariboru* (dt. Kultur in Maribor) von Bruno Hartman.¹⁶ Durch seine 30-jährige wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Mariborer Kultur entstand ein Mosaik von Aufsätzen, die – ohne Anspruch auf Vollständigkeit und Systematik – diverse Segmente und Aspekte der Felder slowenischer und deutscher Literatur und Kunst in Maribor und deren Wechselbeziehungen erörtern. Anfang unseres Jahrhunderts veröffentlichte Tanja Žigon die erste systematische Studie zu deutschen Periodika im slowenischen Raum.¹⁷ Seit einigen Jahren sind für die Erforschung der Mariborer und untersteirischen deutschen Periodika die Veröffentlichungen von Petra Kramberger von Bedeutung. Im Rahmen ihrer kulturgeschichtlichen Untersuchungen schuf sie ein detailliertes Bild von sämtlichen deutschen Periodika in Maribor mit Informationen über deren Verleger, Programme, literarische und kulturelle Beilagen und untersuchte Korrelationen und Kontroversen mit konkurrenzierenden deutschsprachigen Periodika aus dem 19. Jh.¹⁸ Für die letzte Zeit ist im geschichtswissenschaftlichen Bereich die Untersuchung der Mariborer deutschen Periodika von Mojca Peternel zu nennen, die das Bild namhafter slowenischer Politiker in der *Marburger Zeitung* unter die Lupe genommen hat.¹⁹ Aus literaturgeschichtlicher Perspektive wurde die *Marburger Zeitung* (neben einigen Diplomarbeiten)²⁰ zum Gegenstand der Untersuchung in Matjaž Birks Studie über ästhetische und kritische Aspekte der deutschen dramatischen Produktion am Mariborer Deutschen Theater während des Zwei-

¹³ Vgl. Rajh 1979.

¹⁴ Vgl. Glazer 1993.

¹⁵ Vgl. Amon 1988.

¹⁶ Vgl. Hartman 2001.

¹⁷ Vgl. Žigon 2001.

¹⁸ Vgl. Kramberger 2005 u. dies. 2006.

¹⁹ Vgl. Peternel 2006.

²⁰ Vgl. Kramberger 2002.

ten Weltkriegs und deren gesellschaftlicher Funktion im Spiegel der theaterkritischen Zeitungsbeiträge.²¹ Dass die Mariborer deutsche Kultur als Forschungsgegenstand seit Beginn der 1990er Jahre im slowenischen und auch im angrenzenden österreichischen Wissenschaftsraum an Bedeutung gewonnen hat, davon zeugt die Vielfalt an Diplomarbeiten im Bereich der Germanistik und Geschichtswissenschaft an den Universitäten Maribor, Ljubljana und Graz.²²

3. Deutsche und slowenische Kultur und Periodika in Maribor

Bis zum Ende des Ersten Weltkrieges standen sich in Maribor zwei Kulturen gegenüber. Im überwiegend deutschen Kulturraum, der aus der reichen Tradition der Aufklärung und der Romantik schöpfte, bildete sich erst nach 1860 allmählich die slowenische Kultur heraus, die gerade einen Wandel von der Volks- zur Nationalkultur erfahren hatte. Während die Untersteiermark bilingual war, hatte die Stadt Maribor in den 60er und 70er Jahren des 19. Jh.s einen betont deutschkulturellen Charakter. Das Deutsche dominierte (im Unterschied zu Ljubljana) als Sprache der gebildeten Gesellschaft, als offizielle Staatssprache und weitgehend auch als Literatursprache über das Slowenische und prägte entscheidend das städtische Feld der Literatur und Kunst.²³

1850 zählte Maribor, eine Gemeinde aus fünf Stadtteilen, ca. 6706 Einwohner. Während die Innenstadt mit 3677 Einwohnern fast ausschließlich deutsch war, waren die Vorstädte meist slowenisch. Rudolf Gustav Puff strich 1847 heraus, dass „das Leben in Maribor völlig

²¹ Vgl. Birk 2004.

²² Petra Kramberger: *Časopis „Correspondent für Untersteiermark“ in gledališka kritika v njem.* („Correspondent für Untersteiermark“ und dessen Theaterkritik). Diplomska naloga. Ljubljana: Univerza v Ljubljana 2002; Angelika Reithofer: *Historische Umbrüche im Spiegel der Presse am Beispiel von Marburger Zeitung und Grazer Tagblatt. Vom September 1918 bis zum Marburger Bluttag, ein Vergleich.* Diplomarbeit. Graz: Univ. 1994; Robert Obrul: *Ein Vergleich zwischen dem Deutschen in der Marburger Zeitung im Jahre 1912 und dem modernen Deutsch der Kleinen Zeitung von heute.* Diplomarbeit. Maribor: Univerza v Mariboru 2002; Karin Blas: *Mariborski Nemci med leti 1918-1923 v luči Marburger Zeitung in Straže.* (Mariborer Deutsche von 1918 bis 1923 im Spiegel der Marburger Zeitung und Straža). Diplomsko delo. Maribor: Univerza v Mariboru 2002; Daniel Pukl: *Društva in organizacije mariborskih Nemcev med 1918 in 1941.* (Vereine und Organisationen der Mariborer Deutsche von 1918 bis 1941). Diplomska naloga. Maribor: Univerza v Mariboru 2005.

²³ Zu Wechselwirkungen zwischen deutschen und nichtdeutschen Literaturen und Kulturen in den südöstlichen Gebieten der Habsburgermonarchie vgl.: Lauer 1982.

deutsch [ist], obschon man in der nächstliegenden Umgebung slawisch orientiert [ist]; beider Sprachen sind fast alle Mariborer kundig, die Arbeiterschicht beherrscht sie beide meistens schon nach einem Jahr, verbracht in der Stadt; die Arbeiter sind fast ausschließlich slawischer Abstammung.“²⁴ Durch die Industrialisierung und Verkehrsvernetzung wuchs Maribor bis zum Ersten Weltkrieg auf 27.994 Einwohner, davon waren 3.823 als slowenisch sprechende Einwohner verzeichnet. Der geringe Anteil des Slowenischen in der Mariborer Öffentlichkeit ist darauf zurückzuführen, dass die ökonomisch geschwächte Landbevölkerung slowenischer Herkunft, die sich in der Stadt niederliess und zur Arbeiterschicht wurde, ihre soziale Aufstiegsmöglichkeit allein durch ihr Bekenntnis zur deutschen Sprache und Kultur verwirklichen konnte und infolgedessen stark zur Assimilation tendierte.

Auch die kulturelle Produktion der Slowenen basierte in den 70er Jahren des 19. Jh.s fast ausschließlich auf dem deutschen Kulturgut, was besonders deutlich im Bereich des Theaters zu beobachten ist, wo die Einwohner von kleineren steirischen Stadtgemeinden, etwa von Ljutomer (dt. Luttenberg), Schauspiele auf „deutsch spielten, weil sie keinen tauglichen heimischen dramatischen Werke hatten. [...] Was wir getan haben, haben wir als Freunde der Kunst getan. Manchmal haben wir ein slowenisches Lied dazwischen gesteckt, und dieses hat die Herzen unserer Eingeborenen zum Kochen gebracht“²⁵. Kurzum: die slowenische Bildungsschicht, auch die nationalbewusste, blieb in der damaligen Untersteiermark, im Gegensatz zu Krain, bis in die Zwischenkriegszeit an der deutschen Kultur orientiert.²⁶

Eine der wichtigsten kulturellen Institution in der Stadt stellte das Mariborer deutsche Theater dar, das im Unterschied zu anderen Bühnen vergleichbaren Formats in ethnisch gemischten Gebieten der Monarchie

²⁴ „da je 'življenje v Mariboru docela nemško, čeravno v najbližji okolici slovansko zasuknjeno; obeh jezikov so večji domala vsi Mariborčani, poselski razred pa ju je več običajno že kar po letu dni, prebitih v mestu; posli so skoraj izključno slovanskega rodu.“ [dt. Übersetzung von A.U.] In: Rudolf Gustav Puff: *Marburg in Steiermark, seine Umgebung, Bewohner und Geschichte*. Bd. 1. Gratz: Andr. Leykam'sche Erben 1847, S. 259. Zit. n. Hartman 1993, S. 24.

²⁵ „Ljutomerčani so igrali 'sicer nemški, ker niso imeli sposobnih domačih teatralnih igrokazov. [...] Kar smo storili, storili smo kot prijatelji umetnosti. Včasih smo kakšno slovensko pesem vmes vtaknili, in ta je zakurila na vroče v srcih domorodcev.“ [dt. Übersetzung von A.U.] In: Trstenjak, Davorin; Dr. Prelog, Matija: *Doneski k zgodovini dušnega prerojenja na Štajerskem*. Maribor: Zora, 1872, S. 65. Zit. nach Hartman 2001, S. 13 f.

²⁶ Vgl. Birk 2004, S. 256

relativ spät gegründet wurde. Während in Ljubljana eine deutsche Bühne seit 1775 nachzuweisen ist, datieren Forscher eine deutschsprachige dramatische Produktion in Maribor erst auf das Jahr 1785, als in der Stadt ein Theaterkomitee ins Leben gerufen wurde, das für den Saisonverlauf verantwortlich war.²⁷ Zunächst spielten vor allem wandernde Schauspielgruppen und erst 1793 wurde ein Dilettantenverein gegründet, geführt von dem Josephinisten und Schulleiter Andrej Kavčič, der sich, obwohl er slowenisch national eingestellt war, um die dramatische Produktion in deutscher Sprache bemühte, was angesichts der damaligen nationalen und kulturellen Prägung der Stadt die einzige realistische Option darstellte. Wie in vergleichbaren kleinen Provinzbühnen in Monarchie, deren Situation in räumlicher und finanzieller Hinsicht stets prekär war, umfasste das Programm der Mariborer deutschen Bühne vorerst publikumswirksame Volksstücke, Singspiele und Possen. Von 1806 bis zum Bau des neuen Theatergebäudes, das im Jahr 1852 eröffnet wurde, fanden ungeachtet ständiger Probleme mit Räumlichkeiten rund 3000 Vorstellungen statt.²⁸ Die Ansätze eines slowenischen Theaters sind viel späteren Datums, nicht nur vergleichen mit dem Gründungsdatum der Mariborer deutschen Bühne, sondern mit dem nationaler Bühnen in Ljubljana (dt. Laibach) oder Zagreb (dt. Agram), die in die 40er Jahre des 19. Jh.s zurückreichen. In Maribor fanden erste slowenische dramatische Aufführungen im Rahmen der Tätigkeit des Vereines *Slovanska Čitalnica* (dt. Slawischer Lesesaal in Bedeutung von Kulturverein bzw. Lesezirkel) erst seit 1860 statt. Es handelte sich um Einakter, fast ausschließlich um Stücke der deutschen Unterhaltungsdramatik (Kotzebue). Auf dem Weg zur Institutionalisierung und Professionalisierung der Mariborer slowenischen Bühne war das 1899 erbaute Gebäude *Narodni dom* (dt. Nationalheim) von großer Bedeutung, in dem sich die vorerst getrennten Theatergruppen des Lese- und Arbeitervereins 1909 im Dramatischen Verein vereinigten. Aufgeführt wurden nicht nur Schauspiele slowenischer und slawischer Autoren, sondern auch Stücke des deutschsprachigen dramatischen Kanons (Schiller, Raimund, Nestroy usw).²⁹

Anfang der 60er Jahre des 19. Jh.s wurden durch die Wiederaufnahme des Verfassungslebens neben dem bestehenden deutschen Stadttheater³⁰

²⁷ Vgl. Hartman 1995, S. 208.

²⁸ Ebda, S. 209f.

²⁹ Ebda.

³⁰ Vgl. Hartman 1995, S. 212.

zwei andere wichtige Kulturinstitutionen im Mariborer literarisch-künstlerischen Feld ins Leben gerufen: erstens die Kulturvereine und zweitens das Zeitungswesen (mit der Gründung der *Marburger Zeitung*).

Unter den vielen deutschen Vereinen finden sich der Marburger Männergesangsverein (1846), der Theater- und Casino-Verein (1864) und der Allgemeine deutscher Sprachverein (1887), der das Grenz- und Auslandsdeutschtum förderte.³¹ Der bedeutendste slowenische Verein der Stadt war der bereits genannte Verein *Slovanska Čitalnica* (1861), der das Ziel einer Förderung der Liebe zur Muttersprache verfolgte. Das auch über die erörterte slowenische dramatische Produktion.³² Maribor konnte im 19. Jh. keinen eigenen Literaturkreis aufweisen, obwohl einige autochthone, von außen kommende deutschsprachige Schriftsteller in der Stadt tätig waren. Graz fungierte daher als das nächstgelegene kulturelle Zentrum, wo 1872 der Steirische Schriftstellerbund ins Leben gerufen wurde. In dieser Kulturinstitution wie in der Gruppe um die dortige Zeitschrift *Heimgarten* waren auch Mariborer Schriftsteller und Dichter tätig. Während die deutsche Literatur und Kultur damals bereits entscheidend zur Institutionalisierung tendierten, waren die slowenische Literatur und Kunst, wie am Beispiel des Theaters dargestellt, erst in Entwicklung begriffen. Der slowenischen Literatur widmeten sich zunächst nur die Gymnasiasten, die unter der Leitung ihres Lehrers Rudolf Gustav Puff (1808-1865) das erste slowenische Gymnasiastenblatt *Sprotuletna Vijolica*³³ (dt. *Frühlingsveilchen*) herausbrachten. Spätere Bemühungen um die slowenische Literatur, etwa anhand der Gründung von Literaturzeitschriften, waren mit mäßigem Erfolg gekrönt.³⁴

Das Mariborer Zeitungswesen umfasste acht deutsche Periodika, darunter die *Marburger Zeitung*, *Ampelographische Berichte*³⁵, *Die Arbeit*³⁶, *Mar-*

³¹ *Marburger Zeitung* war diesen Vereinen gegenüber wohlgesinnt, was den laufenden Berichten über deren Aktivitäten zu entnehmen ist. Vgl. dazu: „Fest-Liedertafel“. In: MZ Nr. 52 vom 1. Mai 1881, 4; „Marburger Berichte. Für Kaiser Josef und den Deutschen Schulverein.“ In: MZ Nr. 91 vom 31. Juli 1885, S. 2; „Deutscher Sprachverein.“ In: MZ Nr. 2 vom 5. Januar 1890, S. 3; „Philharmonischer Verein“. In: MZ Nr. 2 vom 5. Januar 1890, S. 4; „Deutscher Schulverein.“ In: MZ Nr. 2 vom 5. Januar 1890, S. 6.

³² Vgl. Hartman 2001, S. 15.

³³ Vgl. Birk 2003.

³⁴ Vgl. Hartman 2001, S. 17.

³⁵ Das Periodikum *Ampelographische Berichte* (1875-1878) erschien 5- bis 6-mal jährlich und war eine Art wirtschaftliche Zeitschrift, dass sich mit national-wirtschaftlicher Thematik auseinandersetzte und Neuerungen in der Landwirtschaft verfolgte. Vgl. Glazer 1993, S. 654 u. Kramberger 2005, S. 44.

burger Hans-Jörgel³⁷, *Filarka*³⁸, *Südsteirische Post*³⁹, *Slobodni Slovenec* und *Štajerski kmet*⁴⁰ (dt. Steirischer Bauer). Allen Zeitschriften – außer der von Slowenen herausgegebenen *Südsteirischen Post* – war gemeinsam, dass sie sich für deutsche Interessen einsetzten.⁴¹ Das älteste Periodikum war die *Marburger Zeitung*. Auch hier, wie auf dem Gebiet der Bühne, ist zu beobachten, dass Maribor im Vergleich zu anderen Städten in den angrenzenden Regionen spät eigene Periodika bekam⁴². Das untersuchte Periodikum erschien erstmals 1862 unter dem Namen *Correspondent für Untersteiermark* und wechselte bis 1945 sechsmal seinen Namen – bis Ende 1864 erschien es unter dem Namen *Correspondent für Untersteiermark*, im Jahr 1865 als *Marburger Korrespondent*, von 1866 bis 1870 als *Marburger Zeitung*, im Jahr 1870 als *Tagesbote für Untersteiermark* und von 1870 bis 1929 wiederum als *Marburger Zeitung*. Im Zeitraum von 1929 bis 1941 trug das Periodikum den Namen *Mariborer Zeitung* und im Zweiten Weltkrieg

³⁶ *Die Arbeit* (1885) war sozialdemokratisches Organ der österreichischen Arbeiterschaft und erschien halbmonatlich. Vgl. Glazer 1993, S. 654 u. Kramberger 2005, S. 46 f.

³⁷ Das humoristische Blatt *Marburger Hans-Jörgel* (1885–1886) erschien zweimal monatlich als „Wünsche- und Beschwerdeblatt für jedermann. Stupf-, Zupf- und Rupforgan für communale und sonstige Angelegenheiten“.

³⁸ Das humoristische Blatt *Filarka* (1886–1893) erschien zweimal monatlich.

³⁹ Die *Südsteirische Post* (1881–1900) verfolgte die Ziele nationaler Versöhnung und objektiver Berichterstattung. Sie setzte sich in deutscher Sprache für die Bestrebungen der ideologisch konservativ orientierten Slowenen ein. Deren Nachfolgerinnen waren die *Südsteirische Presse* (1901–1905) und *Südösterreichische Stimmen* (1906–1907). Vgl. Glazer 1993, S. 654 u. Kramberger 2005, S. 44–46.

⁴⁰ *Štajerski kmet* (1894–1895) erschien monatlich und versuchte so wie *Slobodni Slovenec* slowenische Bauern in der Untersteiermark für das Deutschtum zu gewinnen. Vgl. Glazer 1993, S. 655 u. Kramberger 2005, S. 49 f.

⁴¹ Die Angaben über die Zahl der Periodika in Maribor sind von Studie zur Studie sehr unterschiedlich: Kramberger stellt acht Blätter fest (*Marburger Zeitung*, *Ampelographische Berichte*, *Die Arbeit*, *Marburger Hans-Jörgel*, *Filarka*, *Südsteirische Post* – darunter auch *Südsteirische Presse* und *Südösterreichische Stimmen* – *Slobodni Slovenec* und *Štajerski kmet*), Žigon sieben (*Marburger Zeitung*, *Südsteirische Post*, *Südsteirische Presse*, *Südösterreichische Stimmen*, *Die Arbeit*, *Volksstimme* und *Marburger Presse*, zusätzlich verweist sie noch auf *Marburger Nachrichten*, *Marburger unabhängige Zeitung*, *Untersteirische Volkszeitung* und *Alpenländische Verkehrszeitung*, vgl. Cvirn 1997, S. 335) und Glazer neun Blätter für den Zeitraum von 1862 bis 1873 (*Marburger Zeitung*, *Slovenski gospodar*, *Slovenski narod*, *Glasnik*, *Sršeni*, *Slobodni Slovenec*, *Zora*, *Vestnik in Slovenski učitelj*) und 41 deutsche und slowenische Periodika für den Zeitraum bis zum Ersten Weltkrieg. Vgl. dazu: Kramberger 2005, S. 39–50, Žigon 2001, S. 69–71 und Glazer 1993, S. 645–651.

⁴² Die slowenische Metropole bekam *Wochentliche Ordinari-Laybacher Zeitungen* schon 1707, Celje (dt. Cilli) das *Cillier Wochenblatt* und Novo Mesto (dt. Rudolfswert) das *Sloveniens Blatt* im Jahr 1848.

erschien es wieder unter seinem alten Namen. Am Anfang erschien der *Correspondent für Untersteiermark* zweimal wöchentlich, von 1863 (Nr. 45) bis August 1870 dreimal wöchentlich, danach vier Monate lang als Tageszeitung und von Anfang Dezember 1870 bis 1889 wieder dreimal wöchentlich. Zwischen 1889 und 1900 (Nr. 8) wurde das Blatt zweimal wöchentlich und ab der Nr. 9 desselben Jahres bis 1914 wieder dreimal wöchentlich herausgegeben; danach wurde es zur Tageszeitung. Gelegentlich wurde die *Marburger Zeitung* begleitet durch Beilagen wie die slowenische Beilage *Slobodni Slovenec* (1870–1871), die *Sonntags-Beilage* (1886–1898), welche durch das in Berlin gedruckte *Sonntagsblatt. Illustrierte Beilage* und um 1900 durch *Illustriertes Sonntagsblatt. Gratisbeilage* abgelöst wurde. Dass die Zeitschrift immer wieder Änderungen in Namen, Erscheinungsfrequenz und Programm erfährt, ist auf den Wechsel der Herausgeber zurückzuführen: In dem hier untersuchten Zeitraum gab es 13 Herausgeber. Zu den bedeutendsten gehörten – neben dem Gründer Janžič⁴³ Franz Zistler – Julius Seeliger, Franz Wiesthaller, Adolf Harp, Max Besozzi, Hans Kordon, Leopold Kralik und Adolf Huber.⁴⁴ Die ideologische Orientierung der *Marburger Zeitung* war liberal: In einem Beitrag aus dem Jahr 1876 deklarierte sie sich in Anlehnung an den als Freiheitdichter verklärten Anastasius Grün und seine Gedichtsammlung *Schutt* als Verfechterin von „Fortschritt und Freiheit“⁴⁵, allerdings in deutschnationaler bzw. nationalistischer Hinsicht. Neben den bereits genannten deutschen Periodika wurden Anfang der 70er Jahre in Maribor auch acht slowenische Zeitungen und Zeitschriften herausgegeben.

⁴³ Jožef Janschitz, der dritte Drucker in der Nachfolge der Stadt drucker, hat in seiner Verwaltungszeit Amts- und Schulblätter gedruckt. Die slowenischen Drucke waren meist religiösen Inhalts. Die Situation änderte sich, als Janžičs Sohn Eduard 1859 die Druckerei übernahm – gedruckt wurden *Correspondent für Untersteiermark*, *Slovenski gospodar*, *Slovenski narod*, Programme der *Slovanska Čitalnica*, das vom Fürstbischof Anton M. Slomšek gegründete slowenische Jahrbuch *Drobtince* (dt. *Brosamen*), der Schüleralmanach *Lada*, *Slobodni Slovenec* usw. Unter seiner Leitung wurde keine ideologische bzw. kulturelle Trennung vorgenommen – es wurden Zeitungen und Zeitschriften mit slowenischen und deutschnationalen Inhalten in beiden Sprachen gedruckt: der *Correspondent*, der 1870 als *Tagesbote für Untersteiermark* herausgegeben wurde und seine Beilage *Slobodni Slovenec* waren das Sprachrohr der Mariborer Deutschen, *Slovenski gospodar* (dt. *Slowenischer Hausherr*) und *Slovenski narod* (dt. *Slowenisches Volk*) dagegen das Organ der entstehenden slowenischnationalen Bewegung.

⁴⁴ Vgl. Kramberger 2005, S. 41.

⁴⁵ „Vermischte Nachrichten. Anastasius Grün“. In: MZ Nr. 43 vom 10. April 1881, S. 4; „Anastasius Grün zu Ehren“. In: MZ Nr. 23 vom 25. Februar 1876, S. 3.

Laut der *Marburger Zeitung* kam auf 60.000 Menschen ein slowenisches Periodikum.⁴⁶ Zu den slowenischen Periodika gehörten die belletristischen Periodika *Zora* (dt. Morgenröte), *Vestnik* (dt. Mitteilungsblatt) und *Glasnik*, das humoristische Blatt *Sršeni* (dt. Hornissen) und zwei Fachzeitschriften: *Slovenski učitelj* (dt. Slowenischer Lehrer) und *Slovenski gospodar* (dt. Slowenischer Hausherr). Besonders eifrig verfolgte slowenische nationale Interessen das an die ländliche Bevölkerung gerichtete Periodikum *Slovenski gospodar* (1868-1872), das zum führenden politischen Organ der konservativen Slowenen in der Untersteiermark wurde. Für kurze Zeit erschien in Maribor auch *Slovenski narod* (dt. Slowenisches Volk), das Sprachrohr der „mladoslovenci“ (dt. „Jungslowenen“), das nach 1872 in Ljubljana herausgegeben wurde. Zwischen den deutschen liberal- und den slowenischen meist katholischorientierten Periodika wurden zeitweise Gefechte geführt, die in der *Marburger Zeitung* zum Anlass der „Gelegenheitsreimerei“⁴⁷ wurden.

Die seit dem 18. Jh. fest verankerte deutsche Kultur in Maribor befand sich im lokalen und regionalen Feld der Kunst und Kultur in herrschender Position, während die Träger der im Entstehen begriffenen slowenischen Kultur zu den Beherrschten gehörten und sich nur schwer behaupten konnten. Doch gerade die nationalpolitischen Konflikte, die sich auch als Kulturkampf zweier Nationen mit besonderer Fixierung auf die jeweilige Sprache manifestierten, haben der slowenischen, nicht institutionalisierten und finanziell weniger geförderten Kultur entscheidende Impulse gegeben, das nationale Niveau zu erreichen. So können wir von zwei mit- und nebeneinander bestehenden Kulturen Maribors sprechen, die sich in einigen Sphären über nationale Barrieren hinweg indirekt bereicherten.

⁴⁶ Vgl. „Marburger Berichte. Slowenisches Zeitungswesen“. In: MZ Nr. 4 vom 9. Januar 1873, S. 3.

⁴⁷ Im einstrophigen Gedicht „An mein Herzchen“ liest man die Reaktion bzw. die Erklärung eines Beiträgers, der von dem Mariborer slowenischen Periodikum *Slovenski gospodar* (1869-1941) der Ehrenbeleidigung der katholischen Ordensbrüder beschuldigt wurde. Vgl.: K. „An mein Herzchen“. In: MZ Nr. 58 vom 15. Mai 1881, S. 4.

4. Die Rezeption slowenischer Literatur und Kultur in der *Marburger Zeitung*

In der *Marburger Zeitung* gelangte ein breites Spektrum an Beiträgen zur Veröffentlichung – neben politischen auch kulturelle (d. h. kunst- und kulturgeschichtliche) Aufsätze, Theaterkritiken, Rezensionen von Neuerscheinungen, fiktionale Texte unterschiedlicher Gattungen und Genres, meist Novellen und Erzählungen, in der *Sonntags-Beilage* auch Gedichte heimischer Dichter.⁴⁸ Die slowenische Literatur und Kultur figurieren meist in den Notizen, deren Verfasser nicht selten anonym blieben. Die Texte werden unter den Überschriften „Marburger Berichte“, „vermischte Berichte“ oder „Eigen-Berichte“ veröffentlicht. Einen Teil der relevanten Berichte – es handelt sich vorwiegend um Rezensionen – erscheint in der Rubrik „Vom Büchertisch“, in der neben den slowenischen Veröffentlichungen auch deutsche Gedichtsammlungen der Heimatdichter besprochen werden, die inhaltlich oder biographisch auf den untersteirischen Raum bezogen sind. Den dritten Teil bilden längere Beiträge, teilweise auch Abhandlungen literarischen und kulturpolitischen Inhalts. Die aus den 80er Jahren verfolgen deutschnationale Zwecke, die aus den 20er Jahren des 20. Jh.s bemühen sich um die Berichterstattung von Veranstaltungen der slowenischen Literaten in Maribor. Den vierten, kleinsten Anteil an für unsere Untersuchung relevanten Beiträgen bilden fiktionale Texte, entweder deutschen Übersetzungen von slowenischer Literatur – es handelt sich ausschließlich um Übersetzungen von Gedichten – oder aber schemaliterarische Gelegenheits- und Tendenzdichtung, verfasst aus Anlass ideologischer und kulturpolitischer Kontroversen von „poetae minimi“ bzw. „poetae minores“, mit signifikanter gesellschaftlicher Pointe.⁴⁹

In den frühen 60er Jahren des 19. Jh.s lassen sich von der in der *Marburger Zeitung* publizierten slowenischen Literatur zwei Tendenzen able-

⁴⁸ Hagen, Adolf: Der deutsche Osten soll nunmehr. In: MZ Nr. 86 vom 18. Juli 1886, Beilage, S. 4; Hilarius: Das deutsche Lied. In: MZ Nr. 80 vom 4. Juli 1886, Beilage S. 4.

⁴⁹ Im Gedicht „Trotzelei“ wird in Form einer Parabel die klerikale Orientierung der *Südsteirischen Post* zur Zielscheibe der Kritik. Vgl. auch das der Burg in Sevnica (dt. Hoch-Lichtenwald) als Bollwerk des Deutschtums an der Save gewidmete Sonett von Adolf Hagen: „Adolf Hagen: Hoch-Lichtenwald“. In: MZ Nr. 101 vom 22. August 1886, S. 4. Ferner vgl. auch die Mahnung vor Slowenisierung der Gebiete an der Drau in: „Wacht an der Drau“. In: MZ Nr 127 vom 23. Oktober 1887, S. R.

sen. Zum einen unternahm man den Versuch einer objektiven⁵⁰ Berichterstattung vom slowenischen Kulturleben in der Untersteiermark, das sich nach dem Vorbild Ljubljanas gestaltete. Man berichtete über Neuerscheinungen auf dem Gebiet der slowenischen Fachliteratur (Religion, Jurisprudenz, Pädagogik, Lexikographie usw.), Dichtung und Kunst.⁵¹ Gelegentlich, vorwiegend in den ersten Jahren des Periodikums, strebte man danach, ideologiefrei und mit fachlicher Akribie nicht nur über die Ereignisse im Feld der slowenischen Literatur und Kunst zu berichten, sondern auch darüber, was sich im Kulturtransfer ereignete. Man informierte die Leser über slowenische Übertragungen von Klassikern der philosophischen und belletristischen Weltliteratur wie Platon, Demosthenes, Homer, Sophokles, Goethe, Schiller, Cervantes, die in Verlagen in Maribor, Ljubljana, Klagenfurt und Gorica (dt. Görz; ital. Gorizia) erschienen sind.⁵² Dies trug zur Etablierung des Slowenischen als Kultursprache in der deutschsprachigen Öffentlichkeit der Stadt und der Region entscheidend bei. In den ersten Jahren des Erscheinens unterstützte die Redaktion auch sämtliche kulturelle Initiativen der Slowenen, etwa jene zum Ausbau von nationalen Kulturinstitutionen, darunter zur Gründung von Pressevereinen⁵³, Kultur- und Literaturzeitschriften. Oder jene zur Förderung der stets steigenden Zahl slowenischer Schriftsteller. Die Initiativen und Entwicklungen im Feld slowenischer Literatur und Kultur in der Stadt und der Region wurden von der Redaktion als Beweis für hohe geistig-kulturelle Aspirationen der Slowenen gedeutet.

Zum anderen entnimmt man den Beiträgen aus den ersten Jahren des Erscheinens auch eine eindeutig weniger wohlwollende Haltung gegenüber der slowenischen Literatur und Kultur; es sind bereits Elemente der späteren Abwertung, Geringschätzung und Disqualifizierung nachweisbar. Die Berichte über die *Beseda* (dt. Ansprache) – die Veranstaltungen von als panslawistische Bollwerke dargestellte slowenische Kulturvereine in Maribor – zeigen eindeutige Tendenzen deutschnationaler ideologischer Instrumentalisierung. In ihren Angriffen gegen die nationalkulturelle Bewusstwerdung der Slowenen in der Untersteiermark, die unter

⁵⁰ „Wir beabsichtigen, die ehrenwerthen Bestrebnisse auf dem Gebiet der heimischen, also deutschen und slovenischen Literatur, mit der gleichen, objektiven Unparteilichkeit zu würdigen.“ – „Briefkasten der Redaktion“. In: MZ Nr. 1 vom 30. März 1862, S. 7.

⁵¹ Vgl. „Literarisches“. In: MZ Nr. 6 vom 17. April 1862, S. 5.

⁵² Vgl. „Literarisches. C-v. Die neuesten Erscheinungen der slovenischen Literatur“. In: MZ Nr. 4 vom 10. April 1862, S. 4.

⁵³ „Preßverein“. In: MZ Nr. 23 vom 22. Februar 1871. S. 2, 3.

dem Einfluss der Entwicklungen in Krain stand, profitierten die Verursacher von ideellen und literarisch-poetologischen Zwisten im slowenischen „Lager“ meist von Kontroversen zwischen den „staroslovenci“ (dt. Altslowenen) und „mladoslovenci“ (dt. Jungslowenen).⁵⁴ An der slowenischen nationalen und kulturellen Identitätsbildung und an Kontroversen zwischen Deutsch- und Slowenentum in der damaligen Untersteiermark herrschte auch über die Landesgrenzen hinaus breites Interesse, was daran zu sehen ist, dass vereinzelt Beiträge aus den ausländischen, meist deutschen Periodika (darunter aus der *Augsburger Allgemeinen Zeitung*) übernommen wurden. Da sie eine betont deutschnationale Tendenz aufweisen, fanden sie bei der Redaktion lebhaft Zustimmung. Aus Anlass des 1000-jährigen Jubiläums von den slawischen Aposteln und Kulturvermittlern Kyrill und Methodus griff man in ironisch-sarkastischem Ton aufs Heftigste die Einführung der slowenischen Sprache ins Schulsystem und die Bemühungen um die Verbreitung einer einheitlichen slowenischen Kultursprache an. Im Zusammenhang mit einer allgemeinen Verhöhnung der slowenischen Literatur und Kultur wurde der öffentliche Gebrauch der slowenischen Sprache als zivilisatorischer Rückschritt gedeutet: „Die HH. Toman und Bleiweis⁵⁵ haben ihre Studien deutsch gemacht, und möchten nun gern aus einem wohnlichen Hause (das kann man doch von der deutschen Sprache sagen, ohne unbescheiden zu sein) in eine Hütte ziehen, in der das nährliche Hausgeräth fehlt [...]“.⁵⁶ Derselbe herablassende Ton ist auch in Berichten über die Aktivitäten des slowenischen Vereins *Čitalnica* (dt. Lesesaal, in Bedeutung von

⁵⁴ Die Auseinandersetzungen zwischen den beiden literarisch-kulturellen Ausrichtungen in der damaligen slowenischen Kulturöffentlichkeit dauerten bis 1876, als es angesichts eines immer heftigeren deutsch-slowenischen Kulturkampfes zum Zusammenschluss der beiden Gruppen kam. Während sich die Altslowenen hinter dem Motto „Vse za vero, dom, cesarja“ („Alles für Glaube, Heimat und Kaiser“) zusammenschlossen, setzten sich die Jungslowenen für die Gleichberechtigung der slowenischen Sprache und die Vereinigung aller Slowenen ein. Der Höhepunkt des Wirkens der Altslowenen lag in der Forderung nach der Gründung eines deutschen Periodikums für slowenische Interessen, welcher sich die Jungslowenen, die den Höhepunkt ihrer kulturpolitischen Tätigkeit zwischen 1868 und 1871 erreichten, entschieden widersetzen. Die wichtigsten Vertreter der „Altslowenen“ waren Lovro Toman, Ebin Heinrich Costa und Janez Bleiweis, der Redakteur der Ljubljanaer slowenischen Zeitung *Novice*. Zu den „Jungslowenen“ zählten sich von den kanonisierten slowenischen Schriftstellern der bereits genannte Josip Jurčič und Fran Levstik.

⁵⁵ Der Altslowene Lovro Toman (1827-1870), Dichter und Politiker, Abgeordneter im Krainer Landtag und Wiener Reichsrat, gab 1849 die Sammlung der Heimatlyrik *Glasi domorodni* (dt. *Patriotische Stimmen*) heraus.

⁵⁶ „Die neueste ‚Beseda‘“. In: MZ Nr. 79 vom 21. August 1863, S. 313.

Kulturverein bzw. Lesezirkel) zu finden, dem man nationalkulturellen Solipsismus und Fixiertheit auf den slowenischen Kulturraum vorwarf. Sowohl bejahende als auch kritisch-ablehnende Berichte über die Kulturaktivitäten der Slowenen zeugen davon, dass nationale Gemüter in den 60er Jahren noch nicht erhitzt waren und dass die Zeit der endgültigen nationalkulturellen Polarisierung in der Stadt und Region noch nicht eingetreten war.

In den 70er und frühen 80er Jahren des 19. Jh.s kam es in Folge der Intensivierung der panslawistischen Bewegung zur Eskalation des deutsch-slowenischen Kulturkampfes.⁵⁷ Die Deutschen der Untersteiermark sahen ihre Kultur zunehmend bedroht, was auch bei den moderaten Vertretern des Deutschtums zur Modifikation in der Perzeption und Rezeption der Entwicklungen im Feld slowenischer Literatur und Kultur führte. Sie hielten zunehmend an einem Bild der slowenischen Literatur fest, das auf die Volksdichtung reduziert blieb, wobei der Terminus „Volksliteratur“ nicht auf die Volksüberlieferung beschränkt blieb, sondern jedwede bei der Leserschaft beliebte Literatur (Volks- und Kunstdichtung und Fachliteratur) miteinbezog:

Die slowenische Literatur hat Volksbücher in Fülle aufzuweisen. Außer der von dem hochw. Herrn Fürstbischefe Slomschek gestifteten und allgemein beliebten Drobtnice, welche schon 15 Jahrgänge zählen, besitzt sie populäre Werke über Ladnwirtschaft, Pyhsik, Chemie [...] Sehr reichhaltig sind die slov. Liedersammlungen, worunter die beliebtesten 6 Hefte der *Slovenska gerlica* und besonders trefflich und weit verbreitet die Composition des jugendlichen Tonkünstlers Davorin Jenko sind.⁵⁸

Die Tendenz, die slowenische Literatur mit der Volksdichtung gleichzusetzen, war in der *Marburger Zeitung* seit Anfang ihres Erscheinens bis in

⁵⁷ In der *Marburger Zeitung* wird der Panslawismus in den späten 80er Jahren des 19. Jh.s als politisches Problem ersten Ranges dargestellt. Zur Zielscheibe der Kritik werden die von den slowenischen Periodika, darunter von dem Ljubljanaer Periodikum *Narod* vertretene und von dem untersuchten Periodikum als expansionistisch empfundene Politik Russlands, ferner die Konzessionen, die den Slawen in Österreich seitens der Kultur- und Schulpolitik eingeräumt werden, zahlreiche Opponenten des Panslawismus, darunter der slowenische Sprachwissenschaftler und Wiener Bibliothekar Jernej (Bartholomäus) Kopitar wie auch die Idee, das Deutsche als Kulturidiom der „slowenischen Geistesheroen“ („Die Russifizierung der Mittelschulen in Slovenien“. In: MZ Nr. 118 vom 2. Oktober 1887, S. 1.) im Bereich der Wissenschaft aus Rezeptionsgründen durch das Russische zu ersetzen.

⁵⁸ „Literarisches“, C-v. Die neuesten Erscheinungen der slovenischen Literatur“. In: MZ Nr. 4 vom 10. April 1862, S. 4.

die Zeiten zunehmender nationalkultureller Polarisierung zu finden. Man berichtete über das anwachsende Interesse der deutschen literarischen Öffentlichkeit an slowenischen Volksliedern⁵⁹ wie auch über die Akteure im slowenischen und benachbarten kroatischen literarischen Feld, darunter Ivan Kukuljevič⁶⁰ und Stanko Vraz⁶¹. Um die nationale literarische Kulturidentität und zwar besonders im Bereich der Kunstdichtung auszublenken, wurden die genannten Autoren entweder als Akteure im fremden (hier kroatischen) Literaturfeld oder als Figuren in deutsch-kroatischen Kulturtransferprozessen dargestellt, wobei der Akzent auf der Rezeption deutscher Literatur lag: „Seine Werke [gemeint ist S. Vraz; M.B.] zeichnen sich durch tiefe Empfindungen und vollendete Formen aus. Fraß war ein warmer Freund der deutschen Poesie und setzte seinen Liedern gerne Sinnsprüche aus deutschen Dichtern vor.“⁶² Des Öfteren sah man auch über ihren Beitrag zur Bildung einer nationalen Kulturidentität durch die Herausgabe von Volksliedern mit Stillschweigen hinweg, was auch für Anastasius Grün galt, der bekanntlich 1850 deutsche Versionen von slowenischen Volksliedern in der Sammlung *Volkslieder aus Krain* in Leipzig herausbrachte. Wenn slowenische Autoren erwähnt werden, werden sie fast ausnahmslos in negativem Licht dargestellt. So wurde der patriotisch gesinnte slowenische Dramatiker, Dichter und Vertreter des Realismus Anton Aškerc wegen seines literarischen Schaffens in slowenischer Sprache – der Beschäftigung mit dem „windischen Pegasus“⁶³ – und der vermeintlich daraus resultierenden Vernachlässigung seines Priesterberufes zum Gegenstand des Spotts. Der Umgang mit der slowenischen literarischen Produktion wirkte der Kanonisierung entgegen; gleichwohl konnte man am bereits bestehenden

⁵⁹ Vgl. „Alpenglühn“. In: MZ Nr. 115 vom 27. September 1885, S. 3.

⁶⁰ Vgl. Ivan Kukuljevič-Sakcinskis (1816-1889) Studie über das literarische Schaffen in Dubrovnik (Ragusa), die im Ljubljanaer Periodikum *Blätter aus Krain* rezensiert wurde. Vgl. Birk Matjaž: Kulturräume „Provinz“ und „Metropole“ in *Blätter aus Krain* (Laibach/Ljubljana, 1857–1865) (in Druck).

⁶¹ Stanko Vraz (1810–1851) war gebürtiger Slowene, der in seiner frühen Schaffenszeit slowenische Lyrik nach dem Vorbild der Romantiker schrieb und auch nach seinem Umzug nach Zagreb in engem Kontakt mit dem slowenischen Nationaldichter F. Prešeren blieb. Später ersetzte er das Slowenische durch das Kroatische und wurde überregional als Sammler der Volksdichtung und kroatischer Dichter assoziiert. Vgl. Hierzu: Butolo et al. 1996 und Marinelli-König 1994.

⁶² „Am 70. Geburtstage eines Dichters“. In: MZ Nr. 110 vom 12. September 1880, S. 3.

⁶³ „St. Marein bei Erlachstein (Ein nobler Weinkollektant)“. In: MZ Nr. 124 vom 15. Oktober 1886, S. 3.

Literaturkanon – dazu gehören Vertreter der Romantik wie F. Prešeren – nicht vorbeigehen. Man konzentrierte sich in der Berichterstattung auf die Übertragungen der slowenischen Dichtung ins Deutsche, um dadurch ihre Einbindung in den deutschen Kulturraum zu unterstreichen, was weniger über die Qualität des Originals als über die Idee der Suprematie der deutschen Kultur über die slowenische besagt.⁶⁴

Die zunehmend hitziger werdende politische Stimmung führte auch in Maribor und der Region zur Zuspitzung im kulturpolitischen Kontext. In der Zeit, als die Taaffe-Regierung zur Zielscheibe heftiger Kritik der *Marburger Zeitung* wurde, drohte der Kulturkampf in Krain zu eskalieren. Die Kritik stellte sich ein, weil die Regierung den nationalen Ansprüchen der Slowenen nicht ausreichend Widerstand entgegenbrachte⁶⁵, als im Wiener Reichsrat die slawischen und deutschen Konservativen und im Krainer Landtag und im Laibacher Gemeinderat die slowenische Mehrheit herrschte, was die Vormachtstellung der Deutschösterreicher in der politischer Öffentlichkeit im mehrheitlich mit Slowenen bevölkerten Zentrum des slowenischen ethnischen Territoriums, in Krain, endgültig zum Schwinden brachte.⁶⁶ Die *Marburger Zeitung* zeigte reges Interesse an den kulturellen und kulturpolitischen Ereignissen in Krain und nahm sich zur Gänze der Sache des Deutschtums und der deutschen Kultur an. Es wundert daher nicht, dass in der Zeit von 1886 bis 1887 die Zahl der kritischen Beiträge zur slowenischen Literatur und zu den Wechselwirkungen zwischen deutscher und slowenischer Literatur und Kultur am größten ist. Zu den am häufigsten behandelten Themen gehört die Säuberung der deutschen Kultur und der literarischen Produktion in deutscher Sprache, der eine mythische Prägung – „Geschenk von Gottes Gnaden“⁶⁷ – verliehen wird. In der zweiten Hälfte der 80er Jahre wurde gegen die slowenische Literatur immer häufiger in den Kampf gezogen. Wenn noch in den frühen 80er Jahren über einzelne Formen von slowenisch-deutschen Kulturtransferprozessen berichtet wurde, kritisierte man

⁶⁴ In der Rubrik „Vom Büchertisch“ wird über die deutsche Übersetzung des Sonetts von Prešeren berichtet, die im illustrierten Familienblatt *Die Heimat* im Jahr 1877 zur Veröffentlichung gelangte. Die Übersetzung stammt von Heinrich Penn. Vgl. „Vom Büchertisch“. In: MZ Nr. 64 vom 30. Mai 1877, S. 3.

⁶⁵ Vgl. „Wien, 22. Jänner, [E.B.] (Eppur si mouve). In: MZ Nr. 12 vom 28. Januar 1887, S. 2; „Wien“. In: MZ Nr. 68 vom 8. Juni 1887, S. 3.

⁶⁶ Vgl. Melik 1995.

⁶⁷ „Das deutsche Lied“. In: MZ Nr. 106 vom 4. September 1887, S. 4. Vgl. auch: Franz Tiefenbacher: „Kein fremdes Wort“. In: MZ Nr. 97 vom 14. August 1887, S. 4.

nun heftig die Verbreitung der slowenischen Literatur im deutschsprachigen Raum durch die deutschen Periodika von Ljubljana und Graz. Und zwar nicht nur die Verbreitung der zeitgenössischen Kunstdichtung, Zu nennen wäre in diesem Zusammenhang der „Jungslowene“ Josip Jurčič und seine als „Machwerk“⁶⁸ abgestempelte Literatur, vor allem sein auch in deutscher Übersetzung erschienener Roman *Deseti brat* (dt. Der zehnte Bruder). Man kritisierte auch die Verbreitung der Volksdichtung, die bis dahin, wie gezeigt, mit dem bereits existierenden slowenischen Literaturkanon einigermaßen zusammenpasste. Aus den Beiträgen geht hervor, dass der Redaktion angesichts der zunehmenden Präsenz der Slowenen in der politischen und kulturellen Öffentlichkeit nicht länger an der Einbindung der slowenischen Literatur in das deutschsprachige Kulturgefüge und somit der Aufhebung der nationalen Kulturräume gelegen war. Sie war vielmehr darum bemüht, die Positionen der deutschen Kultur zu verteidigen und sich der Slawisierung zu widersetzen, die die Redaktion in der Rezeption der slowenischen Literatur und Kultur im deutschen Raum ortete. Die deutschsprachigen Periodika Krains und Steiermarks, die als Verräter von nationalen Interessen angeprangert wurden, wurden dabei am meisten belastet:

Das Organ des Landpflegers von Krain [gemeint ist die *Laibacher Zeitung*; M. B.], der sich gleich einem berühmten Vorbilde die Hände in Unschuld wäscht, trotzdem er zu dem Wandel der Dinge in Krain das Meiste beigetragen, erscheint merkwürdigerweise noch immer in deutscher und nicht windischer Sprache. Dafür aber widmet es den zankovistischen und panslavistischen Vorgängen die größte Aufmerksamkeit und sieht nach Agram aus, wie nach der Hauptstadt des südslawischen Königreiches. Alle Vorgänge in Agram, nationale Versammlungen und dergleichen erregen sofort das Interesse dieser amtlichen „Laibacher Zeitung“ und werden den cisleithanischen Kroaten brühwarm vermittelt. Im Feuilleton pflegt das Blatt, das den kaiserlichen Adler an der Stirn trägt, hauptsächlich „Blüthen der slavischen Volkspoesie“ in schlechten Uebersetzungen. Wie schade, dass Kaulbars in Sofia noch nicht über die Amtszeitung verfügt; er würde den Bulgaren russische Volkslieder übersetzen lassen. [...] Auch um den Roman brauchte er nicht lange verlegen zu sein, vielleicht leiht ihm zu diesem Behufe die „Südsteirische Post“ ihren ebenso bandwurmlangen als schlecht übersetzten „Zehnten Bruder“. Ein Uebersetzer von der Qualität desjenigen der „Südsteirischen Post“ wurde sich um einige Rubel gewiß auch in Sofia oder Philipoppol anwerben lassen⁶⁹

⁶⁸ „Gegen die slovenische Heftliteratur“. In: MZ Nr. 141 vom 24. November 1886, S. 2.

⁶⁹ „Aus dem österreichischen Bulgarien“. In: MZ Nr. 137 vom 14. November 1886, S. 1.

Folge der nationalen Auseinandersetzungen war die endgültige Spaltung in eine slowenische und eine deutsche Literatur und Kultur – die Scheidung der Geister –, und auf beiden Seiten wurden keine Mittel gescheut, den Gegener in moralischer, geistig-ideeller und literarästhetischer Hinsicht zu disqualifizieren: Die Autoren vermittelten die in Ljubljana entfachten nationalkulturellen Auseinandersetzungen tendenziös an die Leserschaft der *Marburger Zeitung*, um sie auf diese Weise endgültig für das Deutschtum zu gewinnen. Der Redaktion lag es daran, Vergleiche zwischen deutscher und slowenischer Literatur zu ziehen: Sie bemühte sich darum, die Leser vom ehrwürdigen deutschen Kulturerbe der Steiermark⁷⁰ und der internationalen Anerkennung deutschsteirischer Literatur – stets im Gegensatz zur slowenischen Dichtung – zu überzeugen.⁷¹ Zum Gegenstand heftiger, manchmal auch chauvinistischer Angriffe wurden die neu gegründeten Kulturinstitutionen der Slowenen, etwa der Schriftstellerverein: „[W]enn wir da z. B. von einem Schriftstellerverein hören, deren selbst die deutsche Riesennation ein paar zählt, so können wir uns wahrhaftig kaum des Lachens erwehren [...]“⁷². – Auch die Bestrebungen der Slowenen, durch die Errichtung von Denkmälern⁷³ Schriftsteller im slowenischen literarischen Feld zu positionieren, wurden lächerlich gemacht. Dass man dabei die Praxis verurteilte, vor der man im Kulturkampf selbst Gebrauch zu machen pflegte, wurde völlig übersehen. Zur Zielscheibe des Spottes wurde der ganze slowenische Parnass, „auf dem [...] Mangels eigentlicher Leistungen jeder Schund als dichterisches Meisterwerk ausposaunt wird“⁷⁴; vor allem aber richtete sich der Spott gegen die national engagierten „Jungslowenen“: Man bejubelte die Verbannung von Josip Jurčičs *Tugomer*, einem Drama mit nationalhistorischem Stoff, aus den Schülbüchern der Gymnasien. Im selben Atemzug verhöhnte man die aus der Feder des slowenischen Dichters Janez Trdina stammende Abrechnung mit dem Dichter Anastasius Grün und dessen Germanisierungspolitik, die in der führenden slowenischen Literaturzeit-

⁷⁰ Joseph Kelbitsch: „Marburger Ausflüge“. In: MZ Nr. 65 vom 1. Juni 1887, S. 1-2.

⁷¹ Vgl. „Vom Büchertisch. Steiermärkisches Dichterbuch“. In: MZ Nr. 75 vom 24. Juni 1887, S. 3.

⁷² „Laibach. Der Pervakenspektakel in seiner wahren Gestalt“. In: MZ Nr. 154 vom 24. Dezember 1886, S. 3.

⁷³ Marburger Zeitung verhöhnte die Errichtung von Denkmälern zu Ehren des slowenischen Dichters Fran Erjavec in Gorica. Vgl. „Görz“. In: MZ Nr. 12 vom 28. Januar 1887, S. 1.

⁷⁴ „Windische Literatur“. In: MZ Nr. 93 vom 4. August 1886, S. 4.

schrift, der Ljubljanaer *Zvon*, zur Veröffentlichung gelangte.⁷⁵ Auch Prešeren büßte seine Vorrangstellung im slowenischen Literaturkanon ein. Seine Poesie, die sich „in einem dem Volke verständlichen, allerdings sehr beschränkten Ideenkreise“⁷⁶ bewege, warf man zusammen mit literarischen Erzeugnissen von Literaten wie France Cegnar, Jovan Koseski, Miroslav Vilhar und Lovro Toman in einen Topf. Die slowenische Literatur – im Vergleich zur deutschen Dichtung, die symbolisch durch Zitate aus klassischen Texten (etwa aus *Faust*) vertreten wurde – galt als dürftig und ideell-ästhetisch minderwertig. Zu ihrer Disqualifizierung wurden Figuren aus der österreichischen „Heimatsdichtung“ instrumentalisiert, die als sakrosankt galten, etwa der bereits erwähnte, in Ljubljana geborene Anastasius Grün und der in Celje (dt. Cilli) wirkende Johann Gabriel Seidl.⁷⁷ Unter den Vertretern der österreichischen Kanonliteratur erfuhr Seidl in den Beiträgen aus den 70er Jahren als der mit Natur und Kultur der untersteirischen Region verbundene „Schulman und Dichter“⁷⁸ besondere Würdigung seitens der Zeitungsredaktion.⁷⁹ Die Disqualifizierungsversuche der slowenischen Literatur erreichten ihren Höhepunkt in den Beiträgen, in denen der slowenischen Nation der kulturelle Charakter schlechtweg aberkannt wurde.

Sowie das Bemühen um die Schaffung einer slowenischen Schriftsprache wird auch das slowenische Theaterwesen in Ljubljana kritisch unter die Lupe genommen. Die Produktionen des 1867 ins Leben gerufenen slowenischen *Dramatischen Vereins* (*Dramatično društvo*) werden als „Sammelsurium von Stylübungen, meist Übersetzungen aus dem Französischen ohne irgend eine verständige Auswahl“⁸⁰ abgetan, obwohl der Verein unter der Führung der Jungslowenen und im Besonderen von A. Levstik Erfolge erntete und zunehmend mit der deutschen Bühne, dem *Ständischen Theater*, konkurrierte. Er gab die Buchreihe *Slovenska Talija* heraus, führte eine eigenständige dramatische Schule und diente als Vorbild für die Gründung dramatischer Vereine in anderen Städten, darun-

⁷⁵ Vgl. „Gegen die slowenische Heftliteratur“. In: MZ Nr. 141 vom 24. November 1886, S. 4.

⁷⁶ „Sprachkünstler“. In: MZ Nr. 11 vom 25. Januar 1888, S. 1.

⁷⁷ Vgl. „Vermischte Nachrichten (Anastasius Grün)“. In: MZ Nr. 43 vom 10. April 1881, S. 4; „Lehrerskonferenz“. In: MZ Nr. 74 vom 20. Juni 1886, S. 4.

⁷⁸ „Vaterländische Dichter. Zur Erinnerung an Johann Gabriel Seidl“. In: MZ Nr. 85 vom 18. Juli 1877, S. 3.

⁷⁹ Über die literarisch produktive Zeit von 1829 bis 1839, die Johann Gabriel Seidl als Gymnasiallehrer in Celje verbrachte, vgl. Janko 2007.

⁸⁰ „Laibach. Windische Dilettanten“. In: MZ Nr. 15 vom 4. Februar 1887, S. 2.

ter auch in Maribor, wo ein slowenischer Theaterverein 1909 ins Leben gerufen wurde. Da sich die Beiträger mit den Erfolgen des slowenischen Theaters in Ljubljana nicht abfinden konnten, wählten sie die bewährte Waffe der Disqualifizierung und Verleumdung. Sarkastisch griff man die Akteure im Feld der Politik und Kultur an, darunter die Krainer Landtagsabgeordneten, die die slowenische dramatische Produktion finanziell unterstützten, und die deutschen Periodika von Ljubljana, zuvorderst die *Laibacher Zeitung*, die sie wohlwollend rezensierte. Ihnen wurde die unkritische Förderung der slowenischen Kultur und somit des Slowenentums zur Last gelegt. In einigen Beiträgen aus der späten 80er Jahren treten Okkurenzen zweisprachiger, d. h. deutsch-slowenischer Rede auf, die zum Einsatz kamen, weil – wie dies Georges Lüdi am Beispiel des französisch-deutschen Vermittlers Peter Ochs zu Recht feststellte – „das [...] zweisprachige Repertoire [...] reichere Ausdrucksmittel verspricht als jede einzelne Sprache allein“⁸¹. In unserem Fall verfolgten die Okkurenzen („Man hatte 500 Einladungen an die hervorragendsten Patrioten in ganz Slovenien – na 'najodličnejše rodoljube vse Slovenije' – versendet [...]“⁸²) den Zweck der Verhöhnung des Gegners, konkret des slowenischen Patrioten, der im Unterschied zur Ljubljanaer Stadtpolitik die dramatische Produktion in slowenischer Sprache nur auf deklarativer Ebene zu unterstützen bereit gewesen sein dürfte. In diesem Punkt, in der Verspottung der Diskrepanz zwischen Rede und Tat, hatten die Beiträger Recht. Mit dem Jahr 1890 kommt es zum plötzlichen, doch nicht unerwarteten Rückgang der Beiträge über die slowenische Literatur und Kultur in der *Marburger Zeitung*. Die Wellen des Kulturkampfes haben sich Anfang der 90er Jahre des 19. Jh.s weitgehend geglättet, die slowenische Kultur und Literatur war zum festen Bestandteil der Kulturräume in den Städten Maribor, Celje, Ptuj (dt. Pettau) und in der gesamten Region geworden, die Entwicklung der beiden Kulturen und Literaturen verlief endgültig auf zwei unterschiedlichen Bahnen; man konkurrierte miteinander. Deutsche als Sprache der Gebildeten und als Literatursprache büßte auch in der Untersteiermark zunehmend an Dominanz ein. Das slowenische Feld der Kunst und Literatur wurde um einige wichtige kulturelle Institutionen bereichert, darunter die bereits erwähnten dramatischen Vereine, die als Vorläufer der slowenischen Berufsbühnen zu betrachten sind. Außerdem etablierten sich Periodika wie die um 1881 ins

⁸¹ Lüdi 2001, S. 149

⁸² Anm. 82, ebda.

Leben gerufene *Ljubljanski zvon* (dt. *Ljubljanaer Glocke*), welche sich in den 90er Jahren zur führenden slowenischen Literaturzeitschrift entwickelte. Der Beitrag dieser Neuerungen, die auch jenseit der Landesgrenzen von Krain, etwa in Maribor und der Untersteiermark, breit rezipiert wurden, zur Verbreitung der dramatischen und literarischen Kultur und somit der kulturellen Identität der Slowenen, die einen ihrer Höhepunkte in der Literatur der Moderne erreichte, darf nicht unterschätzt werden.

Ende 1918 fiel die ehemals österreichische südsteirische Region mit Maribor als Zentrum an den neu gegründeten südslawischen Staat, das *Königtum der Serben, Kroaten und Slowenen*, das unter der Dominanz der serbischen Aristokratie und Belgrader Politiker stand. Das Feld der Kunst und Literatur wurde von diesem Zeitpunkt an von slowenischen Akteuren beherrscht, die dem Panslawismus und auch Jugoslawismus nahe standen. Die geistige Elite wurde ausgebildet an der neu gegründeten Universität Ljubljana; zahlreiche slowenische Studenten gab es auch in Prag. In der Region setzte ein intensiver Slowenisierungsprozess ein, der von umfassenden Bestrebungen zur Etablierung eines übernationalen südslawischen Patriotismus begleitet wurde und sich in der Institutionalisierung und Professionalisierung der slowenischen Kunst und Kultur in der Stadt und Region niederschlug: 1919 wurde die erste Berufsbühne Maribors, das *Slowenische Stadttheater* (seit 1920 *Slowenisches Nationaltheater*), ins Leben gerufen. Die *Marburger Zeitung* versuchte, sich den neuen politischen und kulturellen Zuständen anzupassen, und als sie in die Hände des slowenischen Kapitals überging⁸³, war die proslowenische Orientierung im Programm festgeschrieben. Dadurch war die *Marburger Zeitung* nicht länger das Organ der Deutschen von Untersteiermark, sondern „unpolitisches informatives Tagesblatt“⁸⁴. Ohne auf Einzelheiten eingehen zu wollen, lässt sich behaupten, dass das untersuchte Periodikum in den 1920er Jahren ein gesteigertes Interesse an slowenischer Literatur und Kultur zum Ausdruck brachte.⁸⁵ Kritische Stimmen zur slowenischen (Sprach-)Kunst und Kultur, von Hohn ganz zu schweigen, waren dann nur noch selten zu finden. Dennoch hielt sich die Begeisterung in

⁸³ Für diesen Verweis sind die Verfasser/innen des Beitrags Dr. Bruno Hartman zu Dank verpflichtet.

⁸⁴ Glazer 1993, S. 653.

⁸⁵ Die *Marburger Zeitung* veröffentlichte Berichte – gelegentlich lapidaren Charakters – über die Tätigkeit der neugegründeten slowenischen Bühne in Maribor. Vgl. „Schaubühne und Kunst. Das slowenische Stadttheater in Marburg“. In: MZ Nr. 209 vom 20. September 1919, S. 3.

Grenzen. Man rezensierte die Neuerscheinungen in deutscher Sprache, meist mit volksliterarischem Charakter und regionalem Bezug. Das Interesse an der Volksliteratur, die für die untersuchten Beiträge aus den Anfangsjahren der Zeitung charakteristisch gewesen und wegen des Kulturkampfes in den Hintergrund gedrängt worden war, wurde wieder aktuell. Zur Veröffentlichung gelangten populärwissenschaftliche Abhandlungen über die Volksdichtung (Mythen, Sagen, Märchen und Legenden) im Pohorje-Gebirge, in denen neben Feen, Schicksalsschwestern und der „rusalka“ (einer Art lokalen Lorelei-Erscheinung) Figuren aus der nationalen Ikonographie einen besondern Stellenwert einnehmen. Darunter der legendäre „kralj Matjaž“ (dt. König Matjaž; ung. Mátyás király)⁸⁶, der als „Schirmer des Rechtes [...] Vater der Armen und Hilfslosen“⁸⁷ heraufbeschworen wird. Diese Abhandlungen weisen eine kultur- und zivilisationskritische Pointe auf, die sich in der Verklärung der mythischen Vergangenheit der vornationalen Zeit bzw. als Reserve gegenüber dem zeitgenössischen Slowenentum manifestiert.

Ähnlich wie in den 60er Jahren des 19. Jh.s steht auch Anfang der 20er Jahre der slowenische Literaturkanon wiederum im Mittelpunkt des Interesses der Beiträger. Es erscheinen Texte, die entweder den bestehenden literarischen Kanon bekräftigen oder kanonbildende Funktion haben. So werden einerseits Beiträge aus Anlass der Jubiläen von France Prešeren und Ivan Cankar veröffentlicht. Andererseits erfreuten sich die slowenischen Dramatiker und Schriftsteller der Zwischenkriegszeit lebhafter Rezeption, darunter Oton Župančič, Tone Seliškar, Franc Saleški Finžgar, Igor Gruden und Lojz Kraigher. Besondere beliebt war der Vertreter der slowenischen Moderne Oton Župančič mit seiner Lyrik und Dramatik mit nationalhistorischer Stoffgrundlage. Als Beispiel sei hier die 1924 veröffentlichte Tragödie *Veronika Deseniška* (dt. *Veronika von Desenice*) genannt. Die Beiträge zeugen davon, dass sich France Prešeren, „Dichterkönig“ Župančič – „Gegenstand nicht endenwollender Ovationen“⁸⁸ – und Cankar ungeteilten Zuspruchs erfreuten, was darauf schließen lässt, dass diese Beiträge kanonisierend wirkten.⁸⁹

⁸⁶ Die Identität von der im slowenischen Kulturbewusstsein tief verankerten legendären Figur von 'kralj (dt. König) Matjaž' geht auf Matjas I. Corvinus bzw. M. Hunyadi, den König von Ungarn (1458–1490) und Böhmen (1469–1490) zurück.

⁸⁷ „Volkspoesie am Pachern“. In: MZ Nr. 114 vom 23. Mai 1920, S. 6.

⁸⁸ Nachrichten aus Maribor. Ein literarischer Festtag in Maribor“. In: MZ Nr. 55 vom 9. März 1926, S. 2.

⁸⁹ Vgl. auch „Župančič-Feier im Theater“. In: MZ Nr. 20 vom 25. Januar 1928, S. 3–4.

Anlässlich des 125. Geburtstages des größten Dichters der Slowenen F r a n z P r e š e r e n veranstaltete das hiesige Nationaltheater auf Initiative seines rüh- rigen Intendanten Herrn Dr. Brečič eine Festakademie, bei welcher die füh- renden slowenischen Literaten der Gegenwart mitwirkten. [...] Erschienen waren der Dichterstürm und Dramaturg des Nationaltheaters in Ljubljana O- ton Ž u p a n č i č, Chefredakteur des „Ljubljanski zvon“ Fran A l b r e c h t, Herausgeber und Redakteur der Zeitschrift „Kritika“ Jože V i d m a r und die bekannte Dichterin Biba J e r a j.⁹⁰

Für die kanonisierende Funktion dieser Beiträge spricht auch der Um- stand, dass die Beiträger den Bezug der genannten slowenischen Schrift- steller zur untersteirischen Region und Natur- und Kulturlandschaft in gebührendem Pathos stets herauszustreichen bemüht waren. So wollte man dem deutschen Leser die Akteure im zeitgenössischen slowenischen Literaturbetrieb näher bringen: „Auch der verstorbene Meisterdichter Ivan C a n k a r liebte die weichen Linien und verträumten Landschafts- bilder der Windischen Bühnen [slow. Slovenske gorice; M. B].“⁹¹ Mittels dieser Berichte wurde die deutsche Öffentlichkeit nicht nur über aktuelle Trends der slowenischen Literatur informiert – viel Aufsehen dürfte die naturalistische Prosa von Kraigher erweckt haben –, sondern auch über der Tätigkeit der slowenischen Kulturinstitutionen in Maribor, darunter die Schriftstellervereinigung, auf dem Laufenden gehalten. Von der Auf- geschlossenheit und großen Unvoreingenommenheit der Zeitungsredak- tion gegenüber der slowenischen Literatur in den 1920er Jahren zeugen auch einige ins Deutsche übersetzte Fragmente aus der slowenischen Gegenwartsliteratur, darunter die Übersetzung von zeitgenössischer moderner Lyrik des „Dichterstürms“ Župančič.⁹²

Bei den Feiern zu Ehren der slowenischen Dichter Prešeren und Župančič im Mariborer *Slowenischen Nationaltheater* war auch ein Ver- wandter des Verfassers dieses Beitrags, der Mariborer Primararzt und Autor des ersten slowenischen Fachwörterbuchs der Medizin Dr. Mirko Černič, als Förderer und Mäzen tätig. Das sei an dieser Stelle erwähnt als Kuriosität und Exemplum für die Bedeutung mäzenatischer Individuen beim Ausbau des slowenischen literarisch-künstlerischen Feldes in der Zwischenkriegszeit wie auch für die Produktivität der Wechselwirkun-

⁹⁰ Anm. 90, ebda.

⁹¹ „Zweiter literarischer Abend der Slowenischen Schriftstellervereinigung“. In: MZ Nr. 104 vom 8. Mai 1927, S. 6.

⁹² Vgl. Oton Župančič: „Winternacht“. In: MZ Nr. 20 vom 25. Januar 1928, S. 4.

gen zwischen der (Kultur-)Geschichte des Individuums und jener einer Stadt wie Maribor, deren zivilisatorische Prägung im Spannungsfeld zwischen deutscher und slowenischer Literatur und Kultur erfolgte.⁹³

5. Abschließende Überlegungen

Die untersuchten Beiträge literarischen und kulturellen Charakters aus der *Marburger Zeitung* geben unmittelbar Auskunft über die Haltung einer der bedeutendsten Kulturinstitutionen im deutschen literarischen Feld der Stadt und Region gegenüber den Entwicklungstrends im slowenischen Kulturraum in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s. Die Redaktion des untersuchten Periodikums setzte sich bei dessen Gründung zum Ziel, das Bild eines einheitlichen, deutsch-slowenischen Kulturraumes in der Untersteiermark zu vermitteln und zu pflegen. In den 60er und 70er Jahren des 19. Jh.s setzte sie dieses Vorhaben, ungeachtet des Postulats der Suprematie der deutschen Kultur, mit vereinzelt Übersetzungen slowenischer Literatur und Berichten über Ereignisse und Trends im slowenischen literarischen und künstlerischen Feld weitgehend in die Tat um, womit sie trotz der dargelegten reduktionistischen Tendenzen bei der Rezeption und Vermittlung slowenischer literarischer Kultur an den Kanonisierungsprozessen im Bereich slowenischer Literatur beteiligt war. Wie aus unseren Ausführungen hervorgeht, konnte die Zeitungsredaktion an diesem Vorsatz aufgrund der als Gefährdung für das untersteirische Deutschtum empfundenen slowenischen nationalkulturellen Identitätsbildung in den 80er Jahren nicht länger festhalten. Mitte der 80er Jahre, in einer Zeit des radikalen Kulturkampfes, wo das Bild von der Aufhebung der Grenzen zwischen den beiden Kulturräumen endgültig der Vergangenheit angehörte, ergriff das Periodikum Partei für das Deutschtum, und zwar nicht nur in der Untersteiermark, sondern auch jenseits deren Grenzen, vorerst im benachbarten Krain, wo die Vormacht der deutschen Kultur in den 1880er Jahren irreversibel am Schwinden war. Der Zeitungsredaktion ging es um die geistig-ideelle und ästhetische Disqualifizierung slowenischer Literatur und Kunst, wobei sie im chauvinistischen Diskurs, im Versuch, die slowenische Literatur gegen

⁹³ Der Anteil von Dr. Černič an der Feier aus Anlass des 125. Geburtstags von France Prešeren ist in der *Marburger Zeitung* folgendermaßen dokumentiert: „Die hervorragenden Gäste trafen bereits Samstags abends in Maribor ein. Der hiesige Primararzt Dr. Černič bot ihnen für die ganze Zeit ihres Aufenthaltes in unserer Stadt ein freundliches Heim.“ („Nachrichten aus Maribor. Ein literarisches Festtag in Maribor“. In: MZ Nr. 55 vom 9. März 1926, S. 2.)

die deutsche auszuspielen, einem dem Kulturkampf immanenten radikalisierten Reduktionismus verfiel. In den 1920er Jahren beobachtet man eine steigende Zahl an Berichten über die slowenische Literatur, das Theater und die Kultur allgemein, was auf tiefgreifende Veränderungen im politischen, ökonomischen und literarischen Feld in der ehemaligen untersteirischen Region zurückzuführen ist. Ungeachtet der Dynamisierung und Objektivierung der Rezeption und der Vermittlung der slowenischen Literatur und Kultur in dem auch nach dem Ersten Weltkrieg in Führung gebliebenen deutschsprachigen Periodikum Maribors gehörten die Pflege und der Schutz der deutschen Sprache und Kultur weiterhin zu dessen Prioritäten, was man auch unverhüllt formulierte :

M a r b u r g ist die e i n z i g e Stadt in ganz Deutschland und Österreich, die sich den Ruhm eines Stadttheaters gönnt [...] Das deutsche Theater ist eine Edelblüte am Baume deutscher Kultur und sie hegen und pflegen ist Sache unserer maßgebenden Körperschaften, denn zumal in Marburg, das im Sprachenkampfgebiete liegt und nicht nur den deutscher Charakter unserer Stadt, sondern ganz Untersteiermark zu wahren hat, ist das Theater ein politischer Faktor geworden.⁹⁴

Die Priorität der Pflege und Erhaltung der deutschen Kultur rückte in Zeiten steigender Gefährdung des deutschen Kulturgefüges in der Region zunehmend in den Vordergrund der redaktionellen Politik der *Marburger Zeitung*. Im Zweiten Weltkrieg fungierte die *Marburger Zeitung* erneut primär als (kultur)politisches Medium der Deutschen.⁹⁵ Durch die angestrebte Regermanisierung der Stadt und der Region verfolgte man das Ziel, das Rad der Geistes- und Kulturgeschichte zurückzudrehen, mit anderen Worten, der deutschen Kultur zu der Suprematie zu verhelfen, die diese in der Stadt und Region im Zeitraum vor den Veränderungen im Feld der slowenischen Literatur und Kunst, die in dem vorliegenden Beitrag aus Sicht des führenden deutschsprachigen Periodikums in Maribor dargelegt wurden, innegehabt hatte.

⁹⁴ „Das Marburger Theater. Seine finanzielle Lage“. In: MZ Nr. 91 vom 31. Juli 1909, S. 3.

⁹⁵ Vgl. Anm. 22.

Quellen:

Correspondent für Untersteiermark 1862–1864.
Marburger Korrespondent 1865.
Marburger Zeitung 1866–1870, 1870–1929, 1941.
Mariborer Zeitung 1929.
Tagesbote für Untersteiermark 1870.
Sonntags-Beilage der Marburger Zeitung 1886–1898.
Slobodni Slovenec 1870–1871.

Literatur:

- Ahn, Friedrich: *Die periodische Presse der Steiermark in den Jahren 1848–1898*. Graz: Selbstverlag des Verfassers, 1900.
- Amon, Smilja: „Nemško časopisje na Slovenskem.“ In: *Teorija in praksa*. 25 (1988) 9/10, S. 1329–1333.
- Bourdieu, Pierre: *Die Regeln der Kunst: Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2001.
- Birk, Matjaž: *Der Recensent und die Kleinstädter*. Zur Gesellschaftskritik in der Prosa Rudolf Puffs (1808–1865), eines Mariborer Vormärzliteraten. In: Karmen Teržan Kopecky (Hrsg.): *Dr. Mirko Križman 70 let. Jubilejni zbornik*. Maribor: Univerza v Mariboru 2003, S. 28–52.
- : „Die wiedergewonnene Thalia«. Das deutsche Drama in Maribor (Marburg/Drau) im II. Weltkrieg“. In: *Zagreber Germanistische Beiträge* 13 (2004), S. 255–268.
- : *Kulturräume ‚Provinz‘ und ‚Metropole‘ in Blätter aus Krain (Laibach/Ljubljana, 1857–1865)* (in Druck).
- Butolo, Frančiška et al.: *Slovenska književnost*. Ljubljana: Cankarjeva založba 1996.
- Cvirn, Janez: *Trdnjavski trikotnik. Politična orientacija Nemcev na spodnjem Štajerskem (1861–1914)*. Maribor: Obzorja 1997.
- Espagne, Michel / Greiling, Werner (Hg.): *Frankreichfreunde: Mittler des französisch-deutschen Kulturtransfers (1750–1850)*. Leipzig: Leipziger Univ.-Verl., 1996.
- Franceschini, Rita (Hg.): *Biographie und Interkulturalität in Diskurs und Lebenspraxis*. Eingeleitet durch ein Interview mit Jacques le Goff. Tübingen: Stauffenburg 2001.
- Giebisch, Hans/Gugitz, Gustav: *Bio-bibliographisches Literaturlexikon Österreichs*. Wien: Hollinek 1964.

Glazer, Janko: Pregled mariborskega časopisja do prevrata. (dt. Übersicht des Mariborer Zeitungswesens bis 1918) In: Glazer, Janko: *Razprave – članki – ocene*. Maribor: Obzorja 1993, S. 652–663.

Hartman, Bruno: Das deutsche und slowenische Theater in Maribor. In: *Kulturelle Wechselseitigkeit in Mitteleuropa. Deutsche und slowenische Kultur im slowenischen Raum vom Anfang 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg*. (Hg.): Bister, Feliks J.; Vodopivec, Peter. - Ljubljana: Oddelek za zgodovino Filozofske fakultete, 1995. - (Wissenschaftliche Bibliothek Österreich-Slowenien, 1), S. 207–224.

--- : *Kultura v Mariboru. Gibanja, vrsti, osebnosti*. - Maribor: Obzorja, 2001. - (Documenta et studia historiae recentioris, 14).

Janko, Anton: Johann Gabriel Seidl als Beiträger des *Illyrischen Blattes* und der *Carniola*. V: Mira Miladinović Zalaznik, Peter Motzan, Stefan Sienerth (Hrsg.): *Benachrichtigen und vermitteln. Deutschsprachige Presse und Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa im 19. und 20. Jahrhundert*. Wissenschaftliche Reihe (Literatur- und Sprachgeschichte). Herausgegeben von Edgar Hösch, Thomas Krefeld und Anton Schwob. Band 110. München: IKGS Verlag 2007, S. 87–96.

Kramberger, Petra: Nemško časopisje v Mariboru v 19. stoletju. In: *KRONIKA. Časopis za slovensko krajevna zgodovina*. 53 (2005) Nr. 1, S. 37–52.

---: „Na straneh ilustriranih časnikov se pred nami razprostira svet“. Nemška ilustrirana publicistika na Spodnjem Štajerskem v 19. in 20. stoletju. In: *KRONIKA. Časopis za slovensko krajevna zgodovina*. 54 (2006) Nr. 3, S. 397–412.

Lauer, Reinhard: „Deutsche und serbokroatische Literatur an der österreichischen Peripherie (1740–1835)“. In: *Die österreichische Literatur. Ihr Profil im 19. Jahrhundert (1830–1880)*. Hg. von Herbert Zeman. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1982, S. 491–504.

Lüdi, Georgers: „Peter Ochs. Eine mehrsprachige europäische Biographie“. In: Rita Franceschini (Hg.): *Biographie und Interkulturalität in Diskurs und Lebenspraxis*. Tübingen: Stauffenburg 2001.

Marinelli-König, Gertraud: *Die Südslawen in den Wiener Zeitschriften und Almanachen des Vormärz (1805–1848)*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1994.

Melik, Vasilij: „Anton Alexander Graf Auersperg und die Slowenen.“ In: Anton Janko/Anton Schwob (Hg.): *Anastasius Grün und die politische Dichtung Österreichs in der Zeit des Vormärz*. München: Südostdeutsches Kulturwerk 1995.

Melischek, Gabriele /Seethaler, Josef: „Von der Lokalzeitung zur Massenpresse. Zur Entwicklung der Tagespresse im österreichischen Teil der Hasburgermo-

- narchie nach 1848". In: Holger Böning et al (Hg.): *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte*. 7. Band. Stuttgart: Steiner Verlag, S. 52–92.
- Miladinović Zalaznik, Mira: *Deutsch-slowenische literarische Wechselbeziehungen*. Ljubljana: Oddelek za germanistiko z nederlandistiko in skandinavistiko Filozofske fakultete 2002.
- Mitterbauer, Helga und Scherke, Katharina (Hg.): *Ent-grenzte Räume. Kulturelle Transfers um 1900 und in der Gegenwart*. Wien: Passagenverlag 2005.
- Peternel, Marija Mojca: Anton Korošec in *Marburger Zeitung*. In: *Časopis za zgodovino in narodopisje* 77 (2006) 2/3, S. 171–179.
- Pock, Friedrich: Von der deutschen Presse in Untersteier. In: *Südsteiermark. Ein Gedenkbuch*. (Hg.): Franz Hausmann. Graz: Ulr. Mosers 1925, S. 182–189.
- Rajh, Bernard: *Bibliografija o Mariboru. II snopič. Mariborska periodika*. Maribor: Univerzitetna knjižnica Maribor 1979.
- : „Konec je bil neslaven: prvi mariborski časnik – ‚Marburger Zeitung‘.“ *Večer* 37 (1982) Nr. 147, S. 22.
- : „Kratka zgodovina mariborskega časopisja.“ In: *Večer* 37 (1982) Nr. 147, S. 22–25.
- Schmid, Christian: *Stadt, Raum und Gesellschaft: Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes*. Stuttgart: Steiner 2005.
- Stavbar, Vlasta (Hg.): Bogo Teply (1900–1979). - Maribor: Univerzitetna knjižnica, 2000. (Zbirka Osebnosti/Univerzitetna knjižnica Maribor, 1).
- Teply, Bogo: *Sistemski pregled in geslovník za stvarni katalog „Marburger Zeitung“*. - Maribor: Visokošolska in študijska knjižnica 1973.
- Turk, Horst et al. (Hg.): *Kulturelle Grenzziehungen im Spiegel der Literaturen: Nationalismus, Regionalismus und Fundamentalismus*. Göttingen: Wallstein-Verlag 1998.
- Winckler, Johann: *Die periodische Presse Oesterreichs. Eine historisch-statistische Studie*. Wien: Leopold Sommer & Comp. 1875.
- Žigon, Tanja: *Nemško časopisje na Slovenskem*. Ljubljana: Študentska založba 2001.

Slavonische Presse

VLADO OBAD (Kroatien)

Die für die Erforschung von mitteleuropäischen Literaturen überaus wichtige *Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte*, herausgegeben von J. W. Nagel¹, enthält manchmal auch Angaben über die deutschsprachigen Zeitungen der Ränder². So erfährt man beispielweise, dass im Jahre 1826 in der Hauptstadt Agram (Zagreb) das erste „belletristische Organ“ Kroatiens ins Leben gerufen wurde. Es war die *Agramer Zeitung*, mit dem Beiblatt zur Unterhaltung und Literatur *Luna*, die dann bis 1912 kontinuierlich vertrieben wurde. Ihr folgte 1839 die Monatsschrift *Croatia*, eine, wie der Untertitel andeutet, „Zeitschrift für vaterländisches Interesse, Wissen, Kunst, Literatur und Mode“. In der vorgeschobenen österreichischen Festung gegen das Osmanische Reich Karlsstadt (Karlovac), nur 50 km von der Hauptstadt entfernt, erschien drei Jahre später ein weiteres „Organ für vaterländisches Interesse“ – *Der Pilger*, das aber vorwiegend Aufsätze über die österreichische Militärgrenze und über Bosnien brachte.

Kroatien, das damals den südöstlichen Teil des Habsburgerreiches bildete, gliederte sich in mehrere Provinzen. Slavonien³ z. B., eine Region, die von drei Flüssen umsäumt wird (Drau im Norden, Save im Süden und Donau im Osten), war bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts mit seiner Hauptstadt durch keine direkte Straße oder Eisenbahn verbunden. Deren Provinzhauptstadt Essek bzw. Essegg (heute Osijek) musste daher fast 40 Jahre länger auf die erste Zeitung warten. Wie in den meisten Provinzstädten der Monarchie fallen die ersten Bemühungen, eigene Zeitungen herauszugeben, auch in Essek in das Revolutionsjahr 1848. Ein magyarisch gesinntes Blatt *Volksredner für Vaterland, Freiheit und Gesetz, für Kunst, Gewerbe und Wissenschaft* konnte sich nur zwei Monate (Juni-Juli) behaupten. Bis zum ersten Lokalblatt musste man aber bis 1864 warten. Das Journal *Esseker Lokalblatt und Landbote* hatte in der Person Carl Lehmanns, eines gebürtigen Essekers, den Eigentümer und Verleger

¹ Bd. 2, Abt. I, Von 1750 bis 1848; Wien, Carl Fromme Verlag, 1914.

² Im Sinne von Karl-Markus Gauß – Randgebiete des Habsburgerreiches.

³ Der Name war damals überall mit v geschrieben und so verzichten wir auf die heute übliche Schreibweise (Slawonien).

sowie den ersten verantwortlichen Redakteur gefunden. In der Nummer 47 klagte er, nicht mehr in der Lage zu sein, seine ungeteilte Aufmerksamkeit dem Blatte zuzuwenden und so übertrug er die Redaktion dem früheren Wiener Korrespondenten Hans Wawerka. Diese verlockende Mischung aus Einheimischem und Wienerischem sollte das *Esseker Lokalblatt und Landbote* bis zum Ende seines Erscheinens im Jahre 1869 prägen.

Die bereits gesichtete Verspätung der deutschsprachigen Presse aus Slavonien, im Vergleich zu der aus Agram, soll keineswegs ihre Intensität und Vielfältigkeit in Frage stellen. Agram hatte sich infolge seiner geschichtlichen Bedeutung und dank seiner Lage im Mittelpunkt des Landes zur nationalen kroatischen Metropole entwickelt. Dieser Prozess setzte schon mit der sogenannten „Illyrischen Bewegung“ (1830–1849) ein. Ein Jahrzehnt des Bachschen Absolutismus und die spätere ungarische Hegemonie konnten diese Entwicklung zwar verlangsamen, aber nicht mehr verhindern. Im Gegensatz dazu hat die periphere Lage Slavonien zu einer regen Kontaktaufnahme mit seinen Nachbarn gezwungen: Ungarn, Bosnier und Serben. Nach dem Kroatisch-Ungarischen Ausgleich (1868) wurde Essek außerdem von einer zweiten Ansiedlerwelle⁴ überflutet, hauptsächlich aus schwäbischen und österreichischen Bauern und Handwerkern bestehend. Da Essek der wichtigste Marktflecken an der Strecke von Ungarn nach Sarajevo war, und zwar in der Zeit der österreichischen Besetzung (1878) und Annexion Bosniens (1908), folgten diesem Zug auch zahlreiche Juden aus Ungarn und der Slowakei mit feiner Witterung für lukrative Geschäfte. So entwickelte sich Essek zwar nicht zu „der ältesten deutschen Stadt im Südosten“, wie die hochmütigen Zuwanderer es gerne nannten, aber zu einer typischen mitteleuropäischen Stadt, von einem Völkergemisch und einer deutlichen Dominanz des deutschen Elements geprägt⁵. In der gegebenen Situation kam der deutschen Sprache eine wichtige Mittlerfunktion zu, nicht nur wegen der Sprachpolitik des österreichischen Kaiserreichs, sondern auch aus ganz

⁴ Die erste erfolgte noch im 18. Jahrhundert, nachdem die Türkengefahr endgültig aufgehoben wurde.

⁵ Die Statistik liefert überzeugende Beweise. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts (1880) wohnten in der Stadt 8.970 Deutschsprechende, 7.482 Kroaten und Serben, 1.152 Ungarn, 275 Tschechen, 125 Slowenen, 78 Italiener, 52 Slowaken, 23 Polen, 20 Bulgaren ... Um 1900 war die Gegenüberstellung der Einheimischen und der Zugewanderten noch krasser: über 12.000 Deutschsprechende und lediglich 6.500 Kroaten! (In der Gruppe der Deutschsprechenden sind etwa 2000 Juden mitgezählt, weil sie Deutsch als ihre Muttersprache angeben haben.)

praktischen Bedürfnissen der Alltagskommunikation. Die Presse als neues Medium des modernen städtischen Lebens errang dabei ungeahnte Popularität und Wirkung. So verzeichnet die Bibliothekarin Marina Fruk⁶ 27 Titel von deutschsprachigen Zeitungen, die in der Zeitspanne zwischen 1848 und 1945 in Essek herausgegeben wurden. Diese Zahl übertrifft bei Weitem die deutschsprachigen Publikationen in Agram. Die Erklärung liegt auf der Hand: Bald nach dem Erscheinen der *Agramer Zeitung* bekam Agram auch die erste kroatische Zeitung – *Novine hrvatske* und *Danica*, herausgegeben 1835 von Ljudevit Gaj, dem Anführer der Illyrischen Bewegung⁷. Um 1890 war Agram zwar noch eine Kleinstadt mit 40.000 Einwohnern, drei Viertel davon machten aber nationalbewusste Kroaten aus, denen man die deutschsprachigen Zeitungen schwer aufzwingen konnte. Ihre Bedeutung büßten sie besonders nach der Aufhebung des Absolutismus (1860) ein. Im gleichen Jahr wurde in Agram auch die letzte Theateraufführung in Deutsch gegeben. In der von Zuwanderern beherrschten Stadt Essek dagegen spielten deutsche Wandertropfen ungehindert bis 1907. Im Bereich des Zeitungswesens sind die Unterschiede zwischen der Landeshauptstadt Agram und der Provinzhauptstadt Essek noch auffälliger. Die erste kroatische, dazu noch politisch-oppositionelle Zeitung (*Narodna obrana*) konnte sich in Essek erst 1902 etablieren und musste jahrzehntelang einen zermürbenden Konkurrenzkampf mit der deutschen Presse auf sich nehmen. Deutsche Blätter wiederum konnten sich in Essek auch nach dem Zusammenbruch von Österreich-Ungarn behaupten: bis zum Jahr 1929, also bis zu jener Zeit, in der die Stadt im Rahmen des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen endlich ihre nationale Identität entfaltete.

Eine Begebenheit aus dem Jahre 1879 möge zum Schluss die Divergenzen in der Entwicklung der beiden Städte veranschaulichen. Das Esseker Opernensemble wurde mit einem unterhaltenden Potpourri nach Agram eingeladen. Sein Auftritt im Sommergarten eines Restaurants wurde durch patriotisch gesinnte kroatische Studenten gestört. Die Polizei musste einschreiten und trieb die Demonstranten auseinander. Daraufhin versammelten sich viele Studenten und Jugendliche, die den Ausgang des Lokals versperrten, Parolen gegen „Schwaben und Juden“ aus-

⁶ Marina Fruk: „Njemačko novinstvo u Osijeku“, in: VDG Jahrbuch 1997, S. 29

⁷ Mehr darüber im Buch von Josip Horvat: *Povijest novinstva Hrvatske (1771-1939)*, „Stvarnost“, Zagreb 1962

riefen und so die Aufführung deutscher Lieder verhinderten⁸. Solch ein Zwischenfall wäre in Essek nicht einmal nach dem Jahr 1918 denkbar gewesen.

Der durchgeführte Vergleich rechtfertigt zur Genüge die nun folgende Untersuchung von regionalen Zeitungen aus Essek. Alle 27 Titel sind dabei keineswegs berücksichtigt. Ins Auge werden nur die drei wichtigsten gefasst, die aber zwei unterschiedliche Entwicklungsstufen der deutschen Periodika in der Provinz repräsentieren. Am Anfang steht, wie schon erwähnt, das *Esseker Lokalblatt und Landbote*, das Blatt, das wegen seiner literarischen Ausrichtung und einer sorgfältigen und essayistisch abgerundeten Behandlung von Themen eher die Bezeichnung einer Zeitschrift verdient. Sein Gastredakteur Wawerka war Wiener und der beste Mitarbeiter ein aus Wien zugewanderter Schauspieler – Geza Berger. Für die slawonischen Kleinstädter war die Presse noch ein zu kuriose Novum, als dass sie gewagt hätten, darin ihre eigene Stimme ertönen zu lassen. Die beiden in der Gegend noch nicht richtig beheimateten Journalisten versuchten jedoch, die lokale Orientierung des Blattes durch eine Reihe seriöser Artikel zu befördern. Die kulturellen und historischen Sehenswürdigkeiten Esseks und seiner weiteren Umgebung wurden in mehreren Fortsetzungen vorgestellt. Auch Reminiszenzen an die kroatische Geschichte wurden mit patriotischem Beiklang aufgetischt. Anlässlich der 300. Wiederkehr des Todestages von Nikola Šubić-Zrinsky, des Helden von Szigetvar, wurde sogar ein Wettbewerb für den besten Festmarsch zu seinen Ehren ausgeschrieben. Die beliebteste Rubrik des *Lokalblattes* war zweifellos der „Esseker Bummler“, der anfangs von Berger verfasst wurde. Der Beitrag erschien sonntags und fungierte eigentlich als eine humoristisch-kritische Chronik des städtischen Alltags. Die Leser konnten in knapp und pointiert erzählten Anekdoten leicht ihre eigenen Mitbürger wiedererkennen, so dass Berger sich häufig vor dem Richter rechtfertigen musste. Seine besten Berichte, heiter und realistisch, enthalten mannigfaltige Provinzcharaktere, die für zahlreiche Komödien des damaligen Lebens „in engen Grenzen“⁹ ausreichen würden. Der Schriftsteller Wawerka sparte seinerseits keine Zeit und Kraft, um die Esseker Lokalpatrioten mit lokal gefärbten Fortsetzungsromanen zufriedenzustellen: *Die Perle von Essek* (1864), *Essek in der Nacht* (1865), *Der Pandurenkommandant* (1866).

⁸ *Die Drau*, 12. Juni 1879

⁹ So lautet der Titel eines Romans von Wilma von Vukelich.

Da die Stadt noch keine eigenen Journalisten aufzuweisen hatte, ruhte die komplette Ausführung des Blattes auf den Schultern der genannten Autoren. Jene waren beim besten Willen nicht imstande, den ganzen verfügbaren Raum allein auszufüllen und übernahmen daher zahlreiche Beiträge aus der Wiener Presse, meist als Fortsetzungsreihen gestaltet, unter allen denkbaren Titeln: „Aus Wiens Vergangenheit“, „Aus der Mappe eines Wiener Flaneurs“, „Ein Originalbild aus dem Wiener Arbeiterleben“, „Wiener Federzeichnungen“, „Charakterzeichnungen aus dem Leben der Residenz“, „Originalroman aus dem Wiener Volksleben“, „Wiener Volksfiguren alter und neuer Zeit“ etc., so dass man ohne Übertreibung von einem kulturellen Imperialismus sprechen kann, zumal die ständige Rubrik „Literarisches“ regelmäßig Inhaltsangaben führender österreichischer Zeitschriften wiedergab.

Die beiden Pioniere des Esseker Zeitungswesens verdienen es, auch biografisch kurz vorgestellt zu werden, nicht ihrer literarischen Bedeutung wegen, sondern als Muster für die vielen, heute vergessenen Kulturschaffenden, die aus Österreichs Städten in eine ungewisse Zukunft, in eine schier unmögliche kulturvermittelnde Mission in irgendeine, ihnen wildfremde Region geschickt wurden.

Hans Wawerka wurde am 6. April 1840 in Wien geboren und wuchs dort in bescheidenen Verhältnissen auf. Nach Absolvierung der ersten Jahrgänge der Realschule wurde er Schriftsetzer, besuchte aber während seiner Lehrzeit die Fortbildungskurse und die sonntägigen Vorlesungen am polytechnischen Institut. Eifriges Studium der humanistischen Materien, der Verkehr mit Dichtern und Journalisten und die Aufmunterung wohlwollender Schriftsteller, denen er seine ersten schriftstellerischen Versuche zur Beurteilung übergab, spornten ihn schon frühzeitig zu literarischer Tätigkeit an. Im Jahre 1864 folgte er einem Rufe nach Essegg, um die Redaktion des ersten deutschen Blattes Slavoniens zu übernehmen. Durch nahezu zehn Jahre hatte er hier Gelegenheit, Land und Leute, sowie die politischen Zustände Kroatiens gründlich kennenzulernen, und seine Beobachtungen und Erfahrungen nicht nur im eigenen Blatte zu veröffentlichen, sondern auch in zahlreichen Korrespondenzen für fremde Blätter zu verwerten. Indessen widerten ihn schließlich die absoluten Pressegesetze und das politische Parteigetriebe in Kroatien derart an, dass er 1875 nach Graz übersiedelte, wo er seitdem als Schriftsteller lebte. (...) Nach Kürschners Literaturkalender soll er 1902 gestorben sein.¹⁰

¹⁰ *Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten (vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart)*, Philipp Reclam jun., Leipzig (6. Auflage), S. 335

Was im Text euphemistisch als „absolute Pressegesetze“ angedeutet wird, heißt im Klartext, dass Wawerka z. B. „wegen des Redakteurverstoßes gegen die Sicherheit der Bürgerehre“ 1869 im Gefängnis saß.

Bergers Name findet sich in keinem Lexikon. Durch seine Zeitungsartikel und die Polemiken mit der Redaktion des Konkurrenzblattes *Die Drau* sowie mit einzelnen Esseker Bürgern lässt sich aber einiges aus seiner Wirkung in der Stadt rekonstruieren. Hauptberuflich war Geza Berger Schauspieler. Sein Handwerk erlernte er an der privaten Theaterschule von Frau Sochock in Wien, spielte ab 1861 an mehreren Provinzbühnen der Monarchie und landete dann 1863 in Essek, wo er eine vielseitige kulturelle Tätigkeit entfaltete, wohl von materiellen Sorgen dazu genötigt. Neben dem alltäglichen Engagement im Theater schrieb er tüchtig für das *Lokalblatt*: Kurzprosa, Theaterrezensionen, triviale Fortsetzungsromane (*Das Leichenzimmer*, *Eine Zigeunerliebe*), den „Esseker Bummler“ ... Bei solcher Vielschreiberei bezweifelten manche Leser in gewissen Fällen seine Autorschaft. Diese Kränkung wollte er aber nicht auf sich sitzen lassen und prozessierte gegen Verleumder. Auch Theaterstücke entflossen seiner Feder (*Eiserne Jungfrau*, *Die Schlacht bei Essek im Jahre 1533*) und wurden im Stadttheater uraufgeführt; es versteht sich: mit dem Autor in der Hauptrolle. Ein Kollege zeigte dabei wenig Freundlichkeit und fand Herrn Berger „der ein ganz verständiger Schauspieler ist, als Theaterdichter unverdaulich“¹¹. Ungeachtet seiner fieberhaften Betriebsamkeit wurde Berger in Essek kein reicher Mann und in den 90er Jahren suchte er sein Glück in Amerika, in der „deutschen Stadt“ Cincinnati, als Chefredakteur des dortigen Lokalblattes *Cincinattier Volkszeitung*.

Auf der Spur des Journals *Esseker Lokalblatt und Landbote* folgte bald eine größere Anzahl von Zeitungen, von denen durch ihr langjähriges und kontinuierliches Erscheinen und ihre Wirkungsbreite *Die Drau* (1868–1929) und die *Slavonische Presse* (1885–1922) am bedeutendsten sind. Allein die Tatsache, dass *Die Drau* mehr als sechzig und die *Slavonische Presse* fast vierzig Jahre lang erschien und dass beide über dreißig Jahre hinweg Tagesblätter waren, spricht für die Unmöglichkeit, diese Zeitungen gründlich und allumfassend vorzustellen. Weitere Schwierigkeiten ergeben sich aus dem geschichtlichen Sachverhalt, dass die von diesen Blättern abgedeckte Zeit reich an Veränderungen war (dualisti-

¹¹ *Esseker Lokalblatt und Landbote*, 1864, Nr. 1

sche Umgestaltung der Monarchie 1867, kroatisch-ungarischer Ausgleich 1868, der Staatsbankrott 1873, die Herrschaft von Khuen Hedervary 1883–1903, die Besetzung und der Anschluss Bosniens 1878 und 1908, die Errichtung des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen 1918), die sich stark auf das politische und kulturelle Leben der Stadt auswirkten und einen häufigen Wechsel der Redaktionen und Schriftleitungskonzepte zur Folge hatten. Es ist daher ratsam, die Erforschung der genannten Zeitungen auf eine kürzere, kulturell profilierte und abgerundete Periode einzuschränken. Im Falle Esseks scheint die Jahrhundertwende (1890–1910) eine besonders geeignete Zeitspanne zu sein. In ihr scheiden sich auf globaler Ebene nicht nur zwei Säkula – das noch behagliche und bürgerlich solide 19. von dem fiebrigen, nach Veränderungen süchtigen 20. Jahrhundert –, sondern es findet auch die Stadt Essek innerhalb der regionalen Machtverhältnisse endgültig ihre wahre Identität und verwandelt sich allmählich in die kroatische Stadt Osijek. Es wird aufregend sein zu untersuchen, wie die deutschsprachigen Zeitungen diesen Prozess verfolgt haben, was für eine Haltung sie zur einheimischen Bevölkerung und nationalen Frage, zur Verselbstständigung der kroatischen Kultur und zum Slawentum im Allgemeinen eingenommen haben.

Dem Sog der schnellen Veränderungen konnten sich die Zeitungen selbst nicht entziehen, sie haben ja die meisten Innovationen in der Gesellschaft, Wirtschaft, Kunst und Politik initiiert und nach Kräften vorangetrieben. So sind die Presseorgane der Jahrhundertwende anders gestaltet und um andere Wirkung bestrebt als das Esseker Erstlingsblatt aus dem Jahre 1864. Die damalige Faszination an Wien, an seiner Mode, Kultur und Politik, ist nun einer zielstrebigen und vielfältigen Beschäftigung mit regionalen Begebenheiten gewichen. Die Lokalrubriken unterschiedlichster Prägung – „Lokalnachrichten“, „Provinzchronik“, „Sonntagsplaudereien“, „Aus der Woche“ – füllten in der Regel zwei Drittel der verfügbaren Seiten aus. Einzelne Titel suggerieren eine noch differenziertere, fachbezogene Verteilung: „Kommunales“, „Aus dem Gerichtssaal“, „Unsere Polizei“, „Militärisches“, „Essek in Zifern“, „Faschingschronik“. Die Zeitungen belauschten also den Rhythmus des Alltags und gaben den Wochenverlauf detailliert wieder. An der Schwelle des 20. Jahrhunderts aber demonstrierte der Journalismus einen verfeinerten Sinn für die Neuigkeiten, für die Sensationen des Tages. Die ersten Seiten berichteten von weltumstürzenden Ereignissen und verhalfen den Zeitungen zu echten Leserrekorden. Das Drama im serbischen Königshaus mit der

Ermordung des Königspaares und etlicher Minister (1903) vermarktete *Die Drau* innerhalb zweier Tage mit fünf Extraausgaben. Das im gleichen Jahr verübte Attentat auf seine Majestät Franz Joseph I. rief solche Bestürzung hervor, dass an einem Vormittag 2.000 Exemplare des Blattes verkauft wurden. Die Rolle der Weltpolitik sollte jedoch im Rahmen einer gesicherten und festgefügtten Entwicklung einer Region nicht überschätzt werden. Die biederen, selbstzufriedenen Esseker „hielten sich an das Sprichwort 'Das Hemd ist einem näher als der Rock' und kümmerten sich um fremde Angelegenheiten nur insoweit, als sie einen gelungenen Unterhaltungsstoff abgaben“¹². Mit gleichem Interesse nahmen sie beispielsweise zur Kenntnis, dass Kaiser Wilhelm II. 1903 in der Baranya jagte und bei jedem Pirschgang zwei Hirsche zur Strecke brachte, so wie sie drei Jahre zuvor aufgeregt über das Erscheinen des ersten Automobils in Essek gelesen hatten: „Das seltsame Vehikel erregte hier gewaltiges Aufsehen und bald hatte sich eine riesige Menschenmenge um dasselbe angesammelt, welche es von allen Seiten anstaunte und bewunderte“¹³.

Die Bevorzugung des Lokalen weist nicht unbedingt auf die Selbstgefälligkeit und auf die Beschränkung auf den eigenen Hof hin. Sie zeugt auch von der Entschlossenheit, die realen und vielfältigen Probleme des eigenen Wirkungsfeldes in den Griff zu bekommen. Erst wenn man die lokal zugeordneten Artikel irgendwie zu gruppieren sucht, fällt einem auf, wie facettenreich dieser Bereich eigentlich ist. Das Wirtschaftliche steht im Vordergrund und so machen die Zeitungen die Regulierung der Flüsse zu „einem epochalen Werk“: die Bodennutzung wird intensiviert, Verkehrswege werden geschaffen, das Trinkwasser gesichert. Als Zentrum der Agrarwirtschaft werden in Essek periodisch und permanent landwirtschaftliche Ausstellungen mit einer Fülle neuester Maschinen, Geräte und Bedarfsartikel abgehalten. Die schnell aufblühende Industrie in Essek ist bis 1890 ohne Konkurrenz in ganz Kroatien und wünscht sich neue Märkte und billige Eisenbahntarife. Auf Budapest wird Druck ausgeübt, damit die Eisenbahn schleunigst Sarajevo erreicht. So kommt man zur Politik, die den Rückhalt für die Ökonomie bildet. Um lokale Interessen zu begünstigen, muss man entsprechende internationale Politik machen. Darin liegt die Erklärung für die Huldigung der Stephanskronen

¹² So präsentiert ihre beste Chronistin, Wilma von Vukelich, die Mentalität der Stadt: *Spuren der Vergangenheit, Osijek um die Jahrhundertwende*, „Südostdeutsches Kulturwerk“, München 1992

¹³ *Die Drau*, 1900, Nr. 113

durch die Esseker Bourgeoisie, aber auch für das beständig lebhaftere Interesse für die slawische Nachbarschaft. Die Artikel zu allen denkbaren Themen aus Gegenwart und Vergangenheit, aus Kultur und Politik Bosniens und Serbiens lösen einander ab, nicht einmal Legenden aus der slowenischen Bergwelt fehlen. Im Gegensatz dazu vermisst man nun Berichte aus den geschichtlich, kulturell und landschaftlich so verschiedenen Regionen Österreichs und Deutschlands. Selbst Wien musste seine führende Stellung an die Landeshauptstadt Agram abgeben. Beständige Rubriken – „Agramer Silhouetten“, „Agramer Plauderbriefe“ – kommentieren, mal ernsthaft, mal scherzhaft, buchstäblich alles was das Leben der Metropole ausmacht. Die Titelseiten sind reserviert für die große Politik, die im Parlament betrieben wird, einzelne Parteien werden mit mehr oder weniger Wohlwollen vorgestellt. Die Feuilletons steuern ihrerseits fundierte Abhandlungen zu aktuellen gesellschaftlichen Themen bei oder präsentieren die wichtigsten Angebote der Kulturszene.

Erst danach folgt das, was man unreflektiert als „echt lokal“ versteht und mit ironischem Beiklang als „lokalpatriotisch“ bezeichnet. Aufsätze dieser Art sind natürlich häufig anzutreffen, sie entbehren aber nicht eines literarischen Reizes. Von enthusiastischen Empfindungen getragen, streben sie eine geglättete Form an, artikulieren sich in mannigfaltigen journalistischen Genres. Die benachbarten Ortschaften werden dem Leser in Form von Reisebildern präsentiert („Klöster in Syrmium“, „Bad Daruvar“), die Stadtgeschichte aber in fachkundigen Feuilletons erörtert („Neolitische Landansiedlung bei Essek“, „Die Esseker Draubrücke aus der Türkenzeit“), ungewöhnliche Ereignisse werden entweder zu Schlagartikeln („Schleifung der Festungswälle“, „Fest auf dem Draufusse“) oder Humoresken („Der Gelsenkönig zu Essek“, „Die vergrabenen Schätze in den Esseker Festungsschanzen“) verarbeitet. Das Patriotische und Wissenschaftliche treffen sich da mit dem Amüsanten, Kuriosen und Humoristischen und relativieren sich gegenseitig.

Auch Ereignisse in der städtischen Politik vermögen manchmal einen Sturm im Wasserglas hervorzurufen. Dank seiner Industrie hat sich in Essek, als erster Stadt in Kroatien, ein Proletariat entwickelt. So häufen sich seit 1900 die Meldungen zu den unterschiedlichen Aktivitäten der Arbeiterbewegung: Maifeier, unerlaubte Versammlungen, Streiks, Flugzettel in deutscher und kroatischer Sprache, Zusammenstöße zwischen den Streikenden und der bewaffneten Macht, Verhaftungen, Strafgerichte, Aburteilungen und Ausweisungen. Es verwundert daher nicht, dass

die Zeitungen 1906 die erste „Arbeiter Theatervorstellung“ verzeichnen¹⁴, dass ein Jahr später bei den Lokalwahlen die Sozialdemokratische Partei siegt und im Jahre 1918 Essek die erste *Arbeiterzeitung* auf dem Balkan bekommt.

Die kurze Übersicht von lokalen Aspekten der Esseker Presse hat verdeutlicht, dass *Die Drau* und die *Slavonische Presse* zur Zeit der Jahrhundertwende keine von Wien aus verordneten und gelenkten Blätter mit einer Kulturmission im Südosten sind. Es sind neue Informationsblätter, dem einheimischen Boden entwachsen und von ihm ausreichend genährt. Die lokalen Meldungen bildeten die Basis, auf Grund derer sich die Zeitungen verkauften, unterstützt von dem Ertrag der Wirtschaftsannoncen, die werktags zwei bis drei Seiten füllten und sonntags auf bis zu 12 Seiten anwuchsen. Federführend waren waschechte Esseker, in der Regel zweisprachig aufgewachsen, die parallel oder später auch für kroatische Zeitungen schrieben: Jakob Frank, Guido Jenny, Erwin und Otto Kraus etc. Auf diese Weise trugen sie zur Entfaltung der kroatischen Journalistik bei. Ihnen zur Seite stand eine Anzahl gebildeter Bürger vor Ort: Lehrer, Historiker, Ärzte, Juristen, Hobby-Schriftsteller und -Übersetzer, die die unterschiedlichsten Stoffe aus ihrem Interessensbereich für die „Original-Feuilletons“ ausformten.

Bisher wurden die beiden Lokalblätter stets zusammen vorgestellt, die Unterschiede zwischen ihnen waren jedoch gravierend. Die *Slavonische Presse* deklarierte sich als „Politisches Tagblatt“ und war dementsprechend arm an Beiträgen zur Kultur. In der ersten Hälfte des Jahres 1898 brachte sie beispielsweise kein einziges „Original-Feuilleton“, keine Zeile echter Literatur, Aufsätze über das Theater waren rein informativ. Auch in ihrer politischen Ausrichtung wirkte sie unzeitgemäß. Obwohl Kroatien der ungarischen Reichshälfte zugefallen war, übereiferte sich die *Slavonische Presse* in der Treue zum Hause Habsburg. Signifikant ist schon die Verwendung des deutschen Namens für die Stadt: Essegg, während *Die Drau* ausschließlich die ungarische Variante verwendet: Essek. „Militärisches“ war eine ausführliche Rubrik, die nie fehlen durfte; sie zeugte vom Vertrauen zur k.u.k. Armee. Mehrere Feuilletons erhellen die Geschichte des slavonischen Infanterie-Regiments Nr. 78, etwa seinen aufopferungsvollen Einsatz in der Schlacht von Königgrätz (1866). Die zahlreichen Beiträge, die die Okkupation Bosniens evozierten,

¹⁴ *Die Drau*, 1906, Nr. 134 „Der Diletantenklub des Esseker Arbeiterbildungsvereins bringt das vieraktige Volksdrama *Jugendsünden* von Carl Zimmermann zur Aufführung“.

schwankten in ihrer Intonierung von nüchterner Darlegung der Operationen bis zu ergriffenen Erinnerungen einzelner Soldaten. Die häufigen frömmelnden Reflexionen zu allen kirchlichen Feiertagen sowie das kleinbürgerliche Ethos, das die literarischen Beilagen durchweht, lassen darauf schließen, dass die *Slavonische Presse* ihr Publikum vor allem unter den aus Österreich zugewanderten Handwerkern fand. Diese Vermutung bestätigen mittelbar auch die niedrige Auflage des Blattes und seine Reichweite, die die Stadtgrenzen nie überschritt.

Die Drau dagegen expandierte zur führenden Zeitung Slavoniens, erregte aber beständig auch in der Hauptstadt Agram Aufsehen. Das hatte sie ihrer ungarfreundlichen Politik zu verdanken. Zur Zeit der Herrschaft des Banus Khuen Hedervary, dem alle Mittel willkommen waren, die kroatische Eigenständigkeit einzuschränken und die Magyarisierung voranzutreiben, galt *Die Drau* sogar als Regierungsblatt. Es war in einen harten und andauernden Kampf mit der kroatischen Opposition verwickelt. So kam es zu gegenseitigen Beschuldigungen, langwierigen Prozessen, Bestrafungen und Eingriffen des Zensors. Als nach einem regelrechten Volksaufstand 1903 der Banus abtreten musste, zögerte *Die Drau*, das Scheitern ihrer Politik zu eingestehen. Das ganze Land befand sich im Taumel der Begeisterung, die Esseker Zeitung konnte es sich aber nicht verkneifen, ausgerechnet in jenem Augenblick „die Qualitäten des scheidenden Banus“ aufzuzählen: persönlicher Mut, Tapferkeit, langjährige Erfahrung, ein hingebungsvoller Patriotismus. Ein Jahr später wiederum pries man überschwänglich das 50-jährige Jubiläum des *Pester Lloyd*. Von dieser politischen Orientierung abgesehen, setzte sich das Blatt konsequent für eine lokal bedingte Kulturvermittlung ein. Obwohl *Die Drau* offiziell ein „Organ für Politik und Wirtschaft“ war, schenkte sie der Rubrik „Theater, Kunst, Literatur“ außerordentliche Aufmerksamkeit. Ohne die Einsicht in ihre zugleich enthusiastische und fachkundige Darstellung der Musik, Literatur, Malerei und des Theaters, wäre es heute nicht möglich, sich ein klares Bild von der Verwandlung des ehemaligen Städtchens in eine moderne, kunstsinnige Stadt zu machen.

Das *Esseker Lokalblatt und Landbote* war noch ein Privileg einer dünnen Schicht der Gebildeten gewesen. Infolge der Demokratisierung der Ausbildung und andererseits auch der Vervollkommung der Drucktechnik und der daraus resultierenden Verbilligung der Presse, waren die Zeitungen der Jahrhundertwende kein Luxus mehr, sondern ein wichtiger Bestandteil des städtischen Lebens. Von jeher strebten die Bürger danach,

sich durch ihre Bräuche, Kleidung und Gewohnheiten von der Landbevölkerung zu unterscheiden, eine anders gestaltete Kultur zu entwickeln. Erst die Verbreitung der Presse aber machte den bestehenden Riss zwischen urbaner und ruraler Sphäre zu einer unübersehbaren Grenze. Im neuen Medium konnte sich der Geltungsdrang des Bürgertums uneingeschränkt entfalten, sich zum Selbstlob stilisieren. Alle Errungenschaften des bürgerlichen Geistes, der Technik, Wissenschaft und Kunst wurden nun breit präsentiert und diskutiert. Alle Institutionen des städtischen Zusammenlebens ergriffen bereitwillig die Möglichkeit, für ihre Programme und Ziele öffentlich zu werben. Wie sich die Presse fördernd für die Herausbildung einer bürgerlichen Kultur auswirkte, untersuchen wir nun am Beispiel Esseks.

Übereinstimmend mit anderen mitteleuropäischen Ortschaften verlief das Leben auch hier im Gleichmaß alltäglicher Begebenheiten, gelenkt von einer Mentalität, die das Häusliche bevorzugte und jähe Veränderungen fürchtete.

Enthusiasmus war in der Stadt der siebziger, achtziger und neunziger Jahre eine unbekannte Eigenschaft. (...) Wozu kämpfen, fragten sich die Esseker der damaligen Jahre, wo doch das Leben wie von selbst in der größten Sorglosigkeit dahinfloß? Man verdient sein Geld ohne große Mühe, man hat täglich sein gutes Essen auf dem Tisch. (...) Jeder gute Esseker, der es sich leisten konnte, trug sein Speckbäuchlein stolz vor sich her und fuhr sommers, wenn er die Mittel hatte, nach Marienbad, um die überflüssigen Kilos wieder loszuwerden.¹⁵

Dieser Bericht Wilma von Vukelichs könnte fast bruchlos mit einem Zitat von Joseph Roth fortgesetzt werden. Er erzählt von dem Bezirkshauptmann Trotta, irgendwo in der böhmischen Provinz, der folgendermaßen über die Zeit nachsinnt:

So war es damals, vor dem großen Kriege! Alles, was wuchs, brauchte viel Zeit zum Wachsen; und alles, was unterging, brauchte lange Zeit, um vergessen zu werden. Alles aber, was einmal vorhanden gewesen war, hatte seine Spuren hinterlassen, und man lebte dazumal von den Erinnerungen, wie man heutzutage lebt von der Fähigkeit, schnell und nachdrücklich zu vergessen.¹⁶

¹⁵ Wilma von Vukelich: *Spuren der Vergangenheit*, S. 283/4

¹⁶ Joseph Roth: *Radetzky marsch*, dtv München 1989, S. 136

Sein Leitspruch lautete daher: „Nur nix überstürzen!“. Das war der Zeitgeist, der ganz Mitteleuropa prägte. Ist es also verwunderlich, dass ein Kommentator der *Slavonischen Presse* noch 1906, also schon im 20. Jahrhundert, den bekannten englischen Spruch „My house is my castle“ mit viel Überzeugung und auf zwei Seiten erörterte? Ein anderer hob die Bedeutung der Briefkultur hervor, in einer Zeit, in der die Stadt bereits ein Telefonnetz bekam. Eine der ersten Lehrerinnen in Essek, Josipa von Glembay, schrieb einen offenen Brief an ihre Abiturientinnen, in dem die Grundsätze der damaligen Schulpädagogik dargelegt wurden:

Prüft euch gut, haltet Einkehr in euch und für was ihr euch entscheidet, das tut ganz. (...) Die Pietät ist die Quelle des Glaubens, der Vaterlandsliebe, der Ehrung aller, die uns wohl getan und lernt uns zugleich Gehorsam. (...) Pflügt das Pflichtgefühl, welches in euch geweckt ist. (...) Die Parallele zur Pflicht bildet die schöne Tugend des Selbstverleugnens, der Beherrschung. Doch nicht allein unsere Wünsche, sondern auch unsere Leidenschaften müssen wir in unserer Macht haben. (...) Seid aufmerksam gegen jedermann. (...) Arbeitssam, umsichtig und sparsam zu sein, ist jedes Mädchens erste Pflicht, denn das sind die Eigenschaften, welche das häusliche Glück begründen.¹⁷

Von der Intimität des Kleinstadtlebens berichtete genau die Rubrik „Personalnachrichten“. In einem Umfeld, wo jeder jeden kannte, konnte jede Banalität und jedes Ereignis aus dem Familien- und Berufsleben zur begehrten Nachricht werden: jede Erkältung der Gräfin Lilla Pejacsevich wurde mit Bedauern registriert, wie auch die Kuraufenthalte von einzelnen Gemeinderäten Erwähnung fanden. Die Verlobungen von Töchtern aus guten Familien wurden bekannt gegeben und „glänzende Trauungen“ beschrieben. Alle Promotionen von Jungessekern an der Agrar- und Wiener Universität wurden beglückwünscht und die Auszeichnungen von verdienstvollen Mitbürgern wortgetreu wiedergegeben: „Seine Majestät geruhte der hiesigen Manufakturwaren- und Uniformierungsfirma S. Weiß und D. Hermann den k.u.k. Hoflieferantentitel zu verleihen“, oder „Seine Majestät hat dem Brauereibesitzer und Vicepräsident der Slavonischen Landes-Central-Sparkassa, Herrn Cajetan Scheper, das goldene Verdienstkreuz mit der Krone verliehen“. In einer aufstrebenden Industriestadt las man besonders gern Erfolgsgeschichten. Das fünfzigste Jubiläum der Zündwarenfabrik war Anlass zu einer „imposanten Feier“, und die Tüchtigkeit „eines armen Handwerksburschen“, der es in Essek

¹⁷ *Slavonische Presse*, 1906, Nr. 147, „Am Scheidewege“

zu einer großen Firma brachte, wurde bewundert. Der letzte Akt im Schauspiel des Lebens war aber unvermeidlich der Tod, und so gebührte ihm in der bürgerlichen Weltanschauung äußerste Würdigung. Ungeachtet der Konfession und Nation konnte jeder biedere Esseker auf einen Zeitungsnekrolog mit tief empfundenen Worten des Abschieds hoffen, die Honoratioren (Oberrabiner Dr. Samuel Spitzer, Obergespan Ladislaus Pejacsevich, Ingenieur Josef Knobloch etc.) wurden sogar auf mehreren Seiten verabschiedet.

Der Ausklang des 19. Jahrhunderts wurde von Stefan Zweig treffend „das goldene Zeitalter der Sicherheit“¹⁸ genannt. Diese scheinbar intakte, materiell und ideell gesicherte Welt wurde aber von Strömungen einer neuen Zeit erfasst. Der Lebensrhythmus wurde beschleunigt, die einengenden Grenzen aufgehoben. Auch in der Provinz wurde ein Fenster zur großen Welt aufgeschlagen, und die Presse mit ihrer raschen Zufuhr von Informationen hatte entscheidenden Anteil daran. Sie verzeichnete neue Verhaltensmuster im aufgeweckten Bürgertum. Während man früher im Privaten und Familiären Zuflucht gesucht hatte, beugte man sich nun den Forderungen der Gemeinschaft und trat immer häufiger vor die Öffentlichkeit. Sehr viele Vereine, d. h. eigentlich Interessensgemeinschaften, wurden gebildet. Die wohlhabende Führungsschicht traf sich tagaus, tagein im Oberstädter Casinoverein, die Herren Offiziere unterhielten in der Festung ihren Ressourceverein. „Der Damenklub“ versammelte seine prominenten Mitglieder zu Freitagsjourns. Wohltätigkeitsvereine schossen wie Pilze aus dem Boden (ein katholischer, ein serbischer und ein israelitischer Frauenverein, dazu noch ein Kinder- und ein Tierschutzverein), die Freiwillige Feuerwehr wirkte sowohl in der Oberstadt als auch in der Unterstadt, Schützengesellschaften gab es ebenfalls zwei – für Adelige und Bürger. Die Beteiligung war besonders rege in der diversen Veranstaltungen der Kulturszene. Die Zahl von Musik- und Gesangsvereinen lässt sich kaum überblicken: Männer-, Frauen- und gemischte Gesangsvereine; kirchliche und städtische, deutsche, kroatische und serbische. Es gab ein „Stadtgarten-Comitee“ und ein „Theater-Comitee“, einen „Kroatischen Schriftstellerverband“ nebst einem Gymnasiastenverein „Javor“. „Der französische Klub“ wurde schon 1897 konstituiert, genauso wie der „Archeologische Verein“. „Schlaraffia“, eine Vereinigung für Männerfreundschaft, Kunst und Humor entfaltete ihre Tätigkeit nur zur Fa-

¹⁸ Stefan Zweig: *Die Welt von gestern*, Erinnerungen eines Europäers, S. Fischer Sonderausgabe 1992, S. 14

schingszeit, in der es ohnehin toll zugeht: Teeabende, Kränzchen, Konzerte, Eisfeste, ausgelassene Faschingsfeste und humoristische Abende wurden arrangiert. Die Krönung der Wintersaison bildeten jedoch Ballabende, mit und ohne Masken, in allen verfügbaren Tanzsälen der Stadt. An Unterhaltung fehlte es auch im Sommer nicht: Die Militärkapelle brillierte mit Promenadekonzerten, durch die Komitatsgasse zogen an Feiertagen kirchliche Prozessionen, Blumenkorsos und andere kostümierte Festzüge; im Stadtgarten wurden richtige Volksfeste gefeiert, sogar auf der Drau veranstaltete man nächtliche Feste mit illuminierten Barken und Männergesang.

Am Anfang des 20. Jahrhunderts entdeckten die Esseker allmählich die Lust zum Reisen. Die Vermögendsten unter ihnen hatten sich zwar schon früher nach Venedig und Florenz oder Konstantinopel begeben und hatten darüber ausgiebig in heimischen Blättern berichtet. Nun aber erprobte man die Kollektivreisen. Der Kaufmännische Verein organisierte 1907 einen Ausflug nach Fünfkirchen (Pecs) zum Besuch der Landesausstellung. Ein „Separatzug“ wurde gemietet, „so dass Jedermann (auch Damen!) teilnehmen konnte“¹⁹ – mehr als 300 Personen leisteten dieser Einladung Folge. Ein anderes Mal (Juni 1900) taten sich zwei Vereine zusammen, der Gesangsverein „Lipa“ (Linde) und der Turnverein „Sokol“ (Falke), um eine gesellige Schifffahrt zur Mündung der Drau in die Donau zu unternehmen. Auf dem Dampfer fanden 200 Reisende Platz und es ist verständlich, dass unterwegs nach Kräften gesungen und am Ziel ein Schauturnen veranstaltet wurde.

Die Erwähnung des Turnvereins bringt die Tatsache ins Bewusstsein, dass der Sport seine Ausweitung zu einer gesellschaftlich anerkannten und empfehlenswerten Aktivität erst zur Zeit der Jahrhundertwende erfahren hat. Seine Durchsetzung in einem Kleinstadtmilieu, das dem Neuen feindlich gegenüberstand, haben die Lokalzeitungen wesentlich gefördert. Am Anfang war die Gymnastik der Inbegriff des Sports schlechthin. Schon im 19. Jahrhundert wirkten Turnvereine in Ober- und Unterstadt, besuchten die gräflichen Familien der Umgebung und demonstrierten ihr Können, veranstalteten das alljährlich wiederkehrende Schauturnen im großen Saal des Hotels „Central“, traten sogar in einigen Stücken des städtischen Theaters auf. Man war sich durchaus der wohlthuenden Wirkung des Sports auf eine harmonische Entwicklung junger

¹⁹ *Die Drau*, 1907, Nr. 57

Leute bewusst: „In Anbetracht dessen, dass ein planmäßiger und systematischer Turnunterricht ein die körperliche, mithin auch die geistige Entwicklung äußerst förderndes Erziehungsmittel ist, hat der Unterstädter Turnverein beschlossen einen Turnkurs für Kinder zu eröffnen“²⁰. Unter dem Motto „Mens sana in corpore sano“ nahmen die Esseker „Sokolaschen“ 1906 an der großen Versammlung aller Turnvereine Kroatiens in Agram teil. Im Rahmen dieses Vereins wurde im Sommer 1900 „eine eigene Football-Sektion“ ins Leben gerufen. Man verfügte noch über keinen entsprechenden Namen für das neue Mannschaftsspiel, weder im Deutschen noch im Kroatischen, Fußball wurde aber gespielt – das erste Spiel gegen Ungarn in Fünfkirchen. In Slavonien gab es noch keine zweite Mannschaft! Großer Beliebtheit erfreute sich auch der Fahrradsport. Die Zeitungen berichteten regelmäßig über Unternehmungen des Radfahrklubs, fanden im Allgemeinen in Erlebnissen der Radler anziehende Stoffe für „lustige Geschichten“. Dieser Mode konnten sich auch die einheimischen Schriftsteller nicht entziehen: Roda Roda und Leopoldine Rott schildern die ersten Frauen, aus adeligen und bürgerlichen Kreisen, die es wagten, das Zweirad zu lenken. Der bereits erwähnte, schneidige Leutnant Roda war nicht nur Kanonier, sondern Instrukteur der Reitkunst. In einer Garnisonsstadt stand der Reitsport unvermeidlich hoch im Ansehen. Der breite Strom der Drau machte aus den Essekern gute Schwimmer, um den Eislaufverein scharten sich so viele Jugendliche, dass man drei Eisplätze einrichten musste. Der Boom der genannten Sportarten ist überraschend und doch irgendwie verständlich. Dass aber Essek, eine Stadt in der Tiefebene, 100 km vom nächsten Hügel entfernt, schon im Jahre 1896 einen Gebirgsverein bekam²¹, grenzt an ein Wunder. Die ersten Bergsteiger waren Ärzte, die in ihrer Studienzeit in Wien Mitglieder der Alpenvereine gewesen waren; diese unternahmen nun Ausflüge in das 900 m hohe Papukgebirge und schilderten ihre Abenteuer in den Zeitungen als erstklassige Sensationen.

Die Modernisierung des städtischen Lebens wurde auch durch die rapide technische Entwicklung angeregt. Der erste Versuch, in Kroatien eine illustrierte Zeitung herauszugeben, wurde schon 1869 unternommen. Die *Esseker allgemeine illustrierte Zeitung* erschien einmal wöchentlich und brachte es auf 27 Nummern, die zwei mit exotischen Fotos versehenen Seiten wurden in Leipzig vorgedruckt. Die neidische Konkur-

²⁰ *Die Drau*, 1906, Nr. 149

²¹ *Die Drau*, 1896, Nr. 214

renz sprach zwar von „einem misslungenen Auszug“ aus der *Leipziger Illustrierten*, das Interesse für die Fotografie war aber ein für allemal geweckt. Die Tätigkeit der ersten Fotografen erweckte die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit. In der *Slavonischen Presse* beispielsweise war 1897 zu lesen: „Herr Fotograf Knittel hat die Mühe nicht gescheut, die luftige Höhe unseres im Bau begriffenen Kirchturm zu besteigen, um aus einer Höhe von 70 Metern unsere Stadt nach mehreren Richtungen zu fotografieren“²². Die *Drau* verzeichnete wiederum die ersten Filmvorführungen in der Stadt (1907). Man sprach damals von „Biograph-Theater“ und der Andrang des Publikums war beachtlich. Die erste Kamera für die Aufnahmen „lebender Fotografien“ brachte „mit vielen und großen Opfern“ 1897 der Fotograf Rechnitzer in die Stadt²³. Die „Wander-Urania“, die Volkshochschule jener Zeit, bot das Sehens- und Wissenswerte in leicht verständlicher und stets fesselnder Weise an: „Nansens Polarexpedition“, „Das Leben in den Tiefen des Meeres“ etc.²⁴ Das Vordringen der Fotografie als Mittel der Dokumentation, von Wissenschaft und Kunst war nicht mehr aufzuhalten.

Die Architekten der Jahrhundertwende protzten mit prachtvollen Bauten. Ein echtes Baufieber schüttelte die Stadt. In wenigen Jahren schossen der fast 100 Meter hohe Dom, das neue Post- und Telegraphenpalais, das Justizgebäude, der Winterhafen, das Hotel Royal, die Turnhalle aus dem Boden. Der in pseudogotischem Stil erbaute Dom wurde genau 1900 fertiggestellt und bezeichnete so das Ende der historizistischen Tendenzen des 19. Jahrhunderts. Die späteren Privatpaläste lassen alle die dekorativen Merkmale der Wiener Secession erkennen. An dieser eiligen Urbanisierung nahmen die Bürger lebhaft Anteil. In den Zeitungen wurde über die Lozierung von Denkmälern polemisiert, für die Einrichtung und Pflege von Parkanlagen appelliert. Endlich kam den Bürgern in den Sinn, ihr Recht auf Lebensqualität einzufordern. Jahrzehnte lang war Essek berüchtigt wegen seines bazillenhaltigen Drauwassers, Choleraepidemien waren so üblich, dass man sich darüber nicht mehr aufregte. Nach allgemeiner Überzeugung hätte es einen echten Esseker gar nicht geben können, der die Cholera irgendwann nicht überstanden hätte. Nun schmiedete man aber einen Plan nach dem andern, wie man zu gesundem Trinkwasser kommen könne. Diese Vorhaben nahmen

²² *Slavonische Presse*, 1897, Nr. 111, „Essegg aus der Vogelperspektive“

²³ Ebd., Nr. 33

²⁴ *Slavonische Presse*, 1905, Nr. 72

manchmal fantastische Züge an. Man plante und fertigte Zeichnungen von einem Aquädukt an, ganz wie in der römischen Zeit, mit dessen Hilfe man aus dem 100 km entfernten Gebirge das Wasser in die Stadt bringen wollte. Nicht minder „berühmt“ waren die „Esseker Gelsen“, die blutdürstigen Stechmücken, die im Sommer das Leben in der Stadt unerträglich machten. Man verfügte über Jahrhunderte alte und bewährte Schutzmittel, etwa den sauren Weißwein aus der Baranya, zog aber auch fremde Erfahrungen in Erwägung. Im Jahre 1907 übernahm *Die Frau* einen langen, entschlossen klingenden und vielversprechenden Artikel aus dem *Berliner Tagblatt*: „Der Kampf mit den Mücken“. Ungeachtet aller Vorsorge veränderte sich nichts: „Unter den Municipalstädten unseres Vaterlandes ist die Sterblichkeit in Essek am Größten“²⁵.

Die Frau enthielt gelegentlich die Rubrik „Zuschriften“, in der die Leser ihre Stellungnahme zu früher veröffentlichten Texten bekundeten. Es war ein Beleg für die wachsende demokratische Entwicklung, für die Bereitschaft zur öffentlichen Diskussion und zum Pluralismus der Meinungen. Die Anlässe waren unterschiedlich: von einfachen Korrekturen publizierter Behauptungen bis hin zu scharfen Auseinandersetzungen über Politik, Mode oder kommunale Angelegenheiten. Im *Lokalblatt* hieß die Rubrik „Der offene Sprechsaal“, in der *Slavonischen Presse* „Eingesendet“; sie ließ sich aus der Zeitung nicht mehr wegdenken, wurde zu einer Konstante.

Von ähnlicher Beständigkeit und Omnipräsenz waren auch einige großen Themen, die das mitteleuropäische Bürgertum in Atem hielten. In alter Terminologie würde man vom „Zeitgeist“ sprechen, heutzutage erblickt man darin die ersten Anzeichen der Globalisierung. Wohl das auffälligste Beispiel für eine Streitfrage, die niemanden gleichgültig ließ, war die beginnende Frauenemanzipation. In zehn blindlings gewählten Jahren (1896-1906) brachten die führenden Zeitungen Esseks etwa 20 beachtenswerte Beiträge zu diesem Thema. In der Regel handelte es sich um gut fundierte und ausführliche Artikel, meist in der bevorzugten Form des Feuilletons. Nur ausnahmsweise wurden sie aus der deutschen Presse übernommen²⁶, wo die großstädtischen Aspekte der Problematik erörtert wurden. Man zog dabei die Anatomie und die Psychologie heran, man berief sich auf ökonomische und ästhetische Normen, zitierte den englischen Soziologen Herbert Spencer; alles, um beweisen zu kön-

²⁵ *Die Frau*, 1907, Nr. 84

²⁶ Ebd. Nr. 59, „Die neue Frau“

nen, dass die Frauen „die ihnen von der Natur zugewiesene Sphäre“ nicht verlassen dürfen. Da sie über keinen männlichen Intellekt verfügen, müssten sie ihrem „größeren Gefühlsanteil“ treu bleiben²⁷. Diese Behauptungen verursachten keinen Sturm der Entrüstung, die Antwort der Frauen fiel vielmehr beschwichtigend aus:

Der Mann kann vieles, aber ein Haus leiten und Kinder erziehen kann er nicht. Diese Pflichten fallen bei der Arbeitsverteilung dem Weibe zu. Die wichtigste Aufgabe unserer Zeit ist es, die Frauen von dem törichten Ehrgeize, Männerarbeit zu tun, abzubringen und sie zu veranlassen, ihre eigene besser und gewissenhafter zu machen.²⁸

Glücklicherweise gab es in der Stadt Männer, die für die Frauen Partei ergriffen. Einer der bekanntesten Advokaten, Dr. Hugo Spitzer, hielt im vornehmen Casino-Verein 1901 einen gut besuchten Vortrag: „Die Frau und ihr Recht“. Er ging von der Feststellung aus, dass die Frauen im „Zustand absoluter Rechtlosigkeit“ leben und bekräftigte sie durch die wiederholte Anführung des bürgerlichen Gesetzbuches: den Wohnsitz der Familie bestimmt der Mann, er übt die sog. „väterliche Gewalt“ aus, im Falle der Scheidung hat er das Recht auf die Erziehung der Kinder, bei einer Heirat ist bloß die Einwilligung des Vaters nötig; für die Frauen dagegen stellt das Gesetz den Mangel an Fähigkeit zur Vormundschaft und Zeugenschaft fest²⁹. Jede höhere Schulbildung war den Frauen damals noch verschlossen. So begrüßte man 1896 den Erlass „Zum Frauenstudium in Ungarn“, weil die Mädchen an allen Mittelschulen des Landes wenigstens zu den Privatisten-Prüfungen zugelassen wurden. Nach erfolgreicher Ablegung der Matura konnten sie dann eins der wenigen weiblichen Lyzeen besuchen und Lehrerinnen werden.

An der Schwelle des 20. Jahrhunderts kam es zur Gründung eines „Damenklubs“, wo sich die Vertreterinnen der Hautevolee an einem traulichen Plätzchen zusammenfanden, um sich der Pflege der Geselligkeit, der Zerstreung und der Unterhaltung zu widmen. Die Präsidentin des Klubs war Frau Baronin Tilly Althann, auf dem Programm standen Klavierspiele, Sololieder und Deklamationen. Einmal durfte, ausnahmsweise, auch die Direktorin der Städtischen höheren Töchterschule „einen kroatischen Vortrag“ über die Entwicklung der Modetoiletten halten.

²⁷ *Die Frau*, 1900, Nr. 32, „Frauerverstand“

²⁸ *Die Frau*, 1906, Nr. 81, „Törichter Ehrgeiz der Frauen“

²⁹ *Die Frau*, 1901, Nr. 18

Dieser Klub ist keineswegs als „Frauenbewegung“ zu bewerten. Diese Bezeichnung passt auch zum Katholischen Frauenverein nicht. Dieser hatte aber in seinem 50-jährigen Bestehen wenigstens viele gemeinnützige Institutionen ins Leben gerufen. So gründete er 1903 ein Frauenasyl, wo alten, alleinstehenden Frauen, ohne Unterschied der Konfession, eine Stätte geboten wurde, wo sie ihren Lebensabend in Ruhe und Sicherheit verbringen konnten³⁰. Kuriositätshalber gehört zum behandelten Themenkreis noch die Meldung „Dienstmädchenschule“ aus dem Jahre 1902:

In dieser Schule werden Mädchen in allen Zweigen der Hauswirtschaft gründlich und sorgfältig unterrichtet. (...) Wir glauben diesen Plan der Unterstützung aller Kreise empfehlen zu sollen, denn durch Erreichung des vorschwebenden Ziels wird es jeder Hausfrau ermöglicht, anständige, gutgeschulte und vor allem moralisch erzogene Dienstboten zu erhalten und die ewigen Klagen über schlechte Dienstboten werden endlich aufhören.³¹

Ein Thema von ähnlicher Brisanz und gesamteuropäischer Relevanz war die Judenfrage. Als Folge der Aufklärung brachte das 19. Jahrhundert für das europäische Judentum zweifelsohne eine Zeit des Umbruchs. Nach Jahrhunderte langer Ausgrenzung winkte plötzlich die Möglichkeit, mittels kultureller Assimilation bürgerliche Emanzipation zu erringen. Mit der Verbreitung des Liberalismus verschwand auch die gesetzliche Unterdrückung der Juden. In der Donaumonarchie wurden ihnen durch die Verfassung aus dem Jahre 1867 die vollen Rechte eingeräumt. Viele aufstrebende Juden ergriffen die Gelegenheit beim Schopf und vollzogen freiwillig und enthusiastisch die Assimilation. Eine deutsch-jüdische Symbiose kam jedoch nicht zustande. Die Ablehnung, die den Juden seit dem Mittelalter entgegengebracht wurde, wirkte fort. Steven Beller, ein amerikanischer Historiker, spricht sogar von einer „tief verwurzelten Feindschaft“³², während Marcel Reich-Ranicki³³ etwas differenzierter urteilt, dass die Juden nach den Revolutionen 1830 und 1848 zwar zum Teil respektiert, nie aber ganz akzeptiert worden sind. In den frühen achtziger Jahren feierte dann der Judenhass in der modernen Form des

³⁰ *Die Drau*, 1903, Nr. 140

³¹ *Die Drau*, 1902, Nr. 23

³² Steven Beller: *Wien und die Juden (1867–1938)*, Böhlau Verlag, Wien 1993, S. 206

³³ Marcel Reich-Ranicki: *Über Ruhestörer. Juden in der deutschen Literatur*, dtv-Verlag, München 1993, S. 18

Antisemitismus seine Auferstehung und erfasste, geschürt durch die Dreyfus-Affäre (1895), ganz Europa.

Dieses widerspruchsvolle und geschichtsträchtige Thema konnte auch in Essek nicht unbeachtet bleiben. In einer Stadt mit mehr als 2.000 Juden, die einflussreiche Posten eingenommen hatten und auch in der Redaktion der *Drau* stark vertreten waren, musste die Judenhetze große Empörung hervorrufen. Im Theater wurden erschütternde Stücke inszeniert: *Dr. Kohn* von Max Nordau oder *Die Juden* des russischen Schriftstellers Tschirikow, bei dem das Pogrom „mit einem grauenhaften Verismus“ veranschaulicht wurde. Die Zeitungen brachten ihrerseits sehr engagierte Besprechungen. Johann Thau aus Tuzla (Bosnien) schickte 1904 an die *Slavonische Presse* einen seriösen Essay „Zur Judenfrage“, in mehreren Fortsetzungen. In Essek selbst fehlte es zu dieser Zeit nicht an den für das Judentum wichtigen Veranstaltungen. Der Verein der jüdischen Hochschüler aus den südslawischen Ländern hielt am 7. August 1904 einen Zionistenkongress ab. Am Vormittag gelang es den hitzigen Studenten noch, eine gemeinsame Resolution zu verabschieden: obwohl Zionisten, beteuerten sie ihre politische Zugehörigkeit zu Kroatien. Am Nachmittag kam es zu heftigen Zusammenstößen zwischen Zionisten und Assimilanten und der Kongress musste aufgelöst werden. Zwei Jahre später gab es einen neuen Versuch und die *Slavonische Presse* widmete der Rede des Vorsitzenden – „Was ist Zionismus?“ – drei volle Seiten. Erwin Kraus, einer der begabtesten Journalisten der Stadt, beurteilte die Problematik zusätzlich aus eigener Sicht.

Die bürgerliche Kultur, im weitesten Sinne des Wortes, wurde bisher durch den Spiegel der Presse beobachtet. Ihr eminentester Teil, die Kunst, blieb aber ausgespart. Ist es überhaupt sinnvoll und berechtigt, in einer politischen Tageszeitung danach zu suchen? Über bildende Kunst, Theateraufführungen und Konzerte lässt sich nur mittelbar berichten. Die Literatur als Wortkunst ist dagegen bevorzugt und könnte in der Presse in ihrer substanziellen, ungeschmälerten Gestalt zum Ausdruck gelangen. Dabei ist aber nicht aus den Augen zu verlieren, dass die wesentliche Bestimmung der Zeitungen in Verbreitung von Nachrichten liegt, im Berichten über eine reale Lebenswelt. Die Literatur dagegen suggeriert eine fiktive Welt. Wie vertragen sich die beiden Sphären in den Blättern eines Massenmediums? Schon der erste Blick auf die Titelseite registriert den famosen Doppelstrich, der die Seite teilt – in einen geräumigen informativen Oberteil, der von Ratio und Pragmatismus

geprägt ist, und in einen schmalen feuilletonistischen Unterteil, in dem Phantasie und Träume Zuflucht finden. Norbert Bachleitner widmete dem Feuilletonroman ein ganzes Buch und eine der wichtigen Erkenntnisse darin lautet: „Der Feuilletonroman wurde von den Redaktionen vielfach als Zugabe betrachtet, als Lock- und Werbemittel, das Leser an die Zeitungen binden sollte. Vor allem Leserinnen wurden gezielt als Publikum anvisiert“³⁴. Die Esseker Zeitungen bestätigen das wortwörtlich. In der Form von „Beilagen“ richteten sie eine weitere Oase für die Literatur ein. Schon die Namensgebung ist symptomatisch: etwas was eigentlich nicht dazu gehört, was periodisch und nur am Rande geduldet wurde. Die literarischen Beilagen wurden zu großen kirchlichen Feiertagen (Ostern, Pfingsten und Weihnachten) als Gelegenheitsbescherung vorbereitet, umfassten vier bis acht Seiten und wurden regelmäßig am Ende der Zeitung abgedruckt.

Obwohl generalisierende Feststellungen immer suspekt sind, lässt sich mit großem Wahrheitsgehaltaupten, dass die Informationsblätter die faktischen Nachrichten für die Aufmerksamkeit der Herren bestimmten, während die Feuilletons einem „geringeren“ Ziel, nämlich der Unterhaltung der Frauen dienten. Diese eindeutige Ausrichtung der Zeitungsliteratur nach dem damaligen Frauengeschmack hatte zur Folge, dass sie zum Inbegriff der Trivialliteratur wurde. Auf der Suche nach Erklärungen für dieses Phänomen sind Viktor Žmegač kulturgeschichtliche Anmerkungen von besonderer Relevanz: „Die Flucht in ein aus Worten gewebtes Leben wird überall dort zum Bedürfnis, wo das Leben einer Repression ausgesetzt ist und der zu einer einseitigen Tätigkeit gezwungene Mensch die Fülle des Lebens in der Fiktion sucht“³⁵. Das gilt in gleichem Maße für Produzenten und Konsumenten der Trivialliteratur. Um ganz konkret zu sein, könnte man hier bürgerliche Ehen anführen, die am häufigsten durch eine Zusammenkoppelung von Interessen sowie von Standesgesetzen zustande kamen. Junge Mädchen wurden üblicherweise an viel ältere Männer vergeben, sodass verständlicherweise ihr Gefühlsleben ohne Aufrichtigkeit, Spontaneität und große Aufregung verlief. In bürgerlichen Salons, in diesen Käfigen der Bequemlichkeit und Ordnung, führten die Frauen – denen man das Recht auf Bil-

³⁴ Norbert Bachleitner: *Eine Geschichte des deutschen Feuilletonromans*, Gunter Narr Verlag, Tübingen 1999, S. 21

³⁵ Viktor Žmegač: *Književno stvaralaštvo i povijest društva (Literarisches Schaffen und Sozialgeschichte)*, Zagreb 1976, S. 176

dung und die Möglichkeit, eine gesellschaftlich anerkannte Tätigkeit zu verrichten, weggenommen hatte – ein leeres und langweiliges Leben. Rührselige Liebesromane konnten daher sehr erfolgreich die persönliche emotionale Unerfülltheit ersetzen, während die darin geschilderten aufregenden Abenteuer den Horizont erweiterten und in diese Samtoasen der Sicherheit Spannung und Ungewissheit brachten. So zeigt sich von vornherein, dass es der Mühe nicht lohnen würde, in der Flut der Feuilletonliteratur der Massenpresse nach Beispielen zu suchen, die die ästhetischen Kriterien der Belletristik erfüllen würden. Ein auffallend hoher Prozentsatz der Beiträge stammt von Autoren, die auf dem damaligen Büchermarkt unbekannt geblieben sind, d. h. die gezielt für die Massenpresse produziert haben. Auf der langen Wanderschaft durch die Esseker Presselandschaft bin ich nur einmal auf eine Novелlette Marie Ebner-Eschenbachs gestoßen, und auf etliche Geschichten Ludwig Ganghofers, der zwar dem Kanon kaum zuzurechnen ist, der aber wenigstens ein bekannter Buchautor war. Nach einem zeitgenössischen Autor wird man ebenfalls vergeblich suchen. Während man um 1900 auf den Provinzbühnen Gerhart Hauptmann, Hermann Sudermann oder Arthur Schnitzler erleben konnte, fehlen in Feuilletons die erzählenden Texte der Moderne vollständig. Die einzige Ausnahme aus Esseke bildet die Kurzgeschichte *Herbstnacht* von Johannes Schlaf³⁶. In der Einleitung entschuldigte sich der Redakteur wegen dieser Auswahl, es sollte aber „ein abschreckendes Beispiel für die moderne Poetik“ statuiert werden!

Die Abneigung gegen Innovation und das Festhalten an alten pseudoromantischen Schablonen ist ein immanentes Merkmal der Trivialliteratur. Dabei fallen einem auch die äußeren Voraussetzungen für ihre Verbreitung ein. Mit Recht nennt man diese Art von Schriften „in Massen produzierte Literatur“³⁷. Die technische Entwicklung tat hierfür einen wichtigen Schritt (Schnellpresse 1811, Rotationsmaschine 1873), der zweite erfolgte durch den großen Bedarf an Zeitungsromanen. Mit präzisen Belegen berichtet Bachleitner darüber:

Um die Jahrhundertwende wurde der jährliche Bedarf aller deutschen Zeitungen auf 20.000 Romane geschätzt. Es wundert nicht, dass sich angesichts dieser Marktgröße literarische Zwischenhändler etablierten. Sogenannte Feuilleton-Korrespondenzen (literarische Agenturen) erwarben von den Autoren die Rechte auf potentielle Feuilletoninhalte wie Novellen, Erzählungen,

³⁶ *Slavonische Presse*, 1901, Nr. 277

³⁷ Helmut Melzer: *Trivialliteratur 1*, R. Oldenbourg Verlag, München 1974

Skizzen usw. und verkauften sie an die Zeitungen. (...) In Österreich bot die erste bekannte derartige Institution, die *Wiener Feuilleton-Korrespondenz*, ab 1883 ihre Dienste an“³⁸.

Durch die Vermittlung der Massenpresse expandierte die Populärliteratur schnell in eine internationale Unterhaltungsindustrie.

Hier ist kein geeigneter Ort, um die Theorie der Trivilliteratur breit zu entfalten. Einige ihrer Eigenschaften könnten jedoch das Geheimnis der Verbreitung der Zeitungsliteratur zwischen Hamburg und Czernowitz, zwischen Galizien und Dalmatien aufklären. Es kann unmöglich nur an der deutschen Sprache liegen, dass in so unterschiedlichen Regionen die gleichen Texte rezipiert wurden. Ihre scheinbare Universalität beruhte auf einer unnatürlichen Zeit- und Ortlosigkeit des Erzählens. Die Adelligen als bevorzugte Helden, obwohl im 19. Jahrhundert längst anachronistisch, und andere „Edelmenschen“ wandelten wie die Himmlischen durch diese Geschichten, einer realen Lebenssphäre völlig entoben. Alles ist märchenhaft: „ein junges Menschenkind“ mit einem „Rosenkränzchen“ im Haar, das mit „feinem Antlitz“, „grazilem Körper“, im „duftigen Sommerkleid“ wie eine Fee aussieht; ebenso die idyllische Natur mit blühenden Lindenbäumen, nächtlichen Weihern und Rosenhecken. Der einzige Spielraum ist eine überspannte Innerlichkeit. Das trifft auch die Sujets aus bürgerlichen Salons, wo die beschäftigungslosen Damen in langen, gekünstelten Gesprächen nach Liebe schmachten. Die wichtigste Eigenart der Regionalpresse ist ihr starker Lokalbezug, der allmählich auch in der Feuilletonliteratur spürbar wurde. Die große Popularität dieser Lektüre ermutigte einige Literaturliebhaber vor Ort, ihre eigene Begabung auf die Probe zu stellen. Um die Wirkung ihrer Geschichten zu steigern, bemühten sie sich um die Authentizität des Erzählten. Bachleitner ist es ebenfalls aufgefallen:

Lokale Themen können am ehesten an Bekanntes anknüpfen und auf Interesse rechnen. Wenn sie (die Nachrichten) in der nächsten Umgebung passieren, sind auch relativ häufige und banale Ereignisse eine Meldung wert. Je weiter entfernt ein Ereignis ist, desto auffälliger und sensationeller muß es sein.³⁹

Die lokale Ausstattung einer Erzählung und der Verzicht auf das Sensationelle, d. h. auf das wenig Wahrscheinliche und Fremde, bedeutet nicht

³⁸ Bachleitner; S. 77/78

³⁹ Ebd., S. 17

automatisch eine Loslösung von der trivialen Poetik. Die überschwängliche Sentimentalität und die altertümlichen Moralauffassungen des Biedermeiers finden genügend Entfaltungsraum auch im Rahmen einer slawonischen Dorfgeschichte. Passende Beispiele bieten die Geschichten *Jelka (Helene)* von dem renommierten Esseker Journalisten Victor Stein⁴⁰ und *Steppenblut*⁴¹, eines anonym gebliebenen Mitarbeiters der *Drau*. In der ersten predigt ein alter Opa die herkömmliche dörfliche Moral:

Heute ist mein Kind glücklich und zufrieden, es ahnt nichts von der Bosheit und Verdorbenheit der Welt da draußen, und wills Gott, so wird sie einmal das brave Weib eines rechtschaffenen Mannes – was will sie mehr? Es tut nicht gut, über die einmal gezogenen Grenzen hinaus zu wollen, und früher oder später: die Vergeltung für den Hochmut bleibt nicht aus.

Dem entsprechend wird seine Jelka auf die Karriere einer gefeierten Sängerin in den großen Städten verzichten und das schlichte Leben auf dem Lande bevorzugen. Weil die Treuen und Bescheidenen belohnt werden müssen, bekommt sie keinen Dorfburschen, sondern einen jungen Gutsherrn zum Ehemann. Das Märchen von Aschenbrödel wurde also noch einmal belebt. *Steppenblut* erzählt von einem 40-jährigen Baron, der, enttäuscht von der Welt und der Liebe, neuen Mut in der Vermählung mit einem 16-jährigen Bauernmädchen findet. Mara ist aber heimlich in den berüchtigten Räuber Marko verliebt und stirbt, indem sie ihren Geliebten mit dem eigenen Leib beschützt. Die Riedlandschaft an der Save ist eindrucksvoll beschrieben, die Protagonisten tragen kroatische Namen, und doch gehört die Geschichte in das weit verbreitete Genre der trivialen Räuberromantik.

Das lokale Millieu verhalf einer Gruppe von Autoren, sich zu einer echten realistischen Erzählweise durchzuringen. Der Auftakt erfolgte schon 1877, dank dem aus Slowenien stammenden Wanderschauspieler und -journalisten Heinrich Penn (1838-1918). Wegen der Kenntnis des slawischen Idioms wirkte er nicht nur im deutschen Sprachraum, sondern auch in Agram, Essek und Belgrad. In *Die Drau* veröffentlichte er „eine slawonische Dorfgeschichte ohne Phrasenaufputz“ – *Der Mord in Nuštar*. Bahnbrechend war seine Entscheidung, eine herbe, sogar brutale Begebenheit aus dem Alltagsleben vorzutragen. Sein Stil zeichnete sich durch Knappheit und gedämpften Humor aus. Ganz ohne literarischen

⁴⁰ *Die Drau*, 1900, Nr. 152

⁴¹ *Die Drau*, 1901, Nr. 153

Aufputz kam er aus, griff die Trunksucht unter Bauern an, ohne auffallend zu moralisieren. Auf knappen drei Seiten ließ er Landsleute Revue passieren: Dorfschmied, Jude, Notar, alte Weiber, Zecher. Seinem Beispiel folgten bald mehrere Enthusiasten, die beruflich mit der Presse nichts zu tun hatten, ihre Wahrnehmungen vom Leben auf dem Lande aber schriftlich festhielten und aus Liebe zum Volk in die Zeitungen brachten. Über Edmund Blum ließ sich z. B. nur ermitteln, dass er im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts Landarzt in der Gegend um Djakovo gewesen war. Der tägliche Umgang mit Bauern, insbesondere seine Visiten in ihren armseligen Hütten, machten ihn mit ländlichem Brauchtum und mit der Mentalität der damals noch in großer Abgeschiedenheit lebenden Menschen vertraut. Diese Kenntnisse, gepaart mit einer Fülle folkloristischer Elemente und mit Feinsinn für charakterisierende Details, verwertete er in zwei Erzählungen, die 1903 in *Die Drau* erschienen: *Das Gesuch* und *Die Laterne*⁴². Ungeschminkt berichtete er über die Rohheit des Volkes, aber auch verständnisvoll über seine Not. Die Handlung verläuft zügig, mit deutlichen Hinweisen auf die Wahrhaftigkeit der Ereignisse. Wären die Geschichten auf Kroatisch publiziert worden, hätten sie zum Besten gezählt, was damals im Genre Dorfgeschichte existiert hat. Von anderen Hobbyautoren dagegen bleiben sogar die Namen unbekannt. Vom Verfasser der schwungvollen Humoreske *Die Jagd auf Osterhasen*⁴³ erfährt man etwa nur, dass er in Daruvar zuhause war.

Zwei der wohl bekanntesten, freiberuflichen Schriftsteller aus Essek waren von Anfang an der heimatlichen Thematik verpflichtet und verdanken ihr den literarischen Durchbruch: Freiherr Victor von Reisner (1860–1919) verließ Essek schon im Alter von 24 Jahren und wirkte später als Journalist in Berlin. Dort publizierte er zwei Sammlungen von slawonischen Dorfgeschichten, die laut einem Literaturlexikon „seinen Namen begründeten“. Sein bester Freund Peter Hille, die zentrale Figur der Berliner Boheme, bezeichnete Reisner im Titel einer Rezension als „Dichter Slavoniens“. So ist es verständlich, dass man in der Esseker Presse Reisners Briefe und einige seiner Geschichten findet. Die Esseker Aufführung seines Stückes *Die Feudalherren* (1903), das 1897 im Belle Alliance Theater in Berlin uraufgeführt worden war, erregte in der Stadt großes Aufsehen. In das literarische Leben der preußischen Metropole führte Reisner seinen zwölf Jahre jüngeren Landsmann Roda Roda (eigentlich Alexander

⁴² *Das Gesuch*, Nr. 106–108; *Die Laterne*, Nr. 124–128

⁴³ *Die Drau*, 1902, Nr. 45

Rosenfeld, 1872–1945) ein. Auch dieser widmete sein Jugendwerk (bis 1910) seiner Heimat „südlich der Drau“. In der viel gelesenen Zeitschrift *Simplexissimus* erschienen z. B. 1901 und 1902 elf seiner „Geschichten aus Slavonien“, und die Wiener *Reichswehr* hob 1904 hervor, dass die Kroaten der Militärgrenze in Roda Roda „den ersten und besten Kunder ihres Volkslebens fanden“. Die deutschsprachige Presse Esseks unterließ nie eine Gelegenheit, die bunt gemischten Meldungen über den inzwischen bekannt gewordenen Sohn der Stadt zu bringen, denn von 1898 bis 1929 genoss er kontinuierlich das Heimatrecht in Essek. Die Biografie des sehr kosmopolitisch lebenden Autors könnte dadurch wesentlich bereichert werden. 1901 berichtete *Die Drau* über den „tragischen Unglücksfall“ bei dem der hochbetagte Vater des „in der hiesigen Gesellschaft allgemein bekannten Artillerieleutenants Alexander Roda“ ums Leben gekommen war⁴⁴. 1902 verfolgte man gespannt und mit allen Einzelheiten seine große Liebesaffäre mit der berühmten Burgtheaterschauspielerin Adele Sandrock. Über die spätere „freie Ehe“ mit der Freifrau von Zeppelin war man ebenfalls genau unterrichtet (1905). Man bewunderte seinen Erfolg im „Cabaret zum Nachtlcht“ in Wien (1906) und erfuhr alles über die Umstände, unter welchen ihm 1917 die Lizenz des Kriegsberichterstatters entzogen wurde. Häufig schickte er Briefe an die „löbliche Redaktion“ des „geschätzten Blattes“ und suchte sich wegen der sich wiederholenden Angriffe gegen seine Person zu verteidigen. Mit gutem Grund schmeichelte er der Redaktion der *Drau*, denn es gibt wirklich wenige Beispiele, dass eine Zeitung einen Mitarbeiter dermaßen bevorzugte. Seine allerersten literarischen Versuche, die er mit seiner Schwester Marie zustande gebracht hatte, veröffentlichte er in Essek. Als Beispiel möge die herzerreißende Liebesgeschichte *Die Post*⁴⁵ dienen, deren Handlung in „Südungarn“ (d. h. Slavonien) loziert war. Den Höhepunkt bilden die Jahre 1903 bis 1906, die so viele Geschichten enthalten, dass man mit ihnen ein Buch füllen könnte. Roda Rodas Vielschreiberei und Vielverwertung von Produkten seiner „Schreibfabrik“ sind bekannt und berüchtigt genug⁴⁶. *Die Drau* schien dabei eine ganz exponierte Stellung gehabt zu haben. In der Flut der Novellen mit Slavonienbezug findet man ab und zu einige, die in anderen Publikationen nicht vorkommen, die eigens

⁴⁴ *Die Drau*, 1901, Nr. 14

⁴⁵ Ebd., Nr. 22

⁴⁶ Vlado Obad: „Roda Roda – ein Meister der Vielfachverwertung?“, in: *Roda Roda, Zagreber germanistische Beiträge*, Beiheft 4, Zagreb 1996

für das Esseker Blatt verfasst worden sind: *Der kleine Krämer Koloman* (1903), *Das rote und das gelbe Haus* und *Pferde in Syrmien* (1904).

Die erste Dame des Esseker Schriftstellerkreises, Wilma von Vukelich (1880–1956), las eifrig die Feuilletons der Stadtzeitungen, schrieb selber einige Beiträge⁴⁷, und was viel wichtiger war: nahm sich vor, die namhaften kroatischen Dichter ins Deutsche zu übertragen. Vereint unter dem poetischen Titel „Blüten aus Kroatiens Dichterwald“⁴⁸ folgten die Nachdichtungen älterer (Mažuranić, Preradović, Šenoa) und vorrangig zeitgenössischer Autoren (Tresić-Pavičić, Kranjčević, Begović ...). In einer Zeit als es Frauen noch nicht gegönnt war, selbstständig künstlerische und intellektuelle Tätigkeiten auszuüben, fanden sie eben im Übersetzen ein geeignetes Betätigungsfeld. Marie Horvath-Petheö (*Slavonische Presse*) und Josipa von Glembay (*Die Drau*) erreichten dadurch kroatienweit ein Ansehen, das sie veranlasste, auch eigene kürzere Prosatexte zu schreiben. Ružica Dončević trat ebenfalls als Nachdichterin aus dem Kroatischen und Slowenischen hervor. Ilka Ungar, die Gattin eines angesehenen Kaufmanns, erreichte mit eigenen Dichtungen einen festen Platz in *Die Drau*. Die Struktur ihrer Gedichte (z. B. *Drau Idyllen*) ist noch der Tradition verpflichtet, die Gedankengänge aber frei. 1905 konnte eines ihrer Gedichte sogar in *Simplicissimus* erscheinen, indem sie Philister verspottete und die freie Jugend lobte. So haben die Esseker Zeitungen einerseits die kroatische Literatur ergeben an ihr deutschsprechendes Publikum vermittelt und andererseits die weibliche Kreativität geweckt und gefördert.

Die Feuilletons enthielten damals nicht allein fiktionale Texte, sondern auch Fortsetzungsromane, Geschichten, Novellen, ursprüngliche oder übersetzte Lyrik. Zahlreich und mannigfaltig waren auch die Aufsätze zum Geistes- und Kulturleben; meist leicht verständlich und persönlich intoniert, im besten Fall aber die Form und den Ernst eines echten Essays erreichend. Auch diese Rubrik übte die Funktion eines offenen Fensters aus, sie verband den deutschen und slawischen Kulturkreis, stärkte die gegenseitige Ehrerbietung, was in einer multiethnischen Stadt wie Essek von größter Bedeutung war. Schon einige Feuilletonüberschriften zeugen davon, mit welchem Wohlwollen und welcher Freude die deutschsprachigen Zeitungen über die Entfaltung der kroatischen Literatur berichtet haben: „100-jähriger Geburtstag des Dichters der Hymne“ (1896), „Die

⁴⁷ Über das Papukgebirge 1897, über das erste weltliche Denkmal in Essek 1898.

⁴⁸ *Die Drau*, im Jahrgang 1898 in mehreren Fortsetzungen verstreut.

Publikationen der Matica hrvatska⁴⁹, (1900), „400 Jahre kroatische Literatur“ (1901), „Die kroatische Literatur in Slavonien“ (1901), „Josip Kozarac – die Würdigung eines der Besten unseres Volkes“ (1906).

Zu guter Letzt weichen wir von der regionalen Kulturszene in eine durchwegs lokale ab, um zu zeigen, wie das Feuilleton auch in dieser kleinstädtischen, fast familiären Sphäre wichtige Aufgaben zu erfüllen vermochte. Wie einst das *Esseker Lokalblatt und Landbote* mit seinem „Bummler“ viel Staub aufgewirbelt hatte, so trachtete die *Slavonische Presse* mit ihrem „Spaziergänger“ lange Jahre hindurch die Aufmerksamkeit der Leser zu fesseln.

Von Woche zu Woche erscheint in unserem Blatt ein Feuilleton, welches die Ereignisse der verflossenen sieben Tage teils wohlwollend, teils spöttisch und manchmal auch im kritischen Sinne bespricht. Der Herr Spaziergänger ist wohl ein Philosoph, dem manchmal der Schalk im Nacken sitzt, der sich auch hie und da von seiner übermütigen Schlaraffenlaune hinreißen läßt, die Geißel des Spottes über die Auswüchse und die Gebrechen unseres öffentlichen Lebens in herzhafter und objektiver Weise zu schwingen.⁵⁰

Obwohl „Bummler“ und „Spaziergänger“ das Ureigenste der Kleinstadt ins Gespräch brachten, waren ihre Verfasser in Essek fremd. Über Bergers Karriere eines wandernden Schauspielers ist schon berichtet worden. Nun ist die Gelegenheit da, auch den letzten bedeutenden in Essek zugewanderten Journalisten kennenzulernen: Carl M. Benda übte in der *Slavonischen Presse* eine mehr als dreißigjährige Redakteurstätigkeit aus (1889–1920). Sein Lebenslauf ist ebenfalls symptomatisch für die dynamischen ethnischen Schnittpunkte der alten Monarchie. Er wurde 1856 in einer deutschen Familie in Mähren geboren, seine ersten journalistischen Erfahrungen sammelte er in Wien, ein hohes Ansehen verschaffte er sich in Essek. Sein ganzes Leben war mit Arbeit ausgefüllt, was ihm jedoch keineswegs möglich machte, einen Lebensabend in Würde zu verbringen. Obwohl er in einem Feuilleton „stolze Hoffnung“ geäußert hatte, „seinen Namen im Grundbuche der Stadt Essegg verewigt zu sehen“⁵¹, endete er im Armenhaus, wo er schließlich 1925, an seinem 65. Geburtstag, Selbstmord beging. In seiner langjährigen Tätigkeit bei der Zei-

⁴⁹ „Matica hrvatska“ war und ist der führende Verlag für die Pflege der nationalen Literatur.

⁵⁰ *Slavonische Presse*, 1900, Nr. 4

⁵¹ *Slavonische Presse*, 1906, Nr. 48

tung versuchte er sich in allen Formen der Feuilletonpublizistik, pflegte Theater- und Kunstkritik, fand jedoch die größte Anerkennung mit seinen Humoresken aus dem Esseker Leben sowie mit einer Legenden-sammlung aus seiner mährischen Heimat. Im Jahre 1906 wurde ihm vom Schicksal ein wahrhaft rares Jubiläum vergönnt: das tausendste Feuilleton der „Spaziergänge“! „Ich weiß, dass man mich unter dem Striche nicht ernst nimmt, trotzdem ich an dieser Stelle schon so manche recht ernste Seite aufgeschlagen habe. Als unermüdlicher Spaziergänger habe ich mir die Füße wund gelaufen.“⁵² Den Fremden scheinen die Merkwürdigkeiten eines Krähwinkels besser aufzufallen, und da sie emotionell an dieses Milieu nicht gebunden sind, ist ihre Kritik frei und einfallreich. Neben ernsthaften Gelegenheitsartikeln zu religiösen Festen („Friedhofs-Spaziergänge“ zu Allerheiligen, „Weihnacht steht ante portas“) verfasste er eine größere Anzahl von satirischen Texten über Anomalien im gesellschaftlichen Leben, ergänzt mit rein humoristischen Beiträgen: Straßenbahnbegebenheiten, Tanzfieber vor den Faschingsbällen, Nikolaus und Krampus kommen nicht zu den Kindern, weil die Straßen vom Schnee nicht gereinigt wurden etc. Gerade diese Themen- und Zugangsvielfalt ermöglicht uns heute, ein Gesamtbild des Lebens im alten Essek zu rekonstruieren.

Schon immer haben die Menschen danach gestrebt, von ihren künstlerischen Errungenschaften Zeugnis zu hinterlassen. Die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, sehr zum Ästhetizismus neigend, bestätigen diese Regel noch auffallender. So ist es kein Wunder, dass alle regionalen Zeitungen von Anfang an ausgerechnet das Theater mit großer Sorgfalt behandelten. Dabei darf man keinen Augenblick vergessen, dass es hier um deutschsprachige Zeitungen und deutsches Theater ging, und zwar in den ausgedehnten Provinzen der Donaumonarchie, wo Deutsch als Muttersprache nur von einer zugewanderten Minderheit gesprochen wurde. Diese Bevölkerungsgruppe war aber maßgebend an der politischen und wirtschaftlichen Führung der betreffenden Länder beteiligt, daher sah sie in der Präsenz der deutschen Sprache einerseits die Bestätigung der eigenen Identität und andererseits die Rechtfertigung ihrer angeblichen „zivilisatorischen Mission“ an den Rändern des Habsburgerreiches. „Nichts kann eine Stadt besser kennzeichnen, als sein Theater – dieser gedankenvolle Ausspruch Laubes findet bei uns vollkommen seine Berechtigung.

⁵² Ebd.

Das Theater ist der genaueste Gradmesser der Bildung einer Bevölkerung⁵³, dozierte ein Theaterkritiker der *Drau*, ganz im Geiste der deutschen Zuversicht in die erzieherische Aufgabe des Theaters und jenes Glaubens an sein Statussymbol als Träger kultureller Identität. Die Wirkungskraft der Bühne wurde in Deutschland schon einmal überschätzt, als das Lokalthater zum Ersatz für die wirtschaftliche und politische Ohnmacht der kleinen Fürstentümer des 18. Jahrhunderts geworden war. Ähnlich entfaltete sich die Hochschätzung des Theaters im europäischen Südosten zur Zeit der Jahrhundertwende. In den zahlreichen deutschsprachigen Inseln, umgeben von slawischer, magyrischer und rumänischer Bevölkerung, wuchs die Institution des Theaters zu einem Tempel deutscher Kultur und Oberherrschaft.

Die deutschsprachigen regionalen Zeitungen Südosteuropas überschlugen sich also im Eifer der Darstellung der heimischen Theaterverhältnisse. Gründliches Recherchieren in alten Zeitungen liefert eine Überfülle an Material für eine gut dokumentierte Geschichte des deutschen Theaters einer Stadt oder Region. Das ist inzwischen zu einer Binsenwahrheit geworden und viele Forscher haben sich tatsächlich in ihrer Darlegung des Theaterlebens von Zeitungsberichten leiten lassen. Gordana Gojković ist es beispielweise gelungen, in ihrem Buch *Deutsches Musiktheater in Essek 1825–1907*⁵⁴ nicht nur minutiös das gesamte Repertoire zu rekonstruieren, sondern auch lückenlose Listen von Theaterdirektoren und Dirigenten anzulegen. Diese so viel Fleiß und Geduld fordernden Untersuchungen müssen sich aber nicht mit purer Faktographie begnügen. Ein sorgfältiges, analytisches Lesen von Theaterkritiken weist auf die wesentlichen Strukturmerkmale und auf beachtliche Probleme im Funktionieren von deutschen Wanderbühnen hin. Im folgenden Text werden einige von diesen subtileren Interpretationsmöglichkeiten skizzenhaft dargeboten. Besondere Beachtung verdient auch weiterhin die Jahrhundertwende: Die deutsche Journalistik konnte sich infolge der Multikulturalität Mitteleuropas überall fest etablieren, deutsche Wanderbühnen erreichten nach langer Entwicklung zum Teil ein beachtliches künstlerisches Niveau, standen aber paradoxerweise doch vor ihrer Auflösung, denn das schnelle Aufblühen von Nationaltheatern war nicht mehr aufzuhalten.

⁵³ *Die Drau*, 1879, Nr. 99

⁵⁴ Gordana Gojković: *Njemački muzički teatar u Osijeku 1825–1907*, Hrvatsko narodno kazalište, Osijek 1997

Die deutschen Wanderbühnen in Österreich-Ungarn waren hauptsächlich in drei Grundtypen vertreten. Das richtige Tourneetheater vereinte reisende Berufsschauspieler, die wenige Stücke eingeübt hatten, diese in rascher Folge in einer Stadt spielten und weiterreisten. Im Herbst 1900 erwartete man z. B. in Essek das Schauspielensemble des Wiener Impresarios Albert Schiller, von dem man lesen konnte, dass es im Frühjahr mit Erfolg in folgenden Städten gastiert hatte: Bukarest, Galatz, Constantinopel, Odessa, Czernowitz, Lemberg, Krakau, Sarajevo, Mostar, Tuzla, Vukovar, Semlin, Belgrad und Großwardein. Das Repertoire einer solchen Truppe musste einen klaren Schwerpunkt haben und mit wenigen Darstellern und Kulissen auskommen. Mehr verbreitet waren jedoch die Wandertruppen, die die ganze Spielzeit, d. h. die Monate von Oktober bis Juni, auf einer Bühne zubrachten. Das Theaterpublikum einer Kleinstadt war aber nicht zahlreich genug, um einige Reprisen zu besuchen. So bestand das Gastspiel fast ausschließlich aus Premieren, was für die Truppe eine enorme Belastung bedeutete. In der Regel musste sie jede Woche mit vier Novitäten auftreten. Das Provinzpublikum hatte außerdem Anspruch auf ein vielfältiges Repertoire: Oper, Operette, Lustspiel, Schauspiel und Posse. Um diesen schier unmöglichen Erwartungen zu entsprechen, wich man häufig in eine Teilung der Saison aus: die Herbstzeit verbrachte man, sagen wir, in Ödenburg, und das Frühjahr in Essek. Das gleiche Programm wurde also zweimal gespielt. Auch der dritte Typus des gastierenden Theaters, jener der reisenden Solisten, lebte nur aus dem Bedürfnis, die Spielweise von Wanderbühnen zu bereichern und zu intensivieren. Die großen Stars, vorwiegend aus Wiener Theaterhäusern, statteten der Provinz Kurzbesuche ab und brillierten in einigen Hauptrollen. Welchem Druck die dort bereits gastierende Wandertruppe ausgesetzt war, mit dem berühmten Gast wenigstens zum Teil mithalten zu können, kann man sich leicht vorstellen. Das Esseker Publikum fieberte so am Ende des Jahres 1900 der k.k. Hofburgschauspielerin Adele Sandrock als „Cameliendame“ entgegen. Die Presse erhob sie, zusammen mit Eleonora Duse und Sarah Bernhardt, zu „jenem künstlerischen Dreigestirn, welches die Welt mit seinem Ruhme erfüllt“⁵⁵. Drei Jahre später wiederum war man von der Feinheit des Ausdrucks des Hofschauspielers Josef Levinsky in der Rolle des Nathan überwältigt.

⁵⁵ *Die Frau*, 1900, Nr. 142

Unabhängig davon von welchem Typus der Wanderbühne die Rede ist, den Begriff „Ensemble“ im modernen Sinne des Wortes dürfte man gar nicht verwenden, denn für uns ist das eine Spielgemeinschaft, die sich durch das harmonisch ineinandergreifende Zusammenspiel auszeichnet und sich durch das gemeinsame künstlerische Ziel verbunden fühlt. Die Wandertruppen aus Österreich-Ungarn bestanden aber aus zufällig zusammengekommenen und daher ungleichen Darstellern, die während einer Saison weder genug Zeit hatten, sich menschlich näher zu kommen noch künstlerisch anzugleichen. Nachdem sie irgendwelche privaten Theaterinstitute absolviert hatten, wurden sie auf den Markt geworfen. Geza Berger berichtet in seinen Erinnerungen von einem Wiener Hotel mit dem symptomatischen Namen „Loch“, wo sich die halb verhungerten Schauspieler mit Wiener Theateragenten, die er kurzerhand „Seelenverkäufer“ nennt, und mit Theaterdirektoren aus der Provinz treffen. Die Letzteren, die Leiter von Wandertruppen, versuchten – abhängig vom Geld, das ihnen zur Verfügung stand –, sich eine Spielgruppe zusammenzuflicken. Die Künstler waren ihrerseits bestrebt, so schnell wie möglich zu „Krenwürstel“, wie es in Rotwelsch heißt, also zu Geldvorschuss zu kommen⁵⁶. Auch anderswo stößt man auf Hinweise auf verschiedene Wiener Theateragenturen, „Sängerbörsen“, oder auf Namen von Bühnenkünstler oder -stücke vermittelnde Theateragenten. Diese wichtige Instanz des damaligen Theaterlebens verdient es, genauer untersucht zu werden.

Die neu entstandenen Spieltruppen begaben sich nach kurzer Einübungszeit auf die vereinbarte Provinzbühne, wo sie den Zauber der Thalia vertreten sollten. Der Aufenthalt in einer fremden Umgebung und das alltägliche Engagement im Theater waren keineswegs leicht. Es galt, sich gegen Schwierigkeiten finanzieller, künstlerischer und gesellschaftlicher Art durchzusetzen. Die Wanderbühne war unter anderem auch ein wirtschaftliches Unternehmen, das über Wasser zu halten eine größere Fertigkeit forderte, als eine Oper in Szene zu setzen. Das Theaterhaus musste gepachtet, die Kautions beim Stadtmagistrat hinterlegt werden, für die Betriebskosten und Gagen sollte man aufkommen, und all dies war an den regen Besuch des Publikums gebunden. Es gab zwar Subventionen, die aber selten ausreichten; es gab Theatervereine, die Spenden bei den Liebhabern der Kunst sammelten; Benefizabende zugunsten ein-

⁵⁶ Geza Berger: „Ein Nachtbild aus dem Theaterleben“, in: *Esseker Lokalblatt und Landbote*, 1864, Nr. 13–16

zelner Schauspieler wurden veranstaltet ... und trotz allem war ein vorzeitiger Schluss der Saison keine Seltenheit, von Defiziten und Verschuldungen ganz zu schweigen. Den zahlreichen Genres der dramatischen Kunst mit einem kleinen, nicht aufeinander eingestimmten Ensemble gerecht zu werden, war eine unrealistische Bestrebung. Kostüme und Kulissen ließen zu wünschen übrig, die Provinzbühnen waren von der modernen technischen Entwicklung noch nicht berührt. Keine der Wanderbühnen konnte sich ein echtes Theaterorchester leisten, man musste sich damit zufriedengeben, was vor Ort vorhanden war, meist mit einer Militärkapelle, die nur mit Blechinstrumenten zu renommieren verstand. Das gesellschaftliche Paradox dieses Theaters lag in der Tatsache, dass deutsche Schauspieler ausschließlich im Ausland auftraten. Es bestand immer die Gefahr, auch ungewollt nationale Empfindungen anderer Völker zu verletzen. Die Leitung war eher bemüht, sich bei den Einheimischen einzuschmeicheln, um sich Publikum zu sichern. Mit Anpassung der Stücke an die lokalen Verhältnisse, mit einigen Volksliedern und Anspielungen an die Tagesereignisse kam man den Gastgebern gern entgegen. Ungeachtet dieses offenkundigen Wohlwollens vermochten die deutschen Darsteller nicht immer einer Auseinandersetzung mit erstarkten nationalen Kunstbestrebungen auszuweichen. Neben diesen Hindernissen allgemeiner Art wurde „das Theater auf Reisen“ an jedem Bestimmungsort mit zusätzlichen spezifischen Problemen konfrontiert. Das Esseker Theatergebäude beispielsweise war seit 1866 nicht modernisiert worden, so dass es mit seinen verblassten Kulissen, mit wackligen Stühlen und zerschlissenen Teppichen einen dorfmäßigen Eindruck machte. Das Drama des 20. Jahrhunderts verlangte aber eine verstellbare Bühne, viel Ausstattung und starke Beleuchtungseffekte. Die Feuergefahr war infolge der Gasbeleuchtung groß, die Tragkraft der Galerie derart gemindert, dass man die Zahl der Besucher einschränken musste.

Die Wanderbühne der Provinz genoss bei den Theaterfachleuten der Großstädte kein hohes Ansehen. Das Misstrauen war berechtigt, obwohl die wandernden Histrionen einen solchen Eindruck nach Kräften zu verhindern suchten. Anfang 1900 wurde auf der Esseker Bühne „ein sensationelles Sittenbild“ von einem heute vergessenen französischen Autor gezeigt und die Leitung des Theaters prahlte in der Presse mit dem großen Erfolg, den das Stück in Paris, Berlin, Wien und Agram verzeichnet hatte. Dies war ein deutlicher Versuch, die eigene Kunst derjenigen der Großstadt gleichzustellen. Dabei wurde absichtlich verschwiegen, dass

die Metropolen über 10 Theaterhäuser verfügten und es ein großer Unterschied war, ob die Ovationen einem Autor im Burgtheater oder auf einer Bühne der Wiener Vorstadt zuteil wurden. Der Geist und der Geschmack der sogenannten Provinz waren nämlich auch in den äußeren Bezirken der Großstädte maßgebend. Das bedeutet keineswegs, dass man diese Theaterpraxis zwangsläufig verhöhnen sollte. Die Wandertruppen brachten eine gepflegte Unterhaltung und ein anfängliches Kunstverständnis auch dorthin, wo die vornehmen Museen selbst kaum einen Weg gefunden hätten. In diesem Sinne klingt die Forderung des Esseker Theaterreferenten Erwin Kraus aus dem Jahre 1906 sehr ermutigend: Das städtische Theater solle künftig „Sensationsstücke“ meiden und „wirkliche Kunstwerke“ aufführen, denn die Wanderbühne solle dem Provinzpublikum nicht nur Josefstädter- und Carltheater ersetzen, sondern auch das Burgtheater.

Die Erfahrung des Wanderlebens bei Künstlern zählt – auch im 20. Jahrhundert noch – zum unumgänglichen Bestandteil ihres Daseins und verdient daher, genauer erforscht zu werden. Nicht einmal die renommierten und etablierten Häuser hätten sich diesem Ruf entziehen können. Das berühmte „Bunte Theater“ des exzentrischen Barons Ernst von Wolzogen, in dem die moderne städtische Lyrik ihre Wiege gefunden hatte, begab sich im Mai 1901 auf eine internationale Tournee durch Deutschland, Schweiz, Italien, Österreich-Ungarn und Rumänien. Am 2. und 3. Februar 1902 gastierten die Berliner Kabarettisten auch in der königlichen Freistadt Essek, was beweist, dass nicht nur Großstädte aufgesucht wurden. Zwei Jahre später sind wieder Berliner zu Gast, diesmal das Residenztheater. In beiden Fällen ging es um die modernsten und provokativen Kunsttendenzen. Das Publikum war aber nicht verblüfft, die meisten Figuren waren ihm aus den Zeitschriften *Jugend* und *Simplicissimus* wohl vertraut. Auch Häuser mit einem traditionellen Repertoire durften auf die Tournee nicht verzichten. Das Kroatische Nationaltheater in Agram war ein ständiges Theaterhaus und wurde vom Staat subventioniert, das Budget reichte aber nicht aus und so kamen die kroatischen Schauspieler für ein oder zwei Wochen immer gern nach Essek. Ihrem Beispiel folgten die serbischen Kollegen aus Neusatz. Im Jahre 1907 wurde in Essek das eigene ständige Nationaltheater gegründet, das nun mit Gastspielen in anderen Städten des Landes regelmäßig aushelfen musste.

Zeitungsberichte bieten in großer Fülle Beweise für die Beliebtheit des Theaters in der Provinz. Gespielt wurde nicht nur im Stadttheater, son-

dern auch in Schlössern der Adeligen, in Sälen und Sommergärten der Hotels, im Verein der Herren Offiziere. Die Sprösslinge aus den bürgerlichen Wohlstandsfamilien deutscher und kroatischer Abstammung standen bei ihren Laienvorstellungen in ständigem Wettstreit, der in der Regel zugunsten des Theaterfonds endete. Bei diesem Spielenthusiasmus mussten auch die unmittelbaren Protagonisten der Bühnenkunst – die Darsteller – zu bewundernden und verehrten Lieblingen aufsteigen. Man liest bisweilen von „berauschenden Ovationen“ und erfährt, dass die Hauptdarsteller „förmlich mit Blumenspenden überschüttet“ wurden. Beim genauen Hinschauen entdeckt man aber, dass so die gefeierte Dame Hofopernsängerin und dazu eine gebürtige Essekerin war. Die herumreisenden Schauspieler hatten es viel schwerer, als echte Künstler anerkannt zu werden. Am Anfang des 20. Jahrhunderts wird es Mode, die Künstler als Akteure literarischer Werke darzustellen. Das Schlagwort der Zeit lautet: Der Künstler ist vorerst als Mensch interessant! Der Esseker Theaterkritiker Victor Stein findet den Mut, das zu bezweifeln:

Der Provinzkünstler doch nicht? Dieser ist in neunundneunzig von hundert Fällen ein hart ums tägliche Brot kämpfender Mensch, der, wenn er etwa so unklug war, Ideale mitzubringen, dieselben schon nach den ersten drei Monaten über Bord geworfen haben muss, wenn er nicht Hungers sterben will. Auch in der Kunst heißt es die Ellbogen gebrauchen, um sich Raum zu schaffen, und nicht selten führt der Weg zur „Höhe“ über – natürlich nur figürlich gesprochen – Leichen, aber immer über erpreßte Tränen des Schmerzens, oder des Zornes und Kummers hinweg.⁵⁷

Um sich besser zu behaupten, fordert Theaterdirektor Otto Milrad 1904 seine Truppe auf, „sich die Achtung und die Anerkennung aller Bewohner zu erringen, nicht nur auf der Bühne, sondern auch außerhalb des Theaters“⁵⁸. Das ist leichter gesagt als getan. In Geldnot geraten, suchten die Schauspieler zusätzliche Einnahmequellen, indem sie für Zeitungen schrieben. Worüber konnten sie berichten, wenn nicht übers Theater? So verdanken wir Geza Berger, Rudolf del Zopp, Bleyer-Grohmann und vielen anderen wertvolle Zeugnisse über die Wirkung der Wanderbühnen. Der Sänger Zopp machte in dem humoristischen Artikel „Als das Kind der Stadt zum Gastspiel kam!“⁵⁹ auf die Diskrepanz in der Behand-

⁵⁷ *Die Drau*, 1902, Nr.38

⁵⁸ *Die Drau*, 1904, Nr. 120

⁵⁹ *Die Drau*, 1905, Nr. 7

lung von großen Stars und der gewöhnlichen Truppenmitglieder aufmerksam. Während die Wiener Sängerin Petru von der lästigen Zugluft nicht gestreift werden durfte und die Bühne für sie schon vormittags geheizt wurde, froren die übrigen Schauspieler einen Winter lang. Sie bezog eine ganz nette Garderobe, sogar mit Teppichen belegt, und die anderen erstickten fast im „sanitätswidrigen Dunst“ eines Raumes, der die Szene für Gorkis Stück *Nachtsyl* abgeben hätte können. Das schlichte Operettenensemble wurde dazu genötigt, im Verlauf eines Monats zwei der namhaftesten Opern – *Carmen* und *Troubadour* – einzuüben; natürlich parallel zum alltäglichen Repertoire! Bleyer-Grohmann schildert seine Erfahrungen als Stückeschreiber, der hilflos zusehen musste, wie sein Drama wegen der kurzen Probenzeit und der Bühnenarmut verunstaltet wurde.

Immer auf Reisen, kannten die Schauspieler kein geordnetes Liebes- und Familienleben. Es war kein Geheimnis, dass „die Damen dieser bunten Welt auf generöse Liebhaber angewiesen waren, auf ein paar meist schon angegraute Esseker Lebemänner, die ein paar Monate lang im Laster schwelgten, indem sie die Wahl zwischen der Primadonna und dem letzten kleinen Chormädchen hatten“⁶⁰. Die Liebesdramen waren nicht der Bühne vorbehalten, auch die Zeitungen vermochten Erschütterndes zu berichten. Den Auftakt zur Saison 1906 gab der Selbstmordversuch einer jugendlichen Naiven, zusammen mit ihrem Geliebten, ebenfalls einem Schauspieler. Das geschah einen Tag vor der Eröffnungsvorstellung. Ihre Rolle musste von heute auf morgen eine Kollegin übernehmen und die Zeitung berichtete später lakonisch: „Gespielt wurde ohne Ausnahme vortrefflich“. Am Samstag ein doppelter Selbstmord, am Sonntag ein gelungenes Lustspiel – im Geschäft gab es keinen Platz für Sentimentalitäten. Eine Ausnahme wurde eventuell am Ende einer langen Karriere geduldet:

Eine ausgezeichnete und verdienstvolle komische Alte unserer Bühne Frau Otti delli Zotti feiert heute ihr 30-jähriges Jubiläum. Aus diesem Anlass gelangt heute zu ihrem Vorteil die beliebte Operette *Die Landstreicher* zur Aufführung. Frau delli Zotti begann ihre schauspielerische Laufbahn als Naive am Prager Sommertheater und wirkte weiter in Leibach, Marburg, Wiener Neustadt, dann spielte sie das Fach der Anstandsdamen und Mütter in Klagenfurt, Troppau, Augsburg, Aschaffenburg ... Am Schlusse der heutigen Ju-

⁶⁰ Wilma von Vukelich: *Spuren der Vergangenheit*, S. 255

biläumsvorstellung wird der Benefikantin seitens der Direktion und des Personals auf der Bühne eine Ehrung veranstaltet werden.⁶¹

Für die wandernden Schauspieler gab es also keine freie Wahl von Rollen. Man spielte ein Fach, das man jede zehn Jahre wechseln durfte: von der jugendlichen Naiven bis zur komischen Alten.

Das Zustandekommen und das spätere Zusammenhalten einer Wandertruppe sowie ihre künstlerische Leistung waren vor allem von der Person des Theaterdirektors abhängig. Seine Auffassung der Kunst, sein Umgang mit dem Ensemble und mit der Stadtverwaltung, seine Verbindungen mit Wiener Theaterkreisen und nicht zuletzt sein Vermögen, trugen zum Erfolg oder zum geschäftlichen Zusammenbruch bei. Die Leitung einer Wandertruppe war selten ein lukratives Geschäft, nach dem Börsenkrach 1873 bewegten sich die meisten Truppen am Rande des Ruins. Im April 1901 drückt z. B. der Esseker Theaterreferent die Befürchtung aus, dass mit dem Direktor Josef Rust das Theaterleben der Stadt zu Ende gegangen sei, denn „er brachte der Ausstattung und Inszenierung der von ihm aufgeführten Werke Opfer an Zeit und Geld, wie sie geradezu beispiellos dastehen“⁶². Trotzdem musste er mit großen Verlusten weiterziehen. Ob ein anständiger und vermögender Direktor noch wagen werde, nach Essek zu kommen, fragte sich der besorgte Journalist. Die Schuld schob er auf die Teilnahmslosigkeit des Publikums. Als Vertreter der deutschen Minderheit war er aber nicht bereit, nach Ursachen zu forschen: Das vorwiegend slawische Publikum sehnte sich nach bodenständiger Kunst! Die Betriebskosten des alten Hauses waren außerdem enorm⁶³, die Subvention des Magistrats zu niedrig. Anderen Direktoren ist es noch schlechter ergangen. Otto Milrad hatte die Stadt unter Zurücklassung mehrfacher Verpflichtungen verlassen, denen er später von Sarajevo und Reichenhall aus nur zum Teil nachkommen sollte. 1905 konnte man dann von seinem Selbstmordversuch lesen. Aus den vorgefundenen Briefen ging hervor, dass er seine Angehörigen wiederholt um Gelddarlehen angegangen war. Man vermutete, der dramatische Schritt hätte lediglich den Zweck, sie zu bewegen, ihm neuerdings Geld vorzustr-

⁶¹ *Die Drau*, „Ein Schauspielerjubiläum“, 1907, Nr. 10

⁶² *Die Drau*, 1901, Nr. 40

⁶³ „In Essek muss der Bühnenleiter stets gute Einnahmen erzielen, da die Lasten so hoch sind, wie vielleicht sonst nirgends. Fast alle Stadttheater geben dem Direktor die Polizei, Feuerwehrgebühren, Beleuchtung und Beheizung, nebst einer, meist beträchtlichen Barsubvention, frei“. *Die Drau*, 1907, Nr. 7

cken. Dass es sich hier um keinen Ausnahmefall handelte, bewies eine ähnliche Geschichte des allerletzten Theaterdirektors aus Essek. Noch vor dem Herrn Spillern, der auf einer Tournee in Böhmen weilte, erreichte die Stadt bereits sein problematischer Ruf. Die Gesellschaft, die er geführt hatte, ließ viel zu wünschen übrig. Angeblich wären gegen ihn auch mehrere Klagen auf Zahlung der Gagen seitens seiner Mitglieder anhängig. Diese Befürchtung bewahrheitete sich in Essek glücklicherweise nicht. Denn es war, ohne dass es irgendjemand geahnt hätte, die Abschiedssaison des deutschen Theaters. Sie lief stets vor ausverkauftem Haus, es gab sogar Nachmittagsvorstellungen und mehrere Reprisen; das Publikum war in seiner Erwartung befriedigt. Um das Porträt des Theaterleiters deutlicher auszumalen, bringe ich hier einige Splitter aus seinem *curriculum vitae*:

Edmund Spillern ist ein gebürtiger Wiener und steht erst im 36. Lebensjahr. Sein Vater ist Hausbesitzer in Wien. Direktor Spillern bekleidet die Charge eines Oberleutnants in der Reserve. Er hat im Jahre 1894 in Essek eine Waffenübung mitgemacht und ließ sich im Anschlusse hieran aktivieren. Er brachte es alsbald bis zum Oberleutnant, trat jedoch aus Liebe zur Kunst in die Reserve und widmete sich der Bühne. Sein Lehrmeister war Prof. Kracher. Nachdem er sich an kleinen und größeren Bühnen eine intensive Kenntnis des Theaterwesens angeeignet hatte, wurde ihm die Leitung des Stadttheaters in Landshut verliehen. (...) Als Regisseur geht ihm ein sehr guter Ruf voraus, er ist auf diesem Gebiete ein Schüler und Verehrer Max Reinhardts. Als Darsteller wirkt er bloß in Ausnahmefällen. Seine bewährte literarische Befähigung wird nur wirklich anerkannten Erzeugnissen der verschiedenen Genres unserer Bühne eröffnen.⁶⁴

In der Zeitspanne von 1860 bis 1907, also in den letzten 50 Jahren der deutschen Bühne in Essek, waren an der künstlerischen Leitung 23 Direktoren beteiligt. Nur zwei unter ihnen gelang es, Veränderungen von bleibendem Wert durchzusetzen und so die Kulturgeschichte der Stadt mitzuprägen. Ein langjähriger Aufenthalt in Essek ist ihnen gemeinsam: Luis Konderla leitete das Theater neun Jahre hintereinander (1862–1871), Julius Schulz verbrachte die Hälfte des Lebens in der Stadt und bekleidete den Posten des Direktors 12 Jahre (zwischen 1875 und 1895). So traten sie aus der Reihe der sich schnell abwechselnden Prinzipalen heraus und bezeugten, dass hervorragende Leistungen ein planmäßiges und langfris-

⁶⁴ *Die Drau*, 1906, Nr. 23

tiges Engagement erfordern. Konderla gelang es, sich vom Singspiel und Zaubermärchen zur Operette, als einer selbstständigen musikalischen Bühnenform im Stil Offenbachs, emporzuarbeiten, und zwar unmittelbar nach den ersten Uraufführungen seiner Operetten auf den großen ausländischen Bühnen. Seine Wirkung war auch durch äußere Bedingungen begünstigt: 1864 das Erscheinen der ersten ständigen Zeitung und 1866 die Einweihung des neuen Theatergebäudes. Sein Mitarbeiter und Nachfolger, der junge Professionaldirigent Julius Schulz, geboren in Frankfurt an der Oder, geschult in Dresden, kam nach Essek über Prag und Wien und präsentierte schon in seinen ersten Auftritten eine künstlerische Persönlichkeit, die bisher der Stadt seiner Wahl unbekannt war. Er gründete und beflügelte die Stadtmusikkapelle und brachte das gesamte Theater auf jenes unbestreitbare Niveau, als die besten Wandertruppen gern auf der Esseker Bühne spielten.

Ein echtes Theaterunternehmen ist ohne richtungsweisende Kritik nicht denkbar. Die schnelle Verbreitung von Lokalzeitungen bedeutete auch ein jähes Aufblühen der Theaterkritik in allen denkbaren Facetten: vom überschwänglichen Lob bis zum schonungslosen Tadel, von der nüchternen Objektivität bis zur parteilichen Agitation. Abhängig vom geistigen Niveau des Autors, von der Ausrichtung der Zeitung und vom künstlerischen Stand der Wandertruppe schwankten die Aufführungsbesprechungen zwischen schalen, rein informativen Berichten und kompetenten, analytischen und interpretativen Darbietungen. Die Esseker Theatergeschichte betrachtend, stellt man mit Genugtuung fest, dass die einheimischen Theaterreferenten in ihrem Kunstverständnis die wandernden Theatermacher in der Regel bei Weitem übertrafen. Sie hatten profunde Kenntnisse des europäischen Dramas und zimmerten für die besprochenen Stücke einen entsprechenden Rahmen, etwa mit Beispielen aus der französischen oder skandinavischen Literatur. Literaturtheoretisch waren sie ebenfalls gut beschlagen, in Feuilletons findet man richtige Abhandlungen zur Wirkungspoetik einer Tragödie oder zur Historizität eines Geschichtsdramas. Sie vertraten konsequent eine liberale Haltung, die man in der Provinz ganz und gar nicht erwartet. Anlässlich der Aufführung des Dramas *Dr. Kohn* von Max Nordau entrüstet sich beispielweise ein Kritiker über den Antisemitismus und Fremdenhass: „Nicht Bildung, nicht Anerkennung der Welt, ja auch nicht der Adel der Persönlichkeit reichen hin, um den Juden als Gleichberechtigten, als Vollwertigen gelten zu lassen. Er ist fremd und soll es bleiben aus blind-

wütigem Hasse, aus törichtem Vorurteile“⁶⁵. Obwohl Angestellte einer deutschsprachigen Zeitung, zögern die Kritiker keinen Augenblick, um enthusiastisch über die Fortschritte der slawischen Kunst zu berichten. Die immensen Schwierigkeiten, mit denen die städtische Bühne zu kämpfen hatte, wurden nicht verschwiegen. Sie wurden gesichtet, angeprangert, aber nach bestem Wissen und Gewissen wurde auch nach Lösungen gesucht. Nur ein Beispiel möge veranschaulichen wie bestimmt und energisch Victor Stein den Weiterbestand des Theaters verteidigt:

Soll hier ein Theater bestehen, so müsste es bloß für drei Monate vergehen werden. Für diese drei Monate hätte die Stadt eine Subvention von 6000 Kronen zu gewähren, außerdem müssten dem Direktor 25 abonierete Logen während der ganzen Dauer der Spielzeit garantiert werden, wogegen doch der Direktor die Verpflichtung hätte, nicht mehr als vier Vorstellungen in der Woche zu geben⁶⁶.

Daraus könnte man fälschlicherweise schließen, dass man den Vorschlägen der Kritiker Gehör schenkte. Das war leider nicht der Fall. Überhaupt war man als Theaterrezensent nicht auf Rosen gebettet, mancher erwünschte sein Handwerk in Grund und Boden. Seit Lessings Theaterarbeit in Hamburg ist ja bekannt, dass sich die Schauspieler, dieses „neidische und eingebilddete Völkchen“, nichts sagen lassen. Nach ihrer Meinung ist der Theaterrezensent immer im Unrecht wenn er tadelte, niemals aber lobt er genügend. Eine lustige Geschichte aus Essek illustriert das vortrefflich. Der bereits erwähnte Theaterreferent Stein ist in einem Gasthaus vor allen Anwesenden laut von einem beleidigten Schauspieler provoziert worden. Nur Dank der Gesellschaft der Damen gelang es dem Kritiker, unbehelligt das Lokal zu verlassen. In der Zeitung verteidigte er sich, „stets vollständig objektiv und ohne Ansehen der Person referiert zu haben“⁶⁷. Er verwarnte den Schauspieler, von jetzt an keinerlei Notiz mehr von seinem künstlerischen Wirken zu nehmen! Eine Woche später schickte der Boykottierte ein Schreiben an die Redaktion mit seinem Bedauern über den Vorfall. So erhielt der Kritiker doch die Satisfaktion.

Victor Stein zählt übrigens zu den führenden Federn der Esseker Theaterkritik der Jahrhundertwende. Er pflegte das Kulturerbe der Stadt, profilierte sich als Übersetzer aus dem Kroatischen, sein Schauspiel *Schat-*

⁶⁵ *Die Drau*, 1902, Nr. 30

⁶⁶ *Die Drau*, 1901, Nr. 43

⁶⁷ *Die Drau*, 1901, Nr. 34

ten der Vergangenheit gelang 1902 zur Aufführung auf der heimatlichen Bühne, auch mit mehreren rührseligen Erzählungen beschenkte er sein Publikum. Neben ihm verdient es Julius Kaiser, in einem biographischen Lexikon der verdienstvollen Kulturschaffenden der Stadt vermerkt zu werden. Der junge Jurist legte in seinen Aufsätzen überraschende Kenntnisse der kroatischen und europäischen Literatur an den Tag. Bekannt wurde er als Präsident des literarischen Vereins „Javor“ und mit der Übersetzung eines Romans des damals bedeutendsten kroatischen Schriftstellers August Šenoa. Der Roman (*Der Judas von Zengg*) kam 1902 in der Reclam-Edition „Weltliteratur“ heraus. Obwohl auf die Würdigung der kroatischen Literatur bedacht, setzte er sich tatkräftig für die Niveauehebung des deutschen Theaters ein. In Erwin Kraus, einem gebürtigen Esseker, hatten die beiden führenden deutschsprachigen Zeitungen einen überaus kompetenten Berichterstatter über die Ereignisse des Kulturlebens in Agram und Wien. Mit den Bestrebungen der Moderne bestens vertraut, hielt er die Esseker über die Tendenzen des modernen Theaters auf dem Laufenden. Verantwortlich für die Eigenheiten des Musiktheaters war Max Kohn, so dass das städtische Theater in allen Segmenten vortrefflich von der Kritik betreut war.

Ein Theaterereignis ist immer ein Kommunikationsverhältnis, in dem dem Publikum keine geringe Rolle zufällt. Ein Theaterabend ist dazu eine einmalige Begebenheit, die Zuschauer unterschiedlich und so ist es schwierig, objektiv über die Rezeption zu urteilen. Auf der einen Seite beklagen die Kritiker stets „das spärliche Auditorium“ und auf der anderen suchen sie zu überzeugen, dass „das Theater für das hiesige Publikum geradezu ein unentbehrliches Bedürfnis geworden ist und der Mangel einer Bühne in allen gesellschaftlichen Kreisen der Stadt höchst unliebsam empfunden werden würde“⁶⁸. Es mag paradox klingen, aber beide Behauptungen sind wahr. Die Schauspieler wurden es überdrüssig, vor leeren Bänken zu spielen; die Kritiker müde, die Spießbürger zu beschimpfen, dass sie ins Theater nur zu schleppen sind. Jedes Publikum hat natürlich Eigenheiten: Was in einigen Städten mit stürmischem Beifall angenommen wird, kommt in anderen mit einem kaum achtenswerten Erfolg davon. Daran kann es aber nicht liegen, dass das Esseker Publikum am Anfang des 20. Jahrhunderts plötzlich dem Theater fern bleibt. Die wirkliche Erklärung sickert manchmal zwischen den Zeilen durch:

⁶⁸ *Die Drau*, 1900, Nr. 45

Die Ursachen des Rückgangs des Theaterbesuches sind verschiedener Art. In erster Reihe hat sich der wohlhabende Mittelstand in Essek entschieden verringert, andererseits ist die jüngere Generation von nationalem Streben erfüllt und lehnt das deutsche Wort ab. Auch die Ungunst der allgemeinen Verhältnisse hat ihren schädlichen Einfluss – die Leute haben kein Geld.⁶⁹

Was hier noch unerwähnt blieb, ist eine besondere Vorliebe für die Operette, die sich überall in Altösterreich breit machte.

So stößt man unvermeidlich auf die Problematik des Repertoires von Wandertruppen. Es bestand zum größten Teil aus Operetten und Lustspielen (in verschiedenen Genres: Schwänke, Possen, Detektivkomödien, Volksstücke), an die man, wie es die damalige Kritik offen gesteht, „strenge kritische Maßstäbe nicht legen darf“⁷⁰, die harmlos sind und „keinen Anspruch auf literarischen Wert erheben“⁷¹. Seit Gottscheds Bemühungen, die Verbindung zwischen Literatur und Bühne herzustellen, sind inzwischen 150 Jahre verstrichen, ohne dass das Ziel wirklich erreicht wurde. Das Wandertruppentheater aus Österreich-Ungarn spielt zwar nicht mehr aus dem Stegreif, bietet aber lauter unprätentiöse „Kassastücke“ an, die dem Vorstadt- und Provinzpublikum zwei Stunden angenehmer Heiterkeit schenken. Auch die Ständeklausel scheint ihre Wirkung noch nicht verloren zu haben. Ein Zeitungsartikel aus dem Jahre 1900 über eine einzigartige *Hamlet*-Vorstellung am Zarenhofe in Petersburg soll diese wagemutig klingende Behauptung verdeutlichen:

Man gab *Hamlet* mit dem Großfürsten Konstantin Konstantinovich in der Titelrolle. Der Vorstellung wohnten das Zarenpaar, sämtliche Mitglieder der kaiserlichen Familie, die fremden Botschafter und viele hohe russische Würdenträger, im ganzen 300 Personen bei. Die illustre Gesellschaft spendete dem großfürstlichen Darsteller reichen Beifall.⁷²

Dies ist ein exzellentes Beispiel für das höfische Theater, das aus dem Geist der Tragödie seine Würde bezog und pompöse Repräsentation anstrebte. Das bürgerliche Theater dagegen bevorzugte die Alltagsphäre und erfüllte seine Mission in der puren Unterhaltung. So kann man mit Moritz Csaky übereinstimmen, wenn er in Lustspielen und Operetten

⁶⁹ *Die Drau*, 1901, Nr. 1

⁷⁰ *Die Drau*, 1900, Nr. 131

⁷¹ *Die Drau*, 1904, Nr. 123

⁷² *Die Drau*, 1900, Nr. 28

„die populärsten Unterhaltungsformen der städtischen Bevölkerung der Zeit um 1900“⁷³ erblickt. Es reicht aus, in einem beliebigen Jahrgang irgendwelcher Lokalzeitungen zu blättern, um Beweise für die außerordentliche Beliebtheit der genannten Formen zu finden: nach jedem Akt wurde „aus Leibeskräften“ applaudiert, das Publikum ging auf die Ideen des Autors bereitwillig ein, die attraktiven Operettensoubretten wurden bejubelt, die Sänger aufgefordert, reißerische Nummern zu wiederholen. Die meisten Versuche mit ernsthaften Schauspielen wurden dagegen als missglückt beschrieben. Bei einer *Faust*-Aufführung aus dem Jahre 1900 erwiesen sich die vorhandenen Schauspielkräfte als „unzulänglich“. 1906 zeigte sich wiederum das Publikum einem Werk von bleibendem Wert (Schnitzler wurde gespielt) nicht gewachsen. Der Kritiker beklagte mit Recht „die Untreue des Publikums“, denn am nächsten Abend bei der Aufführung der Operette *Das Wäschermädl* war das Haus „total ausverkauft“ und die Besucher verließen das Theater „so lustig, angeregt, so befriedigt“. Die Inszenierung des Dramas *Der Sturm* von Max Halbe brachte in materieller Hinsicht ebenfalls „eine traurige Erfahrung“. Der verbitterte Theaterreferent konnte sich einer sarkastischen Frage nicht enthalten: „Wäre es nicht besser, auf die Schauspiele mit ernsthafter, vornehmer Arbeit zu verzichten und mit mittelmäßigem Material mittelmäßiger Possen, Schwänke und Rührstücke die Teilnahme des Publikums erwecken zu wollen?“⁷⁴

Der Begeisterungstaukel für die Operette ist ein Phänomen für sich, dass Csaky veranlasste, daraus wichtige Schlüsse zur Mentalitätengeschichte Mitteleuropas zu ziehen. Er expliziert, dass die einen die Operette als „eine ernstgenommene Sinnlosigkeit“ verschmähten und die anderen ihr als einem „frühen und andauernden Ausdruck von Österreich-Ungarn“ huldigten. Für das breite Publikum war sie aber ideale Vorlage für seine Glückserfüllung, Träume und Identifikation. Von der Zeit Offenbachs und seines Kreises in den 1860ern, den Wiener Operettenklassikern und ihren Nachfolgern, bis hin zu den besten Operettenvertretern am Beginn des 20. Jahrhunderts, gab es kein für die Operettenliteratur allgemein anerkanntes Werk und keinen Autor, die dem Esseker Publikum unbekannt geblieben wären. Darunter gab es mehrere Schlager, wie *Die Landstreicher* von Ziehrer, *Der Zigeunerbaron* von Strauss, *Der Bettel-*

⁷³ Moritz Csaky: *Ideologie der Operette und Wiener Moderne*, Böhlau Verlag, Wien 1990, Einband

⁷⁴ *Die Drau*, 1904, Nr. 138

student von Millöcker, oder Suppes *Boccaccio*, die ihren Siegeszug auf sämtlichen Bühnen Österreich-Ungarns feierten. Es gehörte gewissermaßen zur Tradition aller Provinzbühnen, wenigstens einmal in der Saison eine der genannten Operetten zur Aufführung zu bringen; einmal aus Pietät für die „unsterbliche Musik“, und dann, weil sie Glanznummern für die Solisten enthielten, die am nächsten Morgen von allen Handelsgewerbetreibenden der Stadt auf den Straßen gepfiffen wurden.

Es ist sonderbar, dass die Anfänge des kroatischen Nationaltheaters in Essek Hinweise enthalten, dass die mitteleuropäischen Theatertraditionen tief verankert waren. Im Bericht über die erste kroatische Spielsaison war zu lesen:

Leider weisen die besten literarischen Dramen ebenso wie in Agram, auch in Karlstadt keinen sehr zahlreichen Besuch auf. Die Leitung der Gesellschaft musste diesem Geschmack Rechnung tragen und von ernstesten Dramen auf Komödien und auf kroatische Volksstücke übergehen.⁷⁵

Wahrheitsgetreu muss aber gesagt werden, dass auch das deutsche Theater in Essek während seines etwa 160-jährigen Bestehens dem slawischen Umfeld und den lokalen Umständen Rechnung getragen hat. Schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts brachten die Wandertruppen das artistische Spiel und den Bühnenzauber in die Stadt. Viele folgten der Verlockung, und die alten Theaterzettel enthalten mehrere Namen von Esskern, die Schauspieler geworden sind. Um 1900 prunkten auf der Liste schon international gefeierte Namen. Zwei Hofopernsängerinnen entstammten einflussreichen Familien, mit Stolz verfolgte man ihre Karriere und lud sie wiederholt zu Gastspielen in die Heimatstadt ein. Als Lokalpatriotin sang Josie Petru sogar zu Gunsten einiger Frauenwohlständigkeitsvereine. Am Grabe der Frühverstorbenen in Wien wurde die Abschiedsrede in Kroatisch gehalten. Anna Lay, die Tochter einer erfolgreichen Sängerin, bewies schon in der Jugend ihre schauspielerische und musikalische Begabung, widmete zehn Jahre dem Gesangstudium in Wien und trat auch als Schriftstellerin hervor. Als Grundlage für das Libretto zu einer Oper benutzte sie eine Erzählung August Šenoas. Aufsehen erregte sie ebenfalls mit dem Buche *Aphoristisches über Gesangkunst*. Da das alte Essek als die Stadt der Operette bekannt war, ist es natürlich, dass es auch anerkannte Operettensoubretten hervorbrachte. Der helle

⁷⁵ *Die Drau*, 1907, Nr. 138

Sopran von Mathilde Schrecker bereitete echten Kunstgenuss, sowohl den Esseker Musikliebhabern als auch Opernbesuchern in Mainz und Koblenz. Die Tochter des langjährigen Esseker Kapellmeisters, Musiklehrers und Theaterdirektors Julius Schulz war einfach als Sängerin prädestiniert. Die Zeitungen berichteten kontinuierlich von ihren großen künstlerischen Erfolgen in Czernowitz, Laibach, Wien oder im weiten Russland. Eine der ersten Komponistinnen Europas, die Komtesse Dora Pejacsevich, entwuchs ebenfalls dem slawonischen Boden. Obwohl die Widerstände gegen die künstlerisch tätigen Frauen damals stark waren, gelangten einige ihrer spätromantischen Kompositionen doch zur Aufführung. Der berühmte tschechische Geigenvirtuose Jaroslav Kocian spielte z. B. ihre Menuette 1904 in Agram, Essek und Budapest.

Zweifellos genoss das Musiktheater in Essek den Vorrang. Das bedeutet keineswegs, der Hang zum Drama wäre ganz eingeschlafen. Wohl der bekannteste deutsch schreibende Schriftsteller aus Slavonien, Roda Roda, bekam hier die sein ganzes Leben prägenden Eindrücke vom Theater. Sein Erstlingsdrama *Dana Petrowitsch*, aus den Nöten einer stürmischen Liebe zur Schauspielerin Adele Sandrock entstanden, fand 1903 auf Esseker Bühne seine Aufführung, selbstverständlich unter der Mitwirkung des Autors. Die eindeutige Vorliebe der Spießler genossen die Rühr- und Salonstücke, so dass auch dieses Genre nicht vernachlässigt wurde. Frau Irene Kraus-Grünwald, die Gattin des Großindustriellen Max Kraus, die in ihr gesichertes Dasein durchs Schreiben einen Hauch Abenteuer einzubringen versuchte, verfasste mehrere Dramolette, die sowohl in ihrem geliebten Kurort Marienbad, als auch in der Vaterstadt aufgeführt wurden. 1905 siedelte sich in der Stadt der Herr Artillerieingenieur Bleyer-Grohman an, der schon seit Jahren schriftstellerisch tätig war und eine große Anzahl von Bauern- und Zauberstücken, Kinderspielen, Volksstücken mit und ohne Gesang und Märchenspiele mit Gesang und Tanz auf dem Gewissen hatte. Er überforderte die Bühne mit einer Rekordzahl an Uraufführungen, und das Offizierskorps verpflichtete sich, diesen vollzählig beizuwohnen.

Alle angeführten Beispiele für die Kunst aus der Heimat tragen deutsche Prägung. Im Gemeinderat wurden aber richtige Wortgefechte ausgetragen, als es galt, die Genehmigungen oder Subventionen für die Auftritte heimischer Künstler zu erteilen. Die große Überzahl der dort vertretenen Donauschwaben wollte gern die Stadt als „Frankfurt an der Drau“ präsentieren, nach 1900 verlor diese Forderung jedoch ihre Berechtigung.

Die kroatisch-serbische Opposition setzte endlich ihren Vorschlag durch, die Theatersaison in eine deutsche und eine kroatische Hälfte zu teilen. Es verging kein Jahr mehr ohne Gastspiele aus Agram und Neusatz, die schon seit 1860 nationale Ensembles unterhielten. Es gereicht den deutschsprachigen Zeitungen zur Ehre, dass sie diese Aufführungen in der Landessprache mit gleicher Sorgfalt verfolgt haben. In ausführlichen Berichten zögerten sie nicht, die begeisterte Stimmung und die nationale Ikonographie bei Empfängen und Verabschiedung von Gästen zu schildern. Das nahende Ende des Habsburgerreiches kündigte sich im gesteigerten Interesse für die slawische Sprache und Kultur an. *Die Drau* verzeichnete so im Juli 1904 ein Gastspiel des Belgrader Hoftheaters, mit der Bemerkung, dass die Darsteller für ihre „wirklich guten Leistungen stürmischen Applaus“ ernteten. Ein andermal wurde das Laibacher Theater angemeldet und den „slowenischen Brüdern“ beteuert, in Essek mit einem vollen Haus rechnen zu dürfen. Man bedauerte nachher, „die Bekanntschaft schon lange vorher nicht gemacht zu haben, denn unsere slowenischen Gäste sind durchwegs Künstler ersten Ranges, die ohne Scheu den Wettkampf mit ihren deutschen Kollegen aufnehmen dürfen“⁷⁶. Zwei Jahre später folgte auch das Laibacher Opernensemble. Die Gäste führten unter anderem die kroatische, sehr patriotisch intonierte Oper *Zrinyi* aus und ernteten lebhaftere Ovationen.

Im Unterschied zu den Stadtvätern sympathisierten die Esseker Theaterreferenten, obwohl deutscher Abstammung, offensichtlich mit dem Durchbruch des kroatischen Theaters. Diese lokalpatriotische Gesinnung wurde schon im Jahre 1897 angedeutet:

Dem Abbröckelungsprozesse des im Absterben befindlichen Deutschtums kann heute niemand mehr mit Erfolg entgegenreten. Unsere Kinder wachsen heran, eine neue Generation, die die alte nicht mehr versteht. Die nationale Selbständigkeit erfordert Opfer, die wir alle, die Älteren mit einem gewissen Fatalismus so gern bringen.⁷⁷

Dieser Bericht, obwohl bewusst knapp gehalten, enthält eine Fülle von Anschauungsmaterial, wie ergiebig und vielfältig die regionalen Zeitungen für die Erforschung von deutschen Wanderbühnen sein können. Das Theater war zur Zeit der Jahrhundertwende eines der wenigen, wenn nicht das einzige Medium des kulturellen Lebens in der Provinz. So ist es

⁷⁶ *Die Drau*, 1905, Nr. 51

⁷⁷ *Die Drau*, 1897, Nr. 66

begreiflich, dass die Zeitungen den Ereignissen auf der Bühne so viel Bedeutung beigemessen haben. In der Zeit um 1870, als die Esseker Bühne zu den „Provinzbühnen ersten Ranges“ gehörte, wurde fast ein Drittel des Zeitungsinhalts für die Theaterberichte freigehalten. Von unbedeutenden Pikanterien des alltäglichen Theaterbetriebs bis zu den Skandalen, die weitreichende politische und internationale Auswirkungen hatten, wurde alles, was mit Theater im Zusammenhang stand, zur willkommenen Meldung und Neuigkeit. Beispiel eins: „Die Dienstmagd Katharina Varga scheint offenbar eine große Theaterfreundin zu sein, denn trotzdem sie kein Geld hatte, war sie Sonntag auf der Gallerie und zwar ohne Billet anzutreffen, weshalb sie sich wegen Betrugs vor dem Bezirksgerichte zu verantworten haben wird“⁷⁸. Beispiel zwei: Nur einmal in seiner Theatergeschichte wurde Essek in ganz Mitteleuropa berühmt bzw. berüchtigt. Anfang August 1895 wurde die ungarische Bühne aus Veszprem zu einem längeren Gastspiel eingeladen. Der ungarnfreundliche Magistrat nutzte die Gelegenheit zu einer großen Kundgebung über die politische und kulturelle Abhängigkeit Kroatiens von der Stephanskronen. Die akademische Jugend Esseks, die sonst in Agram studiert und ihr kroatisches Bewusstsein gestärkt hatte und nun die Sommerferien zu Hause verbrachte, ließ sich das nicht gefallen. Die Akademiker wurden von der Arbeiterjugend, aber auch von den Sprösslingen aus gutbürgerlichen Häusern unterstützt und das führte zu echten Demonstrationen. Gegen die ungarische Truppe und gegen das ältere ungarntreue Publikum flogen bald faule Eier und Tomaten. Am ersten Abend musste die Polizei einschreiten, am zweiten das bewaffnete Militär, am dritten aber packten die Künstler ihre Koffer und verließen schleunigst die Stadt. Die oppositionelle Presse in Agram jubelte wegen der „patriotischen Haltung der endlich erwachten Essker Jugend“⁷⁹, während sich die gesamte deutschsprachige mitteleuropäische Presse, angeführt von *Pester Lloyd*, über das „wüste Geschrei“ und „böses Blut“ entrüstete. Wie dem auch sei, der Esseker Theaterskandal war ein Fanal für eine breite Volksbewegung, die im Sturz des verhassten Banus Khuen Hedervary ihren Gipfel erreichte. So machte einmal die Theatergeschichte ausnahmsweise die politische Geschichte mit.

Die Regionalzeitungen Mitteleuropas waren miteinander verbunden und tauschten gern Informationen aus. So konnte man in Essek über

⁷⁸ „Eine Liebhaberin des Theaters“, *Die Drau*, 1901, Nr. 117

⁷⁹ *Obzor*, Zagreb 1895, Nr. 178

einen anderen Theaterskandal in Klausenburg lesen, von dem Bankrott einer deutschen Wandertruppe in Böhmen erfahren, sich über das plötzliche Verschwinden des Neusatzer Theaterdirektors amüsieren, über das Repertoire der benachbarten deutschen Bühnen in Ungarn und Bosnien unterrichtet sein, in alle Einzelheiten in der Wirkung des nationalen Theaters in Agram eingeweiht sein. Heute ist das nicht mehr der Fall, weder in Osijek noch in den anderen mitteleuropäischen Städten. Trotz dieser Wichtigkeit der Zeitung hatten es die damaligen Journalisten nicht leicht. Sie waren ständigen Schikanen der Zeitungsredakteure, der politischen Parteien und der Lokalbehörden ausgesetzt. Viele Artikel waren zensuriert oder wurden beschlagnahmt. Der Esseker Theaterreferent Max Kohn wirkte ununterbrochen unter der Lupe der Zensur, wurde wiederholt polizeilich verhört, sowohl in Esseke als auch in Agram und musste sogar mehrmonatige Gefängnisstrafen über sich ergehen lassen. Kein Wunder also, dass sein Kollege Victor Stein in der harmlosen Form eines Märchens darüber geschrieben hat. Dieses ist außerdem in das Himmelsreich versetzt. Der Liebe Herrgott verschickt kleine Kinder in die Welt und bestimmt dabei ihr Schicksal. Den allerletzten Jungen bestimmt er zum Journalisten. Der dabeistehende heilige Aloisius kann sich des Kommentars nicht enthalten: „Dem hätte ich ein besseres Schicksal vergönnt“⁸⁰.

⁸⁰ Victor Stein: „Gehet hin in die Welt und Euer Schicksal erfülle sich!“, *Die Frau*, 1902, Nr. 47

Literatur

1. Dr. Josip Bösendorfer: *Povijest tipografije u Osijeku (Die Geschichte der Typographie in Osijek)*, Zagreb 1939

Eine prägnante und exakte Arbeit eines bekannten Historikers. Ein Reichtum an Angaben zu Redakteuren, Eigentümern und Verlegern. Zuverlässige Daten.

2. Vlado Obad: *Roda Roda und die deutschsprachige Literatur aus Slavonien*, Böhlau Verlag, Wien 1996, das Kapitel „Deutschsprachiges Zeitungswesen“, S. 23–60

Der erste Versuch, die Bedeutung von deutschsprachigen Zeitungen für die Herausbildung einer Kulturszene in Essek einzuschätzen. Im Mittelpunkt der Darstellung: Literarische Beiträge und Aufsätze zum Theater.

3. Marina Fruk: *Njemačko novinstvo u Osijeku (Deutsche Zeitungen aus Osijek)*, in VDG Jahrbuch, Osijek 1997

Ein kurzer Überblick, in drei Perioden aufgeteilt: von 1848 bis 1918, von 1918 bis 1941, von 1941 bis 1945. S. 29–34

4. Marina Vinaj: *Novine na njemačkom jeziku tiskane u Osijeku do početka Drugog svjetskog rata (Osijeker deutschsprachige Zeitungen bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges)*, in VDG Jahrbuch, Osijek 2002

Die Sicht eines Archivars. Der Bezug zur kroatischen Presse.

Czernowitz – Das Werden einer Kulturmetropole Soziokulturelle Skizzen aus der deutschsprachigen Czernowitzer Presse vor 1914

SERGIJ OSATSCHUK (Ukraine)

„Die großen Wiener Blätter können ein Landorgan nicht ersetzen ...“
(Bukowiner Rundschau, 13. April 1882)

„Czernowitz, es ist eine Lust in dir zu leben ...“
(Bukowiner Lloyd, 25. April 1905)

Die Rezeption von Czernowitz in der heutigen Publizistik und öffentlichen Meinung ist von einer bitteren Wahrnehmung ihres Schicksals geprägt: Czernowitz als Triumph der liberalen habsburgischen Gestaltungskraft des 19. Jh.s am Ostrand der Monarchie, aber mehr noch als ein Trauma der gewaltbelasteten europäischen Geschichte des 20. Jh.s Daher ist alles, was über das damalige und heutige Czernowitz berichtet und geschrieben wird, *volens nolens* von diesen Aspekten umgeben wie von einem unsichtbaren Rahmen. *A priori* geht man davon aus, dass Czernowitz um die vorletzte Jahrhundertwende zu einer Kulturmetropole dieses südosteuropäischen Dreiländerecks geworden ist und betrachtet seine einzigartigen soziokulturellen und national-konfessionellen Verhältnisse nach den schrecklichen Vernichtungen der europäischen Diktaturen des 20. Jh.s als die Krönung des beinahe verloren gegangenen Kulturerbes dieser Stadt.

Betreibt man wissenschaftliche Forschung in den zeitgenössischen Quellen des 19. Jh.s, blättert man in den zahlreichen Czernowitzer Presseorganen, so muss man sich von diesem Wissensstand befreien, um nicht in jedem Aufsatz, Bericht oder Feuilleton die Bestätigung oder Erfüllung des heute kultivierten Bildes der glorreichen, goldenen Zeiten zu suchen (wie umgekehrt die sowjetischen Historiker noch vor Kurzem bemüht waren, die Selektion der Quellen im Sinne des Sozial- und Klassenkampfes vorzunehmen) und sich vielmehr anhand der vorhandenen Materialien zur Lebensweise und den Problemstellungen von Czernowitz und seinen Bürgern des 19. Jh.s führen lassen. Der wichtigste Unterschied der heutigen Betrachtungsweise im Vergleich zur Sicht des 19. Jh.s besteht darin, dass man heute vielmehr einem Nachtrauern des Verlore-

nen zuneigt, während damals jeder Blick, jede Bestrebung zukunftsorientiert war. Das Czernowitzer Bürgertum war sich seiner schöpferischen Mission bewusst; die heutige Czernowitzer Gesellschaft hingegen lebt und wirkt größtenteils gezwungenermaßen in dieser Stadt und kann keine Bestrebung zur innovativen Modernisierung ihrer Heimatstadt in den verschiedenen Lebensbereichen vorweisen. Umso wichtiger ist es, sich ein Stimmungsbild vom Czernowitz der österreichischen Ära zu verschaffen, um die Dynamik der Eigenentwicklung von heute daran zu messen und daraus einiges zu lernen – was auch bedeutet, Fehler zu vermeiden.

Der Czernowitzer Literaturwissenschaftler Peter Rychlo bezeichnet die rasante Entwicklung der Bukowina am Ende des zweiten Jahrtausends als „Ball des nomadisierenden Glücks“, eine barocke Metapher, die als Symbol für einen kaleidoskopischen Schicksalswandel steht. In der Periode zwischen dem Ausgang des 18. und dem Beginn des 20. Jh.s, also während der Zugehörigkeit zum habsburgischen Reich, war das Schicksal des Landes von positiven Veränderungen in allen Gebieten gekennzeichnet. Die komplizierte historische Entwicklung der Bukowina bewirkte die Herausbildung einer multiethnischen und multikonfessionellen Bevölkerungsstruktur. Diese war ein Konglomerat, wobei jede nationale Gruppe ihre nationalen Besonderheiten bewahrte und ihre geistige und materielle Kultur entwickelte. Die Heterogenität dieser bukowinischen Kultur würde wohl kein so großes Interesse hervorrufen, wäre sie nicht durch eine Integrationsidee, durch eine stetige Tendenz hin zu gemeinsamen Berührungspunkten, durch die Übernahme anderer Elemente gekennzeichnet. Dieser Integrationsprozess der „nationalen“ Mikrostrukturen unterschied sich wesentlich von der sowjetischen Doktrin der gegenseitigen Bereicherung und des Einflusses der nationalen Kulturen, da er niemals demagogisch deklariert und von oben aufgezwungen wurde.⁸¹ Otto von Habsburg hat Czernowitz treffend als Synthese zwischen nationalem Verständnis und einer höheren europäischen Einstellung bezeichnet.⁸²

Czernowitz gilt als besonders, es war ein Ort der Völkerbegegnung. Vielfalt auf kleinstem Raum, Einheit aus der Fülle. Etwa ein Dutzend Nationen lebten hier zusammen, keine groß und stark genug, die andere zu beherrschen und

⁸¹ Rychlo P., „My byly rozmajittiam u jednosti ...“. In: *Vikno u svit*, Nr.2, 2000, S.158

⁸² Otto v. Habsburg, Czernowitz, oder was ist die Toleranz? In: *Czernowitz. Eine Stadt im Wandel der Zeit*, Hg. v. I. Bornemann, P. Tiefenthaler, R. Wagner, München 1988, S.6

folglich friedlich. Czernowitz – ein beispielhafter Zufall der Geschichte. Dieser periphere Ort zwang zur Koexistenz und schuf damit eine Atmosphäre der Toleranz und der Kreativität. Czernowitz war keine deutsche Stadt, so wie sie keine jüdische und keine rumänische war, auch keine ruthenische oder polnische. Sie hatte von allem, und das machte sie besonders. Am ehesten trifft noch der Sammelbegriff „österreichisch“ zu, denn er subsumiert diese Vielfalt. Der österreichische Gedanke vom völkerreichen Donaustaat – hier hatte er sein erfolgreiches Praktikum.“⁸³ „Die Bukowina, dieses Österreich im Kleinen, die bald so viele Sprachen als Bezirke zählt, dieses Land, in welchem Deutsche, Rumänen, Ruthenen, Polen, Ungarn durch ein Jahrhundert friedlich nebeneinander beigestanden haben, dieses Buchenland, das von Österreich geschaffen, geschützt und gefördert und durch die Mühe der deutschen Arbeit und das Medium der deutschen Sprache der Civilisation Europas zugeführt wurde“⁸⁴, schrieben 1888 die „Bukowiner Nachrichten“.

Seit Karl Emil Franzos' heftig bekämpfter Definition von Czernowitz als blühender Insel der Kultur in „Halb-Asien“, gehen die Darstellungen des „jüdischen“ Czernowitz mit dem „deutschen“ Czernowitz Hand in Hand. Zweifellos findet man im assimilierten jüdischen Milieu dieser Stadt jene charakteristische Mischung aus jüdischer Identität und deutschem Bildungsideal, die typisch ist für weite Bereiche gerade des jüdischen Österreichs der Monarchie. Der soziokulturelle Wandel des Czernowitzer Raums ab 1848 beschleunigte eine Entwicklung, die zu einer weitgehenden Identität zwischen jüdischem Bürgertum und liberal-zentralistischer „Verfassungspartei“ führte, welche im ethnischen Spannungsfeld zwischen Rumänen und Ruthenen/Ukrainern zunehmend als Vermittler auftreten konnte. „Die deutsch-jüdische Kultursymbiose schien niemals und nirgends vollkommener zu sein!“⁸⁵ Der soziale Aufstieg ging bei vielen Juden mit zunehmender Orientierung an der deutsch-österreichischen Kultur einher, welche die Beamten, Lehrer und Offiziere aus allen Teilen der Monarchie vertraten. Im städtischen Mittelstand dominierte um die Jahrhundertwende eine Identitätsbestimmung außerhalb des Nationalen: wichtige Bezugspunkte waren das Kronland und die Dynastie.⁸⁶

⁸³ Lang R., Czernowitzer Augenblicke. In: Sergij Osatschuk, Czernowitz. Jubiläumsband, Czernowitz, 2007, S.6

⁸⁴ Die Staatssprache und die Bukowina. In: Bukowiner Nachrichten, 3. Juni 1888

⁸⁵ Binder D. A., Mythos Czernowitz, http://www.inst.at/16Nr/06_2/binder16.htm

⁸⁶ Hausleitner M., Die Rumänisierung der Bukowina. Die Durchsetzung des nationalstaatlichen Anspruchs Großrumäniens 1918-1944, München 2001, S.74

Die in Czernowitz erschienenen deutschsprachigen Periodika ermöglichen uns den Einblick in die kulturellen und soziopolitischen Strömungen des Czernowitzer Bürgertums von den 1870er Jahren bis zum Ersten Weltkrieg, also im Zeitraum der intensivsten urbanen, kulturellen und politischen Prozesse der Herausbildung eines „Bildungs- und Verwaltungszentrums von überregionalem Rang mit interethnischen Verflechtungen und transnationalen Wechselwirkungen“⁸⁷. Es ist erstaunlich, in welcher kurzer Zeit sich die Bukowina – und allem voran ihre Hauptstadt Czernowitz – zu weit mehr als nur einem regionalen Einflussfaktor vorarbeitete. Der Gewinn durch die 1848 neu geschaffene, geographisch-administrative Ordnung war beträchtlich. Aus einem peripheren, gegenüber den galizischen Städten zweitrangigen Provinznest wird Czernowitz zum dominanten städtischen Zentrum einer vorwiegend ländlichen Region. Eine enorme wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung setzte in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s ein, als die Bukowina zu einem selbstständigen Kronland der Monarchie mit eigener Verwaltung, eigenem Landtag und sogar eigener Universität emporstieg – der Alma Mater Francisco Josephina. Gleichzeitig bot sich auch hier das für die österreichische Doppelmonarchie charakteristische Bild einer in sich sozial stark differenzierten Gesellschaft. Die Ausbreitung der urbanen Czernowitzer Kultur, vom industriellen Fortschritt und der für den Außenhandel vorteilhaften Lage der Stadt begünstigt, wurde von den sozialen Schichten vorangetrieben, deren ökonomische Existenz unmittelbar von der Modernisierung (im Sinne einer infrastrukturellen und architektonischen Auffächerung) der neuen Provinzhauptstadt abhing.⁸⁸

Seit Mitte des 19. Jh.s setzte sich in der Bukowina die auf Emanzipation und moderne europäische Bildung drängende Aufklärung unter den bürgerlichen Schichten aller Volksgruppen des Landes durch. Als Folge dieses Prozesses entfaltete sich seit den 60er Jahren des 19. Jh.s das bunte kulturelle, wirtschaftliche und politische Leben. Die nötigen Fachleute holte man sich ohne Rücksicht auf Nationalität oder Konfession dort, wo sie zu finden waren. Ausschlaggebend war der Fortschritt, nicht die nationale Zugehörigkeit. Der kulturelle Fortschritt drückte sich nicht nur im

⁸⁷ Kotzian O., Die Bedeutung der Universität für den „Mythos Czernowitz“. In: Glanz und Elend der Peripherie. 120 Jahre Universität Czernowitz, Hg. Ilona Slawinski und Joseph P. Strelka, Bern 1998, S.22

⁸⁸ Corbea-Hoisie A., Czernowitzer Geschichten. Über eine städtische Kultur in Mitteleuropa. Wien 2003, S.33

Stadtbild von Czernowitz aus, sondern auch im Schulwesen, wo die Grundlagen für die gesellschaftliche und nationale Formierung der Bukowiner Ethnien gelegt wurden. In der zweiten Hälfte des 19. Jh.s lag der Akzent vor allem auf gemischtsprachigen Volksschulen, in denen bis zu vier verschiedene Sprachen unterrichtet wurden: Deutsch, Rumänisch, Ukrainisch und Polnisch. Im Schuljahr 1869/70 gab es in der Bukowina 133 öffentliche Volksschulen, davon 12 mit deutschem, 13 mit ukrainischem, aber 108 mit gemischtsprachigem Unterricht. Dies förderte das Zusammenleben der verschiedenen Volksgruppen, denn mit der Sprache des Nachbarn lernte man diesen verstehen, achten und schätzen.

Dies alles trug dazu bei, dass sich in der Bukowina im dritten Viertel des 19. Jh.s eine gut organisierte und funktionierende Interessengemeinschaft bildete. Durch die Universitätsgründung wurde die Landeshauptstadt auf ein höheres kulturelles Niveau gehoben, denn sie erlebte eine neue Zuwanderungswelle von Wissenschaftlern und Professoren aus anderen Teilen der Monarchie und von Studenten aus dem In- und Ausland. Diese „akademische Zuwanderung“ hat zur Aktivierung des kulturellen und wirtschaftlichen Lebens wesentlich beigetragen. Ein reger Informationsaustausch bewirkte eine starke Hinwendung der Czernowitzer Intellektuellen in erster Linie nach Wien: „... Wien ist und bleibt doch das Strebeziel vieler Wünsche von nah und fern“, schreibt 1844 der Czernowitzer Korrespondent des Wiener „Humoristen“, wobei er nicht ohne Ironie die Stadt „Klein Wien“ und die Bukowiner „Buko-Wiener“ nennt⁸⁹.

Die Modernisierung der Czernowitzer Gesellschaft fand ihren Ausdruck auch in der Gründung und Tätigkeit zahlreicher kultureller Vereine. Das regste Kulturleben herrschte in dem um 1862 gegründeten „Verein zur Förderung der Tonkunst in der Bukowina“. Die Musikvereine verschiedener nationaler Schattierungen waren in den 60er und 70er Jahren des 19. Jh.s jene Kraft, die den nationalen Geist und die wohlwollenden inter-nationalen Beziehungen hervorbrachte. Besonders die traditionellen bürgerlichen Gruppierungen waren in den Vereinen stark vertreten. Die aktive Teilnahme erstreckte sich auf Wohltätigkeit, Bildung der internen Öffentlichkeit, Musik-, Kunst- und Wissenschaftskritik sowie Auseinandersetzung mit gewerblichen Themen und führte im informellen Rahmen nicht nur zur Erörterung politischer und nationaler Fra-

⁸⁹ Corbea-Hoisie A., Czernowitzer Geschichten. S.22

gen, sondern ermöglichte auch im Rahmen der Bukowiner „Vereinsmeierei“ allen Mitgliedern die Integration in das Netzwerk der sogenannten „guten Gesellschaft“. Und diese existierte sozusagen parallel zu den nationalen Gruppen, wobei eine gleichzeitige Mitgliedschaft bzw. Zugehörigkeit zu mehreren Gruppen keine Seltenheit gewesen sein dürfte.

Das Bewusstsein, zu einer kulturellen Gemeinschaft zu gehören, bewirkte und erleichterte die gegenseitige Durchlässigkeit der Gruppen für das Individuum, denn die Aufnahme in sprachverschiedene Gruppen beinhaltete keine grundlegende Neuorientierung und hatte auch keine wesentlichen Konsequenzen für die vertikalen Bewegungen in der sozialen Hierarchie (anders als z. B. in Schlesien, wo sozialer Aufstieg die Aufnahme in die deutsche Gruppe implizierte).⁹⁰ Es lässt sich beobachten, dass im Czernowitz der letzten Jahrzehnte des 19. Jh.s die Entstehungsbedingungen eines „homo austriacus“, eines habsburgischen Bürger-Ideals, wesentlich günstiger als in anderen Provinzen waren, da die völkisch gemischte und übernationale liberale Czernowitzer Kultur deutscher Sprache imstande war, sich gegenüber den verschiedenen nationalistischen Impulsen selbst zu rechtfertigen: „... der kurze deutsche Rock wird wohl auch fürderhin ... das Kleid der gebildeten Bukowinaer aller Confessionen, Nationalitäten, Stände und Classen bleiben, während hinter jedem solchen Kleide ein braves bedingungslos österreichisches Herz, ein echtes Bukowiner Herz zu finden ist.“⁹¹

Die Vielfalt der Nationen und Konfessionen spiegelte sich natürlicherweise im gesamten öffentlichen Leben und hauptsächlich in der Landeshauptstadt Czernowitz wieder und fand in den zahlreichen national und konfessionell gegliederten politischen, kulturellen und kirchlichen Vereinen ihren sichtbaren Ausdruck – Bestrebungen, die aber erst nach der Revolution von 1848 ihren Anfang nahmen. So ist es nicht verwunderlich, dass mit der Zeit auch ein vielgestaltiges Pressewesen entstand, das in den letzten Jahrzehnten des 19. Jh.s die Bukowina – im Verhältnis zu ihrer Bevölkerungszahl – zu der am breitesten gegliederten Presselandschaft im Südosten Europas machte, wobei die deutschsprachige Presse das Übergewicht hatte. Diese Tatsache ist um so erstaunlicher, als Czernowitz etwa 800 km vom geschlossenen deutschen Sprach-

⁹⁰ Feleszko K., Die einstige Bukowina – eine Kulturgemeinschaft. Gedanken über die Folgen der Verwendung „fremder“ Sprachen. In: Südostdeutsches Archiv, Bd. XL/XLI, 1997/98, S.179

⁹¹ Czernowitzer Rundschau. In: Bukowiner Rundschau, 2. September 1883

gebiet entfernt lag und der deutsche Bevölkerungsanteil landesweit nur neun Prozent betrug.

Zweifellos stand im öffentlichen Leben und in den Schulen der Bukowina die deutsche Sprache im Vordergrund. In einer multiethnischen Gesellschaft wie jener der Bukowina – welche gleichzeitig eine mehrsprachige war –, stellte der leichte Zugang zur privilegierten Sprache an sich ein Privileg dar. Und Deutsch hatte in der Bukowina einen allgemein anerkannten Rang. Die Erwartung sozialen und ökonomischen Aufstiegs war, nach Gerald Stourz, die am stärksten motivierende und mobilisierende Kraft der Assimilation ethnischer und sprachlicher Gruppen. Das lässt sich am besten am Beispiel der jüdischen Volksgruppe mit ihrer barrierefreien Annäherung an die deutsch-österreichische Kultur bis in die 80er Jahre des 19. Jh.s bestätigen.

Die Deutschen haben in dem polyglotten Lande der deutschen Sprache jene Bedeutung zu geben gewußt, die jedermann nicht bloß als Mittel des Verkehrs, sondern auch als Vorstufe seiner allgemeinen Bildung anerkennen mußte. Das sind die Errungenschaften, die sich um so wertvoller gestalten, als die Bukowina einen der entferntesten Posten des deutschredenden Teiles der Monarchie und eine deutsche Sprachinsel bildet⁹²,

schrrieb die „Bukowiner Rundschau“.

Die deutsch-österreichische Kulturarbeit in der Bukowina hätte nie das Niveau erreicht, welches sie am Ende des 19. Jh.s auszeichnete, wenn sie von der jüdischen Gemeinde nicht aktiv unterstützt worden wäre. Einen sehr stark fühlbaren Einfluss auf das ganze kulturelle Leben des Landes übte auch die im Jahre 1875 in Czernowitz errichtete deutsche Franz-Josephs-Universität aus. Otfried Kotzian schreibt: „... die Universität Czernowitz stellte den Kristallisationspunkt in der gesamten Bukowina dar, denn hier wurden die künftigen Eliten ausgebildet“⁹³. Die Verbürgerlichung der Massen fand vor allem durch die Bildung statt. Daraus ergab sich, dass Deutsch nicht nur in den Bukowiner Städten zur allgemeinen Umgangssprache wurde, sondern dass auch viele nichtdeutsche Intellektuelle auf dem Lande sich dieser Sprache im Kreise ihrer Familie bedienten. Infolgedessen bevorzugte auch der größte Teil der Zeitungsleser ein in deutscher Sprache abgefasstes Blatt, und die deutschsprachige

⁹² Unser Deutschtum. In: Bukowiner Rundschau, 26. April 1883.

⁹³ Kotzian O., Die Bedeutung, S.22.

Tages- und Wochenpresse hatte auf diese Weise überaus große Entwicklungsmöglichkeiten.

Schon vom Beginn des 19. Jh.s sind zwei gescheiterte Versuche überliefert, eine Bukowiner Zeitung in moldauischer bzw. in rumänischer Sprache zu machen⁹⁴. Die Bukowina blieb weiterhin durch Jahrzehnte ohne eigenes Presseorgan. Die wenigen Intellektuellen, die das Bedürfnis nach Information aus einer Zeitung empfanden, waren genötigt, aus der Hauptstadt Galiziens die „Lemberger Zeitung“ oder das „Sonntagsblatt“ zu beziehen. Eine Journalistik im wahren Sinne des Wortes war in Czernowitz nicht vorhanden, denn es hatte jeder Versuch gefehlt, allfällige Kräfte in einem einheimischen Unternehmen zu bündeln. Dass solche Kräfte vorhanden waren, beweisen etliche auswärtige Zeitungen, die Korrespondenzen und Berichte aus Czernowitz und dem Lande brachten. Zu den am meisten gelesenen Blättern, die man an öffentlichen Orten aufliegen fand, zählten die „Kaiserliche Wiener Zeitung“, die „Ost-Deutsche Post“, die „Augsburger Allgemeine Zeitung“, die „Bohemia“, Saphirs „Humorist“, Bäuries „Theaterzeitung“ u. a. Auf die Namen der Verfasser musste verzichtet werden, da es damals Mode war, unter dem Visier der Anonymität zur Welt zu sprechen. Doch bekannt als Einsender von Lokalberichten waren Johann Capistran Klemsch, k.k. Professor am hiesigen Gymnasium, Dr. Johann Czermak, ein gelehrter Tscheche oder Josef Kulczycki, ein virtuoser Geigenspieler und Musiklehrer. Am bekanntesten war der Privatier Leon Gerbel, ein talentierter Humorist im Sinne Moritz Gottlieb Saphirs, der sich in allen Kreisen der Stadt geltend zu machen wusste und überall ein großes Wort führte. Seine Aufsätze bestanden in gleichnishaften Aphorismen und launigen „Gedankenspänen“, die er gewöhnlich mit dem Namen Leon Leberg unterzeichnete.⁹⁵

Erst das am 16. Oktober 1848 in Czernowitz gegründete rumänische Wochenblatt „Bucovina“ erhielt eine deutsche Übersetzung des Nachrichtenteils, musste aber bereits am 2. Oktober 1850 aus finanziellen Gründen sein Erscheinen einstellen. Der nächsten Zeitungsgründung sollte eine längere Lebensdauer beschieden sein. Professor Ernst Rudolf Neubauer, ein gebürtiger Südmährer, der seit 1851 am Czernowitzer

⁹⁴ In den Jahren 1803 (der Antrag zur Gründung einer moldauischsprachigen Zeitung wurde abgelehnt) und 1820 ist ein einziges Heft der Zeitschrift „Chrestomaticul românescu“ erschienen.

⁹⁵ Staufe-Siemiginowicz L.A., Erinnerungen aus dem älteren Czernowitz. In: Bukowiner Nachrichten, 1. Nov. 1896, S.3

Gymnasium lehrte, gab am 6. Jänner 1862 erstmals die Landes- und Amtszeitung „Bukowina“ in deutscher Sprache heraus.⁹⁶ Neubauers Zeitung förderte die Entwicklung der Bukowiner Literatur, regte zahlreiche öffentliche Diskussionen an und hat sich mit Recht den Ehrentitel eines Pioniers des Bukowiner Pressewesens erworben. Neubauer selbst war kein Anfänger auf diesem Gebiet, er besaß reiche Erfahrung, denn schon 1848 hatte er das radikale Kampfblatt „Der freie Wiener“ herausgegeben und 1847 bis 1850 wirkte er als Redaktionssekretär bei der „Wiener Zeitung“. In der ersten deutschsprachigen Zeitung der Bukowina führte er anfangs alle Redaktionsgeschäfte selbst, musste aber später auch einige Mitarbeiter heranziehen. Besonders gerne betraute er seine Schüler aus den höheren Gymnasialklassen mit Redaktionsarbeit, so auch Karl Emil Franzos, den später bekannten Schriftsteller, der in der „Bukowina“ seine ersten Gedichte veröffentlichte. Um auch die Angehörigen der anderen Bukowiner Nationen für sein Blatt zu interessieren, brachte der Herausgeber zahlreiche Übersetzungen aus der rumänischen und ruthenischen Literatur und förderte junge dichterische Talente – Deutsche, Rumänen, Ruthenen, denen er die Spalten der „Bukowina“ zur Verfügung stellte. Darunter waren Jurij Fedjkowycz, Sydir Worobkewycz, Theodor v. Lupul u. a.⁹⁷

An Stelle der in Schulden versunkenen „Bukowina“⁹⁸ erschien mit Beginn des Jahres 1868 sechsmal wöchentlich die amtliche „Czernowitzer Zeitung“, die ab 1878 mehr als drei Jahrzehnte hindurch unter der Leitung des Landesrates Anton Zachar stand. Mit ihr begann eine neue Epoche der Bukowiner Journalistik, die man ihre Blütezeit nennen kann. Sie erreichte in den folgenden Jahrzehnten einen derartigen Umfang und eine solche Bedeutung, dass der Zeitungshistoriker Ernst Victor Zenker mit Recht die Behauptung aufstellen konnte: „Czernowitz erscheint dadurch als der vorgeschobenste östliche Posten eines compacten deutschen Zeitungswesens überhaupt“.⁹⁹

Neben zahlreichen kurzlebigen Zeitungen und Zeitschriften der 70er und 80er Jahre des 19. Jh.s gab es außer der „Czernowitzer Zeitung“ noch zwei weitere Tagblätter, denen ein längerer Bestand beschieden war und die im Bukowiner politischen und kulturellen Leben auch über die Jahr-

⁹⁶ Prokopowitsch E. Die Entwicklung des Pressewesens in der Bukowina, Wien 1962, S.10

⁹⁷ Ebenda, S.11

⁹⁸ Vgl.: Nibio A., Die erste deutsche Zeitung in der Bukowina, Czernowitz 1930

⁹⁹ Zenker E. V., Geschichte der Journalistik in Österreich, Wien 1900, S. 82

hundertwende hinaus eine große Rolle spielten: Die „Bukowiner Rundschau“ (gegründet 1882) und die „Bukowiner Nachrichten“ (gegründet 1888). Anfangs beide Organe der im Lande tonangebenden deutsch-liberalen Partei, entwickelten sie sich später in verschiedene Richtungen: Während die „Bukowiner Rundschau“ ihre politische Stellung stets beibehielt und vor allem als Sprachrohr der liberalen Judenschaft auftrat, erfolgte bei den „Bukowiner Nachrichten“ ab 1897 eine weitgehende Haltungsänderung: sie wurde schließlich zum Presseorgan der deutsch-nationalen Landespolitik. „Die großen Wiener Blätter können ein Landorgan nicht ersetzen, weil sie die Tagesfragen von einem zu allgemeinen Gesichtspunkte aus behandeln, während es doch von Wichtigkeit ist, dass die allgemeinen staatlichen Verhältnisse in ihrer Beziehung zu den eigenartigen Factoren und Zuständen des einzelnen Landes und dass die letzteren auch für sich allein in Betracht gezogen werden“¹⁰⁰, deklarierte die von Hermann Czopp gegründete Tageszeitung „Bukowiner Rundschau“ als Grund ihrer Existenzberechtigung und Beschreibung der eigenen Aufgaben. „Die modernen sozialen und nationalen Zeitströmungen haben es mit sich gebracht, dass es hierzulande, wie überall, auch eine Parteipresse gibt“.¹⁰¹

Im Jahre 1903 kamen zu den oben erwähnten noch zwei deutschsprachige Tageszeitungen hinzu, das „Czernowitzer Tagblatt“ und die „Czernowitzer Allgemeine Zeitung“, die beide in politischer Hinsicht eine unabhängige Haltung einnahmen. Somit besaß Czernowitz vor dem Ersten Weltkrieg fünf Tagesblätter in deutscher Sprache.¹⁰² Auch die christlich-soziale Bewegung, die zu Beginn des 20. Jh.s in den katholischen Kreisen des Bukowiner Deutschtums Fuß fasste, trat mit eigenen Blättern an die Öffentlichkeit, den Wochenzeitungen „Bukowiner Volksblatt“ und „Der Volksfreund“. Aus der Arbeiterbewegung heraus, die bereits um das Jahr 1890 in der Bukowina ihre Ideen verbreiten konnte, erfolgte am 1. Jänner 1897 die Herausgabe einer Parteizeitung, des Wochenblattes „Volkspresse“, und ab 1913 des offiziellen Parteiorgans „Vorwärts“, ebenfalls als Wochenzeitung. Eine sehr interessante Publikation innerhalb der Bukowiner Presse ist die von 1907 bis 1914 von dem rumänischen Landtagsabgeordneten Michael Chisanovici herausgegebene Monatsschrift „Die Wahrheit“. Dieses Blatt, nach dem Vorbilde der

¹⁰⁰ Bukowiner Rundschau, 13. April, 1882

¹⁰¹ Schwarz A., 25 Jahre. Revue eines Journalisten. Czernowitz 1928, S.26

¹⁰² Prokopowitsch E., S. 33

Wiener „Fackel“ von Karl Kraus aufgezogen, wenn auch nicht auf dem gleichen geistigen Niveau wie dieses, prangerte alle Auswüchse im öffentlichen Leben und im Pressewesen der Bukowina an, wirkte also durch seine permanent kritische Stellungnahme wie der Hecht im Karpfenteich.¹⁰³ Mehr als hundert Titel von Zeitungen, Zeitschriften, Mitteilungsblättern und anderer deutschsprachiger Periodika in der Bukowina konnte Erich Prokopowitsch bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges nachweisen, deren geistiger Vater der Zeitungs- und Kulturpionier der Bukowina Ernst Rudolf Neubauer war. Trotz seines unternehmerischen Missgeschicks durfte er in seiner Selbstbiographie mit Stolz von sich behaupten:

Durch die Zeitung hatte ich Gelegenheit, vieles teils zu bewirken, teils zu unterstützen. Die Begründung des Fiakerwesens in Czernowitz, die Entscheidung des Kampfes für die Eisenbahnlinie Lemberg-Czernowitz, die neue, bessere Beleuchtung dieser Stadt, die Einführung der Feuerwehr, die Hebung des Theaterwesens, die Förderung der Interessen des Musikvereins usw. waren sämtlich in erster Linie von der Redaktion der Zeitung „Bukowina“ ausgegangen. Ich bin stolz in diesem Bewußtsein, für dessen Rechtmäßigkeit noch heute die sechs Jahrgänge der „Bukowina“ als Zeugen leben.¹⁰⁴

Im Folgenden wollen wir uns den Zeugen der spannenden kulturhistorischen Entwicklung von Czernowitz und seiner Gesellschaft, den reichen Materialien aus der vielfältigen deutschsprachigen Presselandschaft widmen, um den Zeitgeist der damaligen Epoche verständlicher zu machen. Denn die damaligen Zeitungen können uns am besten die sukzessiven Veränderungen in Wirtschaft und Gesellschaft, die Technisierung und Urbanisierung sowie die Kulturprozesse und Modernisierungs-Impulse erkennen lassen. Andrei Corbea-Hoisie hat in seinem Buch „Czernowitzer Geschichten“ eine sehr anschauliche Fokussierung des Czernowitz-Bildes in Reiseberichten und vor allem in der Wiener Presse der Vormärzperiode unter dem Titel „Czernowitz: der imaginierte ‚Westen im Osten‘“ geboten, wobei er das Werden des Topos Czernowitz aus dem Wiener Blickwinkel schildert, aber auch zur „Untersuchung der anderen Seite der Topos-Medaille – und zu seiner Wirkung auf das öf-

¹⁰³ Prokopowitsch, S. 34

¹⁰⁴ Wagner R., Die Bukowina und ihre Deutschen, Wien 1979, S. 61–62

fentliche Selbstbildnis der Czernowitzer“ im feuilletonistischen Diskurs anregt.¹⁰⁵

Die Zeitung wird in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s zum wichtigsten Bestandteil der sich rasch modernisierenden bürgerlichen Kultur, ihre treibende Kraft und ihr zivilisatorischer Impuls. Die Czernowitzer Zeitungen enthalten eine Fülle von Notizen über die neuen Kommunikationsformen und Aktivitäten und führen Rubriken ein, in denen ein kultivierter Dialog gepflegt wird. Die Stadt spielte eine aktive Rolle in der Ausbildung von Kommunikationsnetzen und war andererseits in vielfältiger Weise von der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Konstruktion des Kommunikationsraumes abhängig, in dem sie agierte. Auf diesem Wege soll die Stadt als Forschungsparadigma für die Untersuchung ausgewiesener gesellschaftlicher Entitäten nutzbar gemacht werden. Als allgemeine Fragestellung treten im Verlauf des historischen Prozesses mit dem Fokus auf die Städte die gesellschaftlichen Fernwirkungen und das Leben der Menschen in immer größeren räumlichen Bezügen hervor. „Die Presse ist das Spiegelbild des öffentlichen Lebens der Stadt und des Landes. Fragt man nach dem Werdegang, der Geschichte, dem Grade der Kultur einer Zeitperiode, so wird in dem Spiegel, der einem entgegengehalten wird, die Presse gewiß das wichtigste Objekt darstellen“¹⁰⁶, schrieb rückblickend auf seine langjährige journalistische Tätigkeit in Czernowitz der Chefredakteur der „Czernowitzer Allgemeinen Zeitung“ Arnold Schwarz.

Das Czernowitzer oder vielmehr das Bukowiner zeitunglesende Publikum ist in Bezug auf die Presse des Landes verwöhnt oder vielmehr verzogen. Man sagt mit Recht, dass jedes Land die Presse habe, die es verdiene. Die Czernowitzer oder vielmehr die Bukowiner verdienen keine andere Presse, als die wässerigen Nachrichtensammlungen, die ihnen hierzulande als öffentliche Meinung vorgesetzt werden. Wenn sich hie und da eines dieser Blätter, die nur auf Abonnentenfang ausgehen, eine Kritik an öffentlichen Zuständen erlaubt, so sprechen Herausgeber und Redakteure einander tagelang vorher Mut zu, wie vor einem heldenmütigen Harakiri.¹⁰⁷

Die Czernowitzer Autoren haben im selben Stil des von den Wiener Blättern geprägten österreichischen Feuilletonismus um die Jahrhundert-

¹⁰⁵ Corbea-Hoisie, Czernowitzer Geschichten, S.22

¹⁰⁶ Schwarz A. 25 Jahre. Revue eines Journalisten. Czernowitz 1928, S.7

¹⁰⁷ Bange machen – gilt nicht (In eigener Sache). In: Bukowiner Lloyd, 6. August 1906

wende geschrieben: Heversi, Bahr, Kalbeck, Burkhard, Stern, usw., und sie verstanden sich als vollberechtigte Mitglieder der Zunft. Sie kannten die Regeln und die kleinen Geheimnisse der marktbedingten Gattung, sie lieferten den Lesern musterhafte Produkte, d. h. mehr oder weniger aktuelle Themen des österreichischen und des Czernowitzer Alltags, von den politischen und sozialen bis zu den künstlerischen und musikalischen Ereignissen in der Provinzstadt, welche im heiter-satirischen oder leidenschaftlich-pathetischen Stil gehalten waren, mit dem man den aufgeklärten Bürger zu gewinnen und zu unterhalten hoffte.

Sie leuchten frisch auf, da sie an das Getriebe des aufreibenden Alltagskampfes erinnern, sie sind Zeugnis, wie die soziale Umschichtung vor sich ging, der Kampf um all die Rechte wirtschaftlicher, politischer, nationaler und konfessioneller Natur, und sie dokumentieren, dass es trotzdem möglich war, sein heiteres Gemüt zu bewahren und allem Freude abzugewinnen, was Schönheit, Kunst und Literatur betrifft¹⁰⁸.

Die meisterhafte Beherrschung des Feuilletonstils durch die Czernowitzer Journalisten beweist sehr anschaulich folgender Text:

Es ist nichts schwieriger, als ein Feuilleton zu schreiben, dort wo nichts vorgekommen über das was nicht geschehen ist. Da es aber geschrieben sein muß, so will ich gleich damit anfangen mitzuteilen, was uns die letzte Woche hätte bringen können, leider aber nicht gebracht hat. Es ist ferner nicht zu berichten, dass irgendwelche Gast- oder Caffeehäuser, Bierhallen, Schänken, Boutiquen und dergleichen für Groß und Klein, für Arm und Reich berechnete Vergnügungs-Unternehmungen eingegangen wären, obzwar von allen Seiten über die enorme Schlechtigkeit der Zeit, über die abnorme Verwässerung der Getränke, über die ungerechtfertigte Herabminderung der verabreichten Portionen und über die noch ungerechtfertigtere Erhöhung der Preise allüberall in der schonungsvollsten Weise geschimpft wird. Nun kann nicht mitgeteilt werden, dass sich für den Pacht des hiesigen Stadttheaters aus irgend einem Theile der noch nicht slavisierten österreichischen Königreiche und Länder ein Unternehmer gemeldet hätte und dass für die Möglichkeit zur Anbahnung der Gewinnung eines hierstädtischen ständigen Theaters nahe Aussicht vorhanden wäre.¹⁰⁹

Einen enormen Gewinn für die Einschätzung dieser Abhandlung hinsichtlich der Stellung eines Journalisten in der damaligen Gesellschaft

¹⁰⁸ Schwarz, S. 2

¹⁰⁹ Von der Woche. In: Bukowiner Rundschau, 19. April 1883

bietet uns der oben erwähnte Arnold Schwarz, der 1928 sein überaus erhellendes Buch „25 Jahre. Revue eines Journalisten“ über verschiedene Seiten und Aspekte des journalistischen Berufs im Allgemeinen und unter den Czernowitzer Verhältnissen im Besonderen herausgebracht hatte. So schrieb er diesbezüglich:

Ich will schon an dieser Stelle, die die Grundsätze dieses Berufes wiedergeben soll, die Tätigkeit eines Journalisten bei uns im Gegensatz zum Journalisten aus dem Westen unterstreichen, weil man allgemein gewöhnt ist, in dem Redakteur nur den Berichterstatter und Artikelschreiber zu sehen. Hier, in unseren kleinen Verhältnissen, muß der Journalist, der ein Unternehmen leitet, Mädchen für alles in einer Person sein: der Redakteur, der Metteur, der Berichterstatter, der Administrator, der Inseratenchef, der Kaufmann usw., und er muß alle anderen Posten ausfüllen können, die mit dem Zeitungsbetrieb irgendwie im Zusammenhang stehen.¹¹⁰

Es waren aber keine Sklaven des Geschäftes, sondern überaus begeisterte Persönlichkeiten ihrer Zeit, die aus einem seelischen Bedürfnis heraus sich diesem neuen, aber spannenden Beruf gewidmet hatten. Die Anfänge des Pressewesens in Czernowitz fielen mit dem Aufbau wichtigster kommunaler und sozialer Strukturen zusammen. Es war kein leichter Weg, jeder Beteiligte musste durch eigene Fehler und Erfolge lernen und laufend korrigieren:

Das Leben ist harter Kampf und schwere Arbeit, und die Arbeit ist nicht Genuß, wenn sie ganz glatt vor sich geht. Jeder erfährt es an sich, und der Journalist, der überall hin seinen Blick wendet, der mehr sieht und hört als ein anderer, kann diesem Lebenskampf, dem er seine Beobachtung gewidmet hat, eben mehr an Erfahrung abgewinnen. Der Journalist, dessen Seele die Masse gezündet hat, kann erzählen, wann und mit welchen Methoden sie zur Vibration gebracht wurde, in die Höhe oder in die Tiefe, wie er diese Umstellungen bewirkt hat.¹¹¹

Arnold Schwarz hat den Journalisten mit einem guten Psychologen verglichen, der mit seiner Feinfühligkeit erzieherisch wirken sollte:

Es ist vielen, sehr vielen Menschen nicht klar, welch gefährliches Werkzeug die Presse sein kann. Sie wissen aber auch nicht, welches Kulturwerk sie leisten kann. Der Journalist, der wahre Journalist, wie ich ihn mir vorstelle, ist mit

¹¹⁰ Schwarz, S. 20-21

¹¹¹ Schwarz; S.4

einem Pfarrer zu vergleichen. Beide haben die höhere Aufgabe, denjenigen, zu denen sie sprechen, edles Menschentum und Wissen zu predigen, die Keime zu allem Guten in die Brust zu senken. Man darf natürlich nicht an eine moralisierende Abhandlung, an eine Vorlesung über Ethik denken. Das wäre ja, wenn man es durch die Zeitung täte, ein Unsinn. Es ist die Geschicklichkeit und der Geist des Journalisten, der seine Zeitung so abfassen muß, dass hinter all der objektiven Berichterstattung doch sein Geist waltet, aber so geschickt versteckt, dass der Leser glauben muß, er selbst habe sich dieses Urteil, diese Anschauung gebildet, während in Wirklichkeit der Journalist sie ihm diktiert hat und tagaus, tagein durch kleine, unscheinbar versteckte Notizen und Bemerkungen immer mehr in sein Bewußtsein hineinhämmert.¹¹²

Bereits in den 80er Jahren des 19. Jh.s suchte man in Czernowitz nach einer Klärung der Stellung und der Aufgaben moderner Journalistik, indem man bekannte Schriftsteller in der Lokalpresse zu Wort kommen ließ, wie es z. B. die „Bukowiner Nachrichten“ mit dem Beitrag „Emile Zola über den Journalismus“ machte:

Oh, diese Presse, wie viel Schlechtes sagt man von ihr! Es ist gewiß, dass sie seit etwa drei Jahrzehnten mit überraschender Schnelligkeit sich entfaltet. Zauberformel: die Information. Sie ist es, die sich immer mehr ausbreitend, den Journalismus umgestaltet, die großen discutirenden Artikel, die literarische Kritik getödtet hat, indem sie von Tag zu Tag den Depeschen, den großen und kleinen Neuigkeiten, den Protocollen der Reporter und Interviewer den Platz eingeräumt hat. Die Hauptsache ist: sofort unterrichtet zu sein. Es ist eine allgemein verbreitete Anschauung, die Presse schädige die Literatur. Sie absorbire alle lebendigen Kräfte der Jugend, sie entvölkere das Theater und den Roman, sie mache Dijenigen, die von ihr leben, ungeeignet zu literarischen Arbeiten. Meine Antwort lautet: Ich bin für die Presse und mit der Presse. Die Artikel, die man an einer Ecke des Schreibtisches für den Tag schreibt, sagt man, verderben die Hand, ich meine gerade im Gegentheil, dass nichts eine bessere Uebung für sie gäbe. Sie wird gewandt, hat keine Furcht vor einzelnen Wörtern und wird Meisterin der Sprache. Das ist mein Traum: die Sprache muß gehorchen wie ein Slave ... es ist ein großer Vortheil, seinen Styl auf dem ewig warmen, ewig hallenden Ambos des Journalismus zu schmieden. Das einzige Moment, was mich bei dem Journalismus der Gegenwart beunruhigt, ist der Zustand der nervösen Ueberreizung ... welche übermäßige Wichtigkeit heutzutage dem kleinsten Geschehniß beigelegt wird. Hunderte von Zeitungen theilen es commentirend, ausweichend mit. Und oft ist eine ganze Woche hindurch von nichts Anderem die Rede. Wenn

¹¹² Schwarz; S.203

es an solchen Objekten der Emotion fehlt, dann erfindet man sie. Und diese Herrschaft ewiger Aufregungen scheint mir ein Uebel. Wenn die Literatur eine Erholung für die Gebildeten, die auf eine Classe beschränkte Unterhaltung ist, dann ist die Presse am Zuge, diese Literatur zu tödten. Doch bringt sie dafür Anderes: sie verbreitet die Lectüre und erweckt in der großen Masse die Intelligenz.¹¹³

Es war kein Zufall, dass die Redaktion der neugegründeten Zeitung „Bukowiner Nachrichten“ im ersten Erscheinungsjahr sich dieser Problematik stellte, es waren somit die offengelegten Spielkarten des Zeitungsgeschäftes, um den Lesern alle Vorteile, aber auch die wenigen Gefahren zu verdeutlichen:

Wenn Du, lieber Leser, nach des Tages Mühe ins Kaffeehaus Dich begibst, so thust Du es im Bewußtsein, dass Dir einige Stunden ruhigen Genusses bevorstehen. Du spielst Tarock, gewinnst oder verlierst, je nach dem, aber es amüsiert Dich. Du vertiefst Dich in die Lektüre politischer oder belletristischer Zeitungen ... dem Zeitungsschreiber fehlen alle diese Annehmlichkeiten, wenn er ein Kaffeehaus besucht, in dem er bekannt ist und sein Blatt gelesen wird ... eine Zeitung kein Katechismus ist, sondern dazu da sei, den Leuten Alles, was der Tag bringt, so interessant und pikant als möglich zu erzählen.¹¹⁴

Zwanzig Jahre später war die journalistische Stimme von Czernowitz bereits wesentlich schärfer geworden:

Der Journalist hat es nicht nötig, sich zu legitimieren. Tut er es einmal doch, so geschieht es spontan und vielleicht auch, weil er nicht für einen heißblütigen Kampfhahn gelten will, weil er will, dass man ihn nicht fürchtet, sondern nur verstehen lerne. Weil er zu seinen Lesern wie zu lauter guten Freunden sprechen will, in deren Dienst er seine Erfahrung und manchmal seine noch wertvollere Unabhängigkeit und Furchtlosigkeit stellt.¹¹⁵

Czernowitz war in seiner Entwicklung ein Spiegelbild für die Entwicklung des ganzen Landes. Jeder Bukowiner hatte Ansprüche an sie, jeder fühlte mit seiner Landeshauptstadt. Das Auge des Journalisten hat jede Veränderung in dieser Stadt beobachtet und oft – öfters als man glaubt – dürfte die Presse mit ein Grund oder mitunter sogar ein Anlass für diese Veränderung gewesen sein.

¹¹³ Emile Zola über den Journalismus. In: Bukowiner Nachrichten, 6. Dezember 1888

¹¹⁴ Redakteur und Publikum. In: Bukowiner Rundschau, 31. Dezember 1885

¹¹⁵ Warum? In: Bukowiner Lloyd, 10. September 1906

Um die Entwicklungserfolge von Czernowitz als Kulturstadt erkennbar machen zu können, bedarf es einer Vergleichsebene, eines Ausgangspunktes, auf den immer wieder zurückblickend man spätere Ereignisse messen kann. Hierfür bietet sich ein Feuilleton, verfasst von einem bekannten Czernowitzer Volkskundler und Schriftsteller der zweiten Hälfte des 19. Jh.s, Ludwig Adolf Staufe-Siemiginowicz, mit dem Titel „Erinnerungen aus dem älteren Czernowitz“, abgedruckt in mehreren Folgen in den „Bukowiner Nachrichten“. Einleitend bemerkt er:

Ereignisse sind an die Zeit von Tagen, Wochen oder Monaten gebunden; öffentliche Zustände dagegen erstrecken sich über Jahrzehnte, und der Versuch, ihnen einen Anfangs- und einen Endpunkt zu geben, bleibt meistens illusorisch“, und führt weiter aus: „... der Aufschwung, den Czernowitz unter der Aegide der beiden Bürgermeister Petrowicz und Kochanowski in jüngerer Zeit gemacht hat, läßt sich nicht verkennen und es wäre zu wünschen, dass in dieser Richtung kein Stillstand eintrete. Trotz ihrer ungünstigen geographischen Lage, fern vom Brennpunkt des Reiches, ist die Stadt dennoch das geworden, was sie ist und wir müssen uns freuen, dass ihr unablässiges Ringen sie so schön geführt hat. ‚Selbst ist der Mann!‘ war die Devise, der sie huldigte. Anderwärts stehen durch Handel, Gewerbe und Industrie reiche Einnahms- und Hilfsquellen zu Gebote, oder die Gunst und Fürsorge bedeutender Persönlichkeiten, oder es findet der Adel des Landes sein Wohlgefallen, auch in der Stadt bemerkbar ansässig zu sein. Von allen diesen Dingen kann Czernowitz so gut wie gar nicht erzählen ... Das Bild der Stadt in den 1840er Jahren war ein sehr tristes und der colossale Umfang derselben war in Rücksicht auf den Ausbau durchaus nicht gerechtfertigt. Bog man in eine Gasse ein, so fand man mehr Planken als Häuser. Ein Garten gesellte sich zu dem anderen, dann kam wieder ein Haus, doch oft aus jener Zeit stammend, als die Bukowina noch türkisch war. Gewöhnlich machten öffentliche Gebäude, wie Aemter, Schulen, Kasernen etc. den Anfang, um diese gruppieren sich dann Privathäuser, große und kleine ... in vormärzlicher Zeit war es aber ein wahres Unikum, wenn ein ganz gewöhnliches Wohnhaus innerhalb eines Sommers fertiggestellt worden ward.“¹¹⁶ „Was die Bevölkerung unserer werdenden Stadt betrifft, so hatte nach wie vor das Deutschtum alle unsere Verhältnisse beherrscht. Deutsche Beamte, deutsche Bürger, deutsche Bauern! Dazu gesellten sich noch die Juden, die selten eine andere als die deutsche Sprache sprachen, selten einen anderen, als einen deutschen Namen trugen und sich mit Leib und Seele an das Deutschthum schlossen ... Es war auch ein Segen für Stadt und Land, dass das Deutschthum sich hier ansetzte, denn in der deutschen Bevölkerung befanden sich wie in keiner anderen jene fortge-

¹¹⁶ Staufe-Siemiginowicz, Erinnerungen ... In: Bukowiner Nachrichten, 25. Oktober 1896

schrittenen Elemente, die zur culturellen Entwicklung unbedingt notwendig waren ... Gerne sprach oder lernte man deutsch und gerne sah man die Vortheile ein, welche deutsche Sprache und deutsche Bildung dem Individuum brachten ... schon frühzeitig nahm Czernowitz deutschen Charakter an, den es noch heute bewahrt.¹¹⁷

Nach diesen grundlegenden Skizzen des Czernowitzer Stadtbildes geht der Berichterstatter auf die kulturgeistige Entwicklung ein, indem er zuerst über das Theater in der ersten Hälfte des 19. Jh.s spricht:

Nicht immer glücklich war Czernowitz mit seinem Theater. Allerdings konnte es auch nicht anders sein, denn eine Stadt von etwa 15 000 Einwohnern erfreut sich in keinem Lande eines ausreichenden Theaterpublikums. Überdies versäumte die Gemeinde beharrlich, sich zum Bau eines derartigen Kunsttempels aufzuraffen und was in dieser Richtung dennoch statthatte, war Privatunternehmung. Im Jahre 1840 war es im alten Beck'schen Hause in der Rathausgasse situiert ... dort war es am besten eingerichtet, der Saal hatte etwa zehn Logen, eine Reihe Fauteuils, eine entsprechende Anzahl Sperrsitze und konnte beiläufig 300 Menschen fassen. Die Bühne war tief und lang genug und hatte ihre ordnungsgemäße Ausstattung. Das Repertoire enthielt meist Schiller'sche, Birchpfeifer'sche, Kotzebue'sche, Raimund'sche und Nestroy'sche Dramen; aber schon damals verriethen unsere Czernowitzer eine ausgesprochene Vorliebe für meist gesungene Schauspiele, die Melodramen, und war bei allen solchen Gelegenheiten der Besuch tadellos. Der Theaterzettel war manchmal auch geschrieben! Eine Reihe von Jahren war Johann Hein Theaterdirektor einer Wandertruppe. Unter dem Theaterdirektor Josef Kunz wurde im großen Rondeau des Volksgartens eine Arena errichtet, die groß und gewaltig, mindestens tausend Menschen fassen konnte. Eigens als Theater gebaut, entsprach diese „Bretterbude“ allen Anforderungen, die man billiger Weise an ein Theater stellen kann.

Besonders interessant erscheint uns der Hinweis, dass die „dramatischen Producte vom Direktor Josef Kunz und dem damaligen Archimandriten und späteren griechisch-orientalischen Metropolitenten Teophil Bendella zur Aufführung gelangten, und endlich, dass jedes-, aber jedesmal der Besuch ein so vorzüglicher gewesen, dass selten ein Plätzchen unbesetzt geblieben war.“¹¹⁸

Man sieht also, dass im alten Czernowitz bereits größeres Bedürfnis nach einer gehobenen geistigen Unterhaltung bestand, und diese be-

¹¹⁷ Ebenda

¹¹⁸ Staufe-Siemiginowicz, Erinnerungen... In: Bukowiner Nachrichten, 29. Oktober 1896

schränkte sich nicht allein auf das Theater. Die Nähe von Lemberg bewirkte auch, dass dortige Künstler nach Czernowitz kamen und Abende gaben. Unter den Vortragenden war Moritz Gottlieb Saphir, unter den Klaviervirtuosen Franz Liszt, unter den Cellisten Ladislaus Kossowski, unter den Improvisatoren Professor Wolf. Aber auch ein junger Czernowitzer Klaviervirtuose, Karl Mikuli, der in den 1840er Jahren hier seine Karriere begann, bereitete den Musikfreunden genussreiche Abende. Sein Beispiel wirkte zündend auf die Czernowitzer Jugend, und folglich kam das Klavier derart in Mode, dass die wenigen Musiklehrer der Stadt vom frühen Morgen bis zum späten Abend ausgebucht waren. „Auch jene Säle waren häufig überfüllt, in welchen keineswegs classische, sondern ganz gewöhnliche Tanzmusik erscholl. Kasino-, Schützen- und Maskenbälle, Picknick und sonstige Hausunterhaltungen wechselten sich rasch miteinander ab“, weiß Staufe-Siemiginowicz zu berichten und skizziert anschaulich, wie die „deutsche“ städtische Kultur beim Czernowitzer Maskenball mit den Elementen der ländlichen Kultur vereinigt wurde:

Es war ein althergebrachter Usus, die Raststunde den Huzulen zu überlassen; das waren ruthenische Studenten, die in der Nationaltracht der Huzulen den Ballsaal betraten. Einmal als Männchen und Weibchen verkleidet und so ein huzulisches Paar bildend, ein andermal bloß als ritterliche, kampflustige Männer auftretend, stürzten sie mit wildem Geräusch in den Tanzsaal und tanzten die Huzulka und Kolomayka, wobei sie aus kräftiger Brust huzulisch-nationale Lieder sangen und die üblichen Kampfbewegungen mit ihren messingbeschlagenen Stöcken machten. Das Schauspiel imponierte nicht wenig, ebenso die Naivität, mit welcher diese Pseudo-Huzulen aufzutreten pflegten.¹¹⁹

Verglichen mit seiner Gegenwart, schien dem Verfasser die Zeit der 40er Jahre wesentlich offener und freundlicher gewesen zu sein, was er mit nostalgischen Worten wiedergibt: „... eine Leichtlebigkeit, die Czernowitz heute gar nicht kennt! ... man dachte auch anders, und fühlte auch anders, man suchte sich auf und verschloß sich nicht wie der Bär im Walde“.¹²⁰

Unter der wichtigsten Beschäftigung der Cernowitzer Bürgerschaft wird von Staufe- Siemiginowicz die Vorliebe für das Schießen im 1825

¹¹⁹ Ebenda

¹²⁰ Ebenda

gegründeten, ältesten der städtischen „Schützenvereine“ nahe dem Volksgarten erwähnt:

Jeder vornehme Fremde, der als Gast in Czernowitz weilte, wurde in die Schießstätte geladen, denn in Ermangelung von Museen, Bibliotheken und sonstigen Merkwürdigkeiten mußte als solche die Schießstätte dienen. So kommt es auch, dass im Gedenkbuch daselbst ganz ausgezeichnete Namen eingetragen erscheinen, vor allem Se. Majestät der Kaiser Franz Josef I., Erzherzog und Kronprinz Rudolf u. a.¹²¹

Angesichts der hohen, fast möchte man sagen zentralen Stellung, die im bürgerlichen Leben von Czernowitz um die Jahrhundertwende die vornehmen Kaffehäuser spielten, erstaunt der Hinweis, dass es in vormärzlicher Zeit in Czernowitz kein einziges Kaffeehaus gab: „Kaffee wurde sowohl in den Gasthäusern, als auch in den beiden Zuckerbäckereien Rhigetti und Baumann gereicht.“¹²²

Für die Entwicklung des Pressewesens aber war die technische Grundlage bereits im Jahr 1848 vorhanden. Es existierte in der ganzen Bukowina eine einzige Buchdruckerei, „Johann Eckhardt & Sohn“. Sie bestand aus einigen Setzkästen und drei kolossalen Handpressen; ihr Arbeitspersonal dürfte die Zahl acht kaum überschritten haben. Sie lieferte sämtliche Formulare für die geistlichen und weltlichen Behörden des Landes, einen deutschen Haus- und Wirtschaftskalender, Rauchfangkehrer-Gratulationen, Theaterzettel, Todesanzeigen und sonstige Kleinigkeiten. Von einer Zeitschrift war keine Rede, und von einem Werk in schöngestiger Hinsicht nicht einmal der Schatten einer Ahnung vorhanden. Diese Skizzen des Bukowiner Schriftstellers aus der Zeit vor 1848, welche uns ein sehr lebendiges Bild von der wachsenden Stadt vermitteln, dürfen als Vergleichsgrundlage für die kulturelle und städtische Entwicklung von Czernowitz in den folgenden Jahrzehnten herangezogen werden.

Mit einem zeitlichen Sprung von fast vierzig Jahren gelangen wir in die 1880er Jahre und finden in der ersten Nummer der „Bukowiner Rundschau“ die folgende Beschreibung der städtischen Bauentwicklung:

Czernowitz wächst zusehends. Die Bevölkerungsaufnahme mit Ende 1880 hat das Wachstum constatirt, die vielen Neubauten bestätigen es und bezeugen gleichfalls dessen Fortgang. Wer vor fünfzig Jahren unsern Vätern eine derar-

¹²¹ Ebenda

¹²² Staufe-Siemiginowicz, Erinnerungen ... In: Bukowiner Nachrichten, 1. November 1896

tige Entwicklung des damals kleinen und stationär bleibenden Ortes vorhergesagt hätte, wäre für einen schlechten Propheten angesehen worden. Die Anziehungskraft, die die Centren des seither unendlich gesteigerten Verkehrs auf die Bevölkerung ausübten, war damals noch unbekannt. Unsere schönsten Stadttheile waren vor einem halben Jahrhundert Hutweide, und was jetzt Herrengasse, Austria- und Franz-Josefsplatz, Siebenbürgergasse u.s.w. heißt und von Tausenden von Menschen bewohnt wird, war damals zumeist Kukuruzfeld und Tummelplatz von Viehstücken. Unsere Stadt hat aber nicht nur an Größe, sondern auch, vielleicht in noch höherem Grade, an Schönheit zugenommen. Der ästhetische Sinn, den unsere Hausherrn bekunden, macht sich, namentlich bei den Bauten der letzten 5 Jahre, in erfreulicher Weise bemerkbar. Die neuen und neuesten Häuser von Czernowitz bieten außer größerer Bequemlichkeit und reicherer Ausstattung der Wohnungen, mehr oder minder gefällige, hie und da auch künstlerisch ausgeschmückte Fassaden. Was aber die Interessen für die Neubauten besonders erwecken und rege erhalten muß, das ist die sociale Mission, die sie erfüllen. Jede neue, bequeme Wohnung ermöglicht der Bevölkerung, das Wohnungsbedürfnis ausgedehnter zu befriedigen und bietet ihr die Möglichkeit, den in ungenügenden Räumen gefährdeten Gesundheitszustand wesentlich zu heben. Jedes neugebaute Haus hat also, abgesehen von der Rentabilität für den Hausherrn, für die Bewohnerschaft der Stadt seinen ganz besonderen Werth, wie etwa die Urbarmachung unbenutzter Grundtheile und die Anlegung neuer Strassen und Chausseen.¹²³

Die Czernowitzer Thematik der eigenen städtischen, sozialen und kulturellen Entwicklung hat sich von Anfang an im Feuilletontheil der hiesigen Zeitungen fest etabliert. Beispielhaft dafür steht die Serie „Czernowitzer Spaziergänge“, verfasst von einem aufmerksamen Beobachter, der anonym bleiben wollte und nur mit einem F. signierte:

Ich flanire nämlich, sobald es nur leidlich trocken wird, in den Strassen mit Leidenschaft inmitten und außerhalb der Stadt, beobachte Menschen, Thiere, Bäume, Mädchen und deren Schatten, unter welch' letzteren ich die geschniegelten Elegants verstehe, kurz ich prüfe Alles und behalte mir das Beste. Wie ich mich nun zum Schreiben rüstete, hatte schon Professor v. Ziegler das Erdgeschosß Ihres Blattes occupirt, und nach der Dauer der Besetzung zu schließen, dürfte er nicht sobald das Territorium freigeben. ... Indem ich also dem Herrn Professor v. Ziegler ein recht langes Leben wünsche, promenire ich in den Volksgarten. O hätte ich zum mindesten die Sprache unseres Landsmann-Poeten Staufe, seine bilderreiche Phantasie und doch so natur-

¹²³ Feuilleton. Die Neubauten. In: Bukowiner Rundschau, 24. April 1882

wahre Ausdrucksweise, ich würde dem Eden von Czernowitz ein Loblied singen, wie es noch kein einheimischer Pegasusreiter gethan. Aber ich zähle mich nicht zu den gottbegnadeten Lyrikern, meine Rede ist ungebunden und mein Maul zuweilen ungewaschen, - soweit es die gute Sitte zuläßt.

Scherz beiseite! Bauer hat unseren Volksgarten in einen Park umgewandelt, auf den wir stolz sein können. Dabei verstand er es, das Vorhandene auszunutzen, den Geldsäckel zu schonen und das Liebgewonnene pietätvoll zu erhalten. Die schnurgerade Allee, welche wohl nicht in seine spiralförmigen Cirkel passen mochte, hat er ungeschoren gelassen und dadurch denjenigen Theil der Gartenbesucher zum unsagbaren Danke verpflichtet, welcher auf der Promenade gerne seine lieben Mitmenschen sehen oder von ihnen um jeden Preis gesehen werden will. Noch bleibt ihm die Krönung des ganzen Reformwerkes übrig: der Bau einer den heutigen Anforderungen entsprechenden Restauration. Hoffen wir, dass die Krönung recht bald stattfindet, denn würde sie etwa auf die lange Bank geschoben werden, wie jene des russischen Zaren, so könnte das Bier- und mineralwassertrinkende Volk leicht die Geduld verlieren und sich mit dem Gedanken befreunden, dass ihm nichts zu seinem Glücke fehle, gleichwie Rußlands Bewohner unter dem Zepher des ungesalbten Alexander III. des beneidenswerthesten Glücks sich erfreuen.¹²⁴

In der nächsten Fortsetzung seiner Spaziergänge kommt der „aufmerksame Beobachter“ auf den neuen Band von Karl Emil Franzos „Geschichten aus Halbasien“ zurück, welcher in den intellektuellen Kreisen in Czernowitz nicht einhellig aufgenommen wurde. Die Czernowitzer bauten mit ihren Händen in mühsamer langjähriger Arbeit ihre Stadt auf und waren unheimlich stolz auf jeden Fortschritt, jede Verbesserung der Zustände, daher haben sie den tiefen sarkastischen Sinn des Franzos'schen Buches nicht begriffen und verstanden den Ausdruck „Halbasien“ als Beleidigung – und dazu noch von einem (fast) Landsmann:

Karl Emil Franzos, unser freilich nur halber Landsmann, denn seine Wiege stand in Podolien, macht in seinem Reisebildern von der *licentia poetica* anmuthigen Gebrauch und behauptet standhaft, die Bukowina läge in Halbasien. Nur sein liebes Czernowitz, wo er ein Decennium lang die Schulbank gedrückt und sicherlich auch die Anregung gefunden hat, ein deutscher Dichter zu werden, reißt er aus dem geographischen Zusammenhange heraus und versetzt es nach dem Westen, wo Bildung, Gesittung und weißes Tischzeug anzutreffen ist. Im Grunde meiner Seele bin ich aber ein eingefleischter Czer-

¹²⁴ Feuilleton. Czernowitzer Spaziergänge (Ein Quasifeuilleton). In: Bukowiner Rundschau, 28. Mai 1882

nowitzer, und wer es mit meinem Liebliche unter den Städten schlimm meint, kann sich auf noch Schlimmeres gefaßt machen.¹²⁵

In der urbanen Entwicklung von Czernowitz blieb der Ringplatz ein absolutes Zentrum des aktiven Lebens, diesem wurden daher auch mancherlei Feuilletons gewidmet. Eines davon, von R-nzw-g (Rosenzweig) verfasst, hebt die Bedeutung des wichtigsten Platzes der Stadt besonders lebendig hervor:

Wenn ... ganz Czernowitz versunken wäre, mit alleiniger Ausnahme unseres Ringplatzes, dann hätte doch, beim Anblicke desselben, jeder aus der Ferne herbeigeeilte Czernowitzer mit voller Befriedigung gerufen: Ja! Hier ist meine Vaterstadt! Umgekehrt hingegen, wenn der Ringplatz verschwunden wäre, die Residenz jedoch, der Judengraben, das Café Habsburg und die Gottlieb'sche Restauration ruhig stehen geblieben wären, hätte er verzweifelt die Hände gerungen und mit Thränen in den Augen gerufen: Wo ist eigentlich Czernowitz?“. Ich glaube nicht, dass es seine Form ist, die uns besonders besticht, noch sein jämmerliches Pflaster, noch auch die wenigstens vorläufig nichtssagenden Privathäuser, die ihn umgeben. Ich denke, dass überhaupt nichts von alledem, was auf dem Ringplatze niet und nagelfest ist, unser besonderes Interesse erregt, sondern nur das Unfaßbare und sich jede Sekunde Verändernde: das Leben, die Bewegung. Nicht also was da steht, zieht uns an, sondern was da kommt und geht; nicht das Rathhaus demnach, sondern was sich fortwährend vor demselben abspielt. ... Ob in Leid oder Freud, der Ringplatz spielt im Leben des Czernowitzer Bürgers eine so große Stelle, wie einst das Capitol in dem der alten Römer. Heiratet er, der Czernowitzer nämlich, dann sieht man ihn und seine Braut freudestrahlend über den Platz fahren; steht er als Candidat vor einer Wahl, dann stelzt er zwischen Hoffnung und Angst schwankend, demselben zu, und schließt er gar für immer seine müden Augen, dann muß seine Leiche über den Ring geführt werden - er würde sonst der Ansicht sein, dass er noch gar nicht gestorben wäre.¹²⁶

Nicht ganz ohne Stolz und mit gewissem Schmeicheln nannten die Czernowitzer und auch manche Fremde diese Stadt am Pruth „Klein-Wien“, dabei beharrte man aber auch auf ihrer Eigenständigkeit und ihren besonderen Charakter. Sehr treffend heißt es in dem Feuilleton „Städte-Physiognomien“ von Aime von Wouwermans:

¹²⁵ Feuilleton. Czernowitzer Spaziergänge. In: Bukowiner Rundschau, 15. Juni 1882

¹²⁶ Unser Ringplatz. In: Bukowiner Nachrichten, 15. April 1900

In der That gibt es auf der ganzen Welt nicht zwei Städte, die einander gleichen, wenn auch die Phrasen: „Spree-Athen“, „mein Leipzig ist ein klein Paris“, „das Manchester des Continents“ auf eine gewisse Familienähnlichkeit unter denselben hinzudeuten scheinen. Ich habe Mittel-Europa von einem Ende bis zum anderen, von der Ostsee bis zum Mittelländischen Meere, von der Nordsee bis zur Adria durchzogen; ich habe aber niemals eine Stadt gesehen, welche einer anderen auch nur im entferntesten geglichen hätte. Ja selbst die Charaktereigenschaften, die Gemüthseigenthümlichkeiten, die Temperamente unserer europäischen Städte weisen solche Verschiedenheiten auf, dass es geradezu unmöglich ist, auch nur zwei derselben aufzufinden, die einander halbwegs gleichen.¹²⁷

Unser liebes Czernowitz trägt alle Merkmale einer zur Großstadt sich emporsteigenden Provinzstadt. Dazu haben vor allem die Assanierungswerke, die elektrische Anlage, der Bau des Theaters, die gepflasterten Straßen und noch dgl. beigetragen. Nicht weniger als großstädtisch ist das Leben und Treiben unserer lieben Mitbürger. Man nennt auch deshalb gerne Czernowitz Klein-Wien.¹²⁸,

lautet eine Leserkorrespondenz im Bukowiner Lloyd.

Treffliche Charakteristik der Czernowitzer Verhältnisse wurde auch in den Berichten über die Wien-Besuche von Czernowitzer Bürgern geboten:

Man mag zum Vergnügen oder in Geschäften in der Reichshauptstadt weilen, man wird sich im berstenden Getriebe der Millionenstadt immer hundertmal wohler fühlen, wenn man weiß, dass man nach des Tages Müh' und Sorgen unseren Landsleuten der lieben Heimat, des immergrünen schönen Buchenlandes, gedenken kann. Bukowinaer und Czernowitzer schon gar, muß man in Wien nicht erst lange suchen; sie rennen Einem überall in den Weg ... ich ging ... in das Klublokal des Vereines „Buchenland“, zu einem gemüthlichen Abend. Dass ich es nur gleich sage, es war ein sehr ungemüthlicher gemüthlicher Abend. Es gab eine stürmische Ausschußsitzung. Das Buchenland *en miniature*. Jeder muß der Führer sein, nichts als kleine Generale, keinen einzigen Soldaten bekam ich da zu sehen.¹²⁹

Das Bild von Czernowitz mit allen feinen Nuancen in gekonnter Satire und Humor, wie sie den Czernowitzer Feuilletonisten eigen waren, ver-

¹²⁷ Städte-Physiognomien. In: Bukowiner Rundschau, 19. April 1883

¹²⁸ Großstädtisches. In: Bukowiner Lloyd, 6. August 1906

¹²⁹ Kleines Feuilleton „Los von Galizien!“. In: Bukowiner Lloyd, 19. Februar 1906

mittelt uns ein ausführlicher Text „Czernowitz im französischen Lichte“. Man wählte nicht selten diese Form der Kritik städtischer Zustände, denn indem man fiktive Personen darüber sprechen ließ, blieb der Verfasser selbst ungefährdet. Die Genauigkeit und Detailkenntnis offenbarte aber dahinter einen bestinformierten einheimischen Autor, der sich z. B. hinter einem französischen Journalisten verbarg:

Blitzzug bedeutet in Deutschland und Oesterreich Schnelligkeit, bequeme Coupe, kurz alle guten Eigenschaften des modernen Eisenbahnwesens. Ich hätte nicht gedacht, dass es auf der langen Strecke von Wien bis Itzkany, wo Oesterreich ein Ende und Rumänien seinen Anfang nimmt, so treffliche Verkehrsmittel gibt. Ja, derselbe Blitzzug hat sogar unmittelbare Verbindung mit Bukarest und Constantinopel, in welche beiden Hauptstädte wir so viel an französischer Waare, Grisetten, Chansonetten und, was wir sonst an weiblichen Reizen entbehren können, exportiren. Die Zeit von 19 Stunden, welche zur Reise von Wien nach Czernowitz benöthigt wird, verging mir sehr rasch und angenehm ... Gegen 7 Uhr morgens schon weckte mich der freundliche Diener ... und ich mußte mich rasch ankleiden, um in entsprechender Toilette den Czernowitzer Peron betreten zu können. ... „In welchem Hotel soll ich absteigen?“ frug ich den Kutscher, offenbar von der Race des Capitains Dreyfus. Der Mann verstand mich natürlich nicht, er war nur der Sprache Goethe's und Turgenjew's mächtig. Den Ersteren kenne ich bloß vom Hören der Oper „Margarethe“ unseres verstorbenen, aber dennoch unsterblichen Gounod, den Letzteren aus der Uebersetzung der „Kreuzersonate“, die sich bei unseren leichtlebigen Leserinnen keiner geringen Sympathie erfreut. Da aber das Wort, „Hotel“ selbst schon bis zu den Tonkinesen und Madagasken gedrungen ist, folglich auch in Czernowitz jedermann geläufig ist, so errieth mein Kutscher sofort, was ich wünsche. Er zählte eine Reihe von Hotels auf: Hotel Bukowina, de Galicie, „zum schwarzen Adler“, de Paris ... Halt, rief ich dem Rosselenker zu, Hotel de Paris! Denn welchem Pariser schlägt nicht das Herz und wogt nicht der Busen bei Nennung dieses erhabenen Namens! Hoffentlich, dachte ich mir, werde ich im Hotel de Paris eine zweite Heimat finden, Eleganz und Luxus, französische Küche und vornehme Gesellschaft, wie sie in der Halbwelt, für die ich schreibe, so reizend verkörpert sind.

Vom Bahnhof ging es bergan durch eine etwas verwahrloste Straße, die mit einem Pariser Boulevard nicht die mindeste Aehnlichkeit hat. Auch die Passanten hatten nichts Pariserisches an sich. Gut, aber durchaus nicht nach der neuesten Mode gekleidete Leute wechselten mit weniger säuberlich aussehenden Stadt- und Dorfbewohnern ab. Diese trugen lange Kaftans oder schwere Lodenüberzieher. Die Verfertiger derartiger Gewänder scheinen keine blasse Idee vom Maßnehmen, geschweige denn jemals eine höhere Kleiderakademie besucht zu haben. Noch mehr fielen mir die vielen Barfüßler un-

ter den Passanten auf. Wahrscheinlich waren es Anhänger und Anhängerinnen der Kneipp'schen Curmethode, welche in der Beschuhung ein Hindernis für die Gesundheit und das Wohlbefinden des verwöhnten und verweichlichten Menschengeschlechtes erblickt ...

Das Gefährliche, welches mich mühsam in die Stadt befördert hatte, hielt plötzlich vor einem Eckhause, dem Hotel Paris. Es konnte nicht in den Thorweg einlenken, weil gerade ein anderer Wagen, ein sogenannter Sadagurer Fiaker, mit seinen vollgefüllten 17 Passagiren aus dem Hotel hinauskuetschirte. Ich bekam keinen besonderen Respect vor dem Hotel, das solche langlockige Gestalten zu seinen Gästen zählte, und auch das Aeußere des Gebäudes bebrauchte mich des größten Theiles meiner Illusionen, die ich mir noch kurz vorher von dem Hotel de Paris gemacht hatte. Zum Glücke glotzte mich ein anderes Hotel auf dem nahen Ringplatze secessionistisch an, das Hotel Bellevue, dessen frisches, wenn auch etwas bizarres Aussehen in mir die Hoffnung erweckte, dass ich dort gut geborgen sein würde ... Das Hotel Bellevue ist auch der Sitz der Czernowitzer Juristisch-staatswissenschaftlichen Gesellschaft, unserer französischen Akademie nachgebildet, nur dass die Anzahl der Mitglieder nicht auf 40 beschränkt ist und die Mitglieder den grünen Frack mit goldenen Palmzweigen nicht zu tragen brauchen. An Gelehrsamkeit und Wissen stehen sie unseren Akademikern nicht nach und sind durchschnittlich lustiger als diese. Im Kreise unserer Halbwelt würden sie Furore machen. Nach ihren feierlichen Sitzungen, in denen die spannendsten Vorträge aus allen Fächern der Rechts- und Staatswissenschaften gehalten werden, versammeln sie sich zu fröhlichem Thun bei Bier, Wien und Sodawasser, welches letztere in diesem Lande den Champagner total überflüssig zu machen scheint, und lassen, wie die Deutschen sagen, alle Fünf grad sein ...

Czernowitz ist eine Beamtenstadt *comme il faut*. Das ersieht man auf den ersten Blick. Es gibt hier so viele Stadträthe, Turnräthe, Geheimräthe, Gemeinderäthe, Landesräthe, Regierungsräthe, Landesregierungsräthe, kaiserliche Räthe, Sanitätsräthe, Consistorialräthe, Bauräthe, Rechnungsräthe, Aufsichtsräthe, Schulräthe, Domänenräthe, Hofräthe, Magistratsräthe, Schützenräthe, Administrationsräthe, Verwaltungsräthe und Handelskammerräthe; dazu noch Oberlandesgerichtsräthe, Oberrechnungsräthe und Oberbauräthe. Den höchsten Rang unter ihnen dürften die kaiserlichen Räthe bekleiden, nach dem schmeichelhaften Prädicate „kaiserlich“ zu beurtheilen ...

Ich hätte einen unverzeihlichen Fehler begangen, wenn ich in Czernowitz, wo die journalistische Literatur in üppigster Blüthe steht, incognito geblieben wäre. Mit Seinesgleichen verkehrt man doch am liebsten, namentlich mit so hervorragenden Geistern von der „Czernowitzer Zeitung“, der „Bukowiner Rundschau“, den „Bukowiner Nachrichten“, der „Bukowiner Post“, dem „Timpul“, der „Desteptarea“, dem „Bukowiner Boten“, der „Volkspresse“, der „Bukowyna“, der „Gazeta Polska“. Der Athem geht mir beinahe aus bei der Aufzählung der vielen Tages- oder sonst periodisch erscheinenden Blät-

ter. Wahrhaft überraschend und der Nachahmung überall würdig ist der ruhige, ja vornehme Ton der hiesigen Presse, noch mehr aber die Cordialität der Herausgeber, Redacteurs und Mitarbeiter der genannten Zeitungen im Verkehre mit einander ...

Meine geehrten Freundinnen der französischen Halbwelt mögen mir verzeihen, wenn ich sie durch die Mittheilung betrübe, dass die Zahl der reizenden Frauen und Mädchen in Czernowitz Legion ist. Etwas mehr Schule in Paris, etwas mehr Chic in der Toilette, und die Czernowitzerinnen könnten bei einem Schönheitswettkampf den *grand prix* davontragen. Damit aber meine Freundinnen, von Eifersucht und Neid gequält, nicht etwa auf den Gedanken kommen, dass ich ihnen untreu werden wolle, so sage ich Czernowitz Adieu – wahrscheinlich auf Nimmerwiederkommen¹³⁰.

Ach, die Czernowitzerinnen, sie waren und blieben zu allen Zeiten das beneidenswerteste Eigentum dieser multikulturellen Stadt und sind in einem Feuilleton der „Bukowiner Nachrichten“ von Peter Tomaschek „Die Czernowitzerin. Antiquarische Notizen“ ebenfalls zum Objekt der soziokulturellen Studien geworden:

Czernowitz, die bombensicherste Kulturzitadelle im lieblichen Osten unserer Monarchie, ist eine Großstadt in westeuropäischer Bedeutung des Wortes. Die stolz und mächtig aufstrebende Pruthstadt hat nicht nur sehenswerte Häuserungetüme aufzuweisen, sondern auch schöne, graziengesegnete Damen.

Die Czernowitzerin gedeiht nur unter dem Czernowitzer Himmel, der hier ein schönes Blau zeigt. Die Kälte und Wärme verträgt sie auf der Promenade leichter als daheim und wie ich erfahren habe, soll sich der Regen einer großen Unbeliebtheit bei ihr erfreuen. Der günstige Boden zu ihrem gedeihlichen Fortkommen (aus dem Elternhause nämlich) ist die Pardinihöhe, im Sommer die große Allee im Volksgarten, ferner die herrlichen Anlagen im Musikvereinsaal, Bauhandwerk-, Schützen- und „Dom Polski“-Saal, alle diese Plätze haben ein mildes, der Czernowitzerin sehr zusagendes Klima. Kein Wunder also, wenn der natürliche Instinkt sie gleichsam von selbst in diese ambrosische Atmosphäre treibt, hier hilft sie sich in ihrem Element wie der Fisch im Wasser ...

An erster Stelle wäre die Aristokratin, auch Blaublütige genannt, zu nennen. Ihre adelige Abstammung reicht bis auf Adam zurück. Das altassyrische „Adal“ heißt „edel“. Diese hochedle Damenklasse hat nichts mit den gewöhnlichen Sterblichen gemein, denn sie haben sogar ihren eigenen Kalender. Nach diesem hochadeligen Jahrzeitmesser geht die Sonne um 12 Uhr mittags auf und um 2 oder 3 Uhr nachts unter. Die Toiletten und die mimischen Spie-

¹³⁰ Czernowitz im französischen Lichte. In: Bukowiner Nachrichten 1900, 16. Dezember

gelübungen nehmen zwei Drittel des Tages in Anspruch. Hierauf erfolgt vornehme Ausfahrt in einem Gummiradler. In ihrer Nähe gedeihen nur Grafen und Barone.

Ihnen am nächsten stehen die Reichen, auch Geldpartien genannt. Zu ihrem größten Leidwesen besitzen sie keinen Adel, dafür aber „Kronen“. Die Lebensweise haben sie glücklich den Aristokratinnen abgelernt, jedoch ohne den angeborenen Schick. Der Emporkömmling steckt ihnen zu sehr in allen Gliedern und dies bringt mit sich, dass die wandelnden „Kronen-Säcke“ weniger Bewegungsanmut besitzen. Das Leben fassen sie nicht nach romantischen Höhenrezepten auf, sondern ganz real und praktisch vernünftig, wie eben ihr oberster Standesgrundsatz beweist, der da lautet: Alles ist eitel und vergänglich, nur das Geld nicht, es ist nämlich der Urgrund aller Dinge und ersetzt zu jeder Zeit und bei allen Nationen Adel, Schönheit und Bildung.

Ihre Gegenspielerin ist die Bildungsaristokratin, auch Hochschülerin genannt. Sie denkt in Schwertern und Bomben gegen die verlotterte Männerwelt. Ein friedlicher Revolutionsgeist beherrscht diese Art von Damen, der so lange alpartig sie bedrückt, bis sie den „Richtigen“ erfaßt haben. Die Beamtin, auch Maschinenfräulein oder Manipulantin genannt, ist eine gelungene Abart der Bildungsaristokratin. Von Natur aus sehr reich ausgestattet, ist sie in jüngeren Jahren vermöge ihrer Schönheit eine angenehme Augenweide der vielen Chefs. Ihre Devise birgt sehr viel Männerhaß in sich, die da lautet: Wir brauchen keine Männer, weil sie uns nicht heiraten wollen!

... Wir mögen zur Sache sich stellen wie wir wollen, ein Minus für die Czernowitzerinnen ergibt sich kaum. Drum Heil Ihnen!¹³¹

Die Feuilletonisten nahmen auch einzelne bürgerliche Schichten von Czernowitz unter die Lupe ihrer soziokulturellen Studien über den *homo Czernoviensis*. So wurde detailliert über die Kaufmannschaft berichtet, was sich in einer Serie von Feuilletons im „Bukowiner Lloyd“ niederschlug:

Wir finden in der Bukowina hauptsächlich drei Gruppen von Kaufleuten: den bereits auf den Aussterbeetat gesetzten Großkaufmann, den Banquier, den Kommissionär (Agent) und den Ladenbesitzer. An der Hand von bekannten Typen, die uns vorschweben, wenden wir uns der Besprechung der bezeichneten vier Gruppen zu.

Der Großkaufmann wird hier vielfach mit dem sogenannten Großindustriellen verwechselt, mit dem er hierzulande manchmal auch identisch ist, weil der sog. Großindustrielle in der Bukowina mit Ausnahme des Holzindustriellen, welcher das Exportgeschäft betreibt, auf das eigene Land als Ab-

¹³¹ Die Czernowitzerin. In: Bukowiner Nachrichten 31. Mai 1908

satzgebiet für seine Erzeugnisse angewiesen bleibt und so die Funktion des Großkaufmannes übernimmt. Der Bukowiner Großkaufmann ist eine im Ganzen und Großen sympathische, jedenfalls imposante Figur. Er hat sich oft aus kleinen Anfängen emporgearbeitet, ist meist ein Landeskind, dessen Vergangenheit Jeder kennt. Spielt eben darum keine Rolle in der krähwinkelartigen Gesellschaft der Landeshauptstadt. Man weiß sich noch genau zu erinnern, wie er mit Südfrüchten im Tragkorb hausieren ging, wie er Gebäck ausführte oder als Laufbursche Trinkgeld in Empfang nahm. Das schadet ihm allerdings nicht weiter, was seine weitausgedehnten und über alle Branchen verzweigten Geschäfte betrifft. Aber der Mann der ehrlichen Arbeit, der nach tausend schlaflosen Wochen ein Vermögen gesammelt hat, erscheint der Gesellschaft als ein Parvenu, als ein Eindringling, dem man freundlich lächelnd die Hand drückt, um sich hinter seinem Rücken mit verächtlichem Achselzucken über seine „Vergangenheit“ zu amüsieren. ...

Die „Banquiers“, welche sich offen als solche gerieren, sind - von wenigen Ausnahmen abgesehen, welche die Regel eben nur bestätigen - meist die glücklichen Erben mühelos erworbener Reichtümer. Zum Reichtum erzogen, finden sie ihren Erwerb durch die bloße Namensfertigung, mit der sie Hunderttausende auf dem Geldmarkte dirigieren.¹³²

Die Veröffentlichung von Buchrezensionen in Czernowitzer Zeitungen war eher eine Ausnahme als die Regel. Umso interessanter erscheint die Vorstellung eines Buches „Rund um den Rathausturm und den Pruth“, Erzählungen aus dem Czernowitzer Alltagsleben von dem bekannten Feuilletonisten Franz Porubsky:

Ein neues stattliches Sammelwerk unseres Czernowitzers Eduard Pötzl. Lokalskizzen, Lokalhumoresken, Lokalstudien - *mixtum compositum*. Porubsky ist ein Talent in seiner Art. Bescheiden wie keiner. Er will über die Grenzen seiner Heimatstadt gar nicht hinaus. Das ist das Originelle und Rührende an seinen Arbeiten. Das ist aber auch ihr schärfster Fehler. Würde Porubsky seine köstlichen Charakterköpfe aus der Vorstadt schärfer zeichnen, würde er den topographischen Aufputz auf ein Minimum beschränken, so hätten seine Arbeiten trotz ihrer bedingten Stilhärten Anspruch auf einen Platz in der modernen deutschen Skizzenliteratur. So bleibt Franz Porubsky unser Eduard Pötzl. Als solcher wird er einen Platz in der Geschichte unserer heimischen Literatur mit gutem Rechte beanspruchen und erhalten. Wir haben außer Porubsky keinen Lokalhumoristen, keinen feinen Beobachter des rasch pulsie-

¹³² Kaufleute. In: Bukowiner Lloyd, 20. August 1906

renden Volkslebens, das an der Peripherie der Stadt noch eine eigene Note hat.¹³³

Von der Czernowitzer Peripherie ist das Städtchen Sadagura weit über die Landesgrenzen hinaus das bekannteste gewesen, da es seit 1842 Sitz der Wunderrabi-Dynastie Friedmann war und zu einem überregionalen geistigen Zentrum der orthodoxen Chassiden wurde. Naturgemäß schenkten die Czernowitzer Berichterstatter dem Leben am Hof des Wunderrabbis große Aufmerksamkeit und unterhielten das Czernowitzer Publikum mit den Nachrichten von jenseits des Pruth. So z. B. die farbenreiche und stimmungsvolle Beschreibung der Hochzeitsfeierlichkeiten im Hause des Wunderrabis:

Schon seit den frühen Morgenstunden wies das Städtchen ein festliches, hier nie gesehenes Gepräge auf. Alle Häuser sind mit Fahnen reichlich geziert, namentlich aber die dem Palast des Wunderrabbis naheliegenden Gebäude. Der Palast selbst ächzt förmlich unter der Schwere der Dekorationen, in denen derselbe getaucht ist. Der Zuzug der Fremden aus allen benachbarten Gegenden, selbst aus Rußland und Rumänien, hat schon in den ersten Nachmittagsstunden die Zahl von mehr als 10 000 Personen erreicht und unablässig rollt ein Wagen nach dem anderen in das Städtchen, so dass eine ernste Besorgnis für die Sicherheit des Lebens eingetreten ist. Die Trauungsfeierlichkeiten fanden um halb 6 Uhr nachmittags in der Mitte der Straße unter einem reich verzierten Baldachin statt. In unmittelbarer Nähe war eine Tribüne errichtet, auf der viele Offiziere der in Zuczka stationierten Eskadron des 10. Husarenregimentes sowie zahlreiche hohe Beamte aus Czernowitz mit ihren Frauen Platz genommen haben. Der Aufstieg zur Tribüne war nur gegen Eintrittskarten gestattet. Eine große Menge Neugieriger hält die Dächer besetzt. Auf den Straßen wimmelt es und das Spalier droht jedesmal durchbrochen zu werden. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung ist eine Garde bestehend aus 30 Mann gebildet, die die Uniformen alt-österreichischer Offiziere tragen. Auch viele Personen in russischen und rumänischen Nationaltrachten sind hier zu sehen. Als Brautführer funktionierten die Eltern des Brautpaares. Die Braut selbst konnte nur mühsam den zeremoniellen Gang um den Bräutigam zurücklegen, so dicht gedrängt standen die Teilnehmer. Für das Festmahl, an dem 1500 Personen theilgenommen haben, wurden die größten Vorbereitungen getroffen.¹³⁴

¹³³ „Rund um den Rathausturm und den Pruth“ von Franz Porubsky. In: Bukowiner Lloyd, 3. September 1906

¹³⁴ Die Hochzeits-Feyerlichkeiten im Hause des Wunderrabi in Sadagora. In: Czernowitzer Presse, 2. Juni 1904

Nicht weniger genüsslich haben die Czernowitzer Journalisten über einen Gerichtsprozess berichtet, dem sich die bekannte Sadagurer Rabbinerdynastie stellen musste:

Isaak und Israel Friedmann, die Söhne des verstorbenen „Wunderrabbi von Sadagura“, setzen die Thätigkeit ihres Vaters in Ertheilung von Segenssprüchen u.s.w. fort und genoßen und genießen noch immer dasselbe Ansehen wie ihr Vater. Um die Thätigkeit der Brüder kümmerte sich nun endlich auch – die Steuerbehörde. Die Finanzbezirksdirektion in Czernowitz legte ihnen einen Steuersatz von 105 fl. per Semester auf, weil ihre Thätigkeit nicht eine rein religiöse, sondern auch eine auf Erwerb gerichtete sei; die Steuerbehörde hatte nämlich durch Einvernehmung von Vertrauensmännern in Erfahrung gebracht, dass die beiden Rabbis nur Denjenigen zu sich lassen, der im Vorzimmer unter Beaufsichtigung eines Privat-Secretärs ein Geschenk niederlege, und dass diese Brüder außerdem noch in ihrem Zimmer von den reichen „Clienten“ Geld erhielten. ... Gegen die ihnen auferlegte Steuer ergriffen die Brüder die Beschwerde an den Verwaltungs-Gerichtshof, vor welchem am 24. d. M. unter Vorsitz des Hofrates Stransky die Verhandlung stattfand. Die von Dr. Zimmermann vertretene Beschwerde führte aus, dass eine Besteuerung nach dem Steuerpatente nur bei einer auf Gewinn abzielenden Thätigkeit erfolgen könne; Gebete und Segensprüche könnten jedoch nicht unter eine solche Kategorie der Thätigkeit fallen; außerdem fließe das Honorar für diese mehr religiöse Thätigkeit ausschließlich wohltätigen Zwecken zu und die beiden Brüder leben nur von den Zinsen ihres Vermögens. Dem gegenüber machte der Vertreter der Finanzbehörde, Ministerial-Secretär Dr. Ritter v. Lesigany, geltend, es sei durch die gepflogenen Erhebungen festgestellt, dass die Brüder sich auch mit Schlichtung von Streitigkeiten befassen, welche von ihnen allerdings auch als religiöse Actionen bezeichnet werden; außerdem sei es erwiesen, dass sie durch ihre Tätigkeit als „Wunderrabi“ ein colossales Vermögen erworben haben; als Beweis dafür, wie einträglich ihre Thätigkeit sein müsse, gelte der Umstand, dass Israel Friedmann seinem Bruder Isaak eine Abfindungssumme von 25000 fl. gegeben, damit er (Isaak) Sadagura verlasse und sich einen anderen Ort für seine Wirksamkeit suche, womit jedenfalls die Absicht verfolgt worden sei, dass die Gloriole eines „Wunderrabi von Sadagura“ auf eine Person herabfalle und die Concurrrenz in Sadagura beseitigt sei. Die Geschäfte des Wunderrabis haben eine kosmopolitische Bedeutung, denn von allen südöstlichen Ländern strömen Gläubige zu ihm. „Der Fiscus ist gottlos genug,“ schloß der Redner, „auf die religiöse Mission bei der Steuer keine Rücksicht zu nehmen“¹³⁵.

¹³⁵ Der Wunderrabbi von Sadagora vor dem Verwaltungs-Gerichtshof. In: Bukowiner Nachrichten, 27. November 1888

Wenn das äußere Bild des städtischen Lebens auch einen klar ausgeprägten deutschen Charakter aufwies, wurde dieser nicht ausschließlich durch deutsche Hände erreicht; einen großen Beitrag zur Entstehung dieser deutsch-österreichischen Kulturmetropole haben die Juden geleistet. Diese Tatsache wurde von den damaligen Zeitungen anerkannt und zum Ausdruck gebracht:

Wo Hütten standen, erheben sich mindestens anständige Wohnhäuser, denn außer palastartigen ärarischen und communalen Gebäuden erfreuen das ästhetisch gebildete Auge die modernen Bauten zahlreicher Privater. Namentlich ist es die reiche Judenschaft, die durch Neubauten excelliert, welche selbst größeren Städten alle Ehre machen würden, indem sie sämtlich dem modernsten Baustil entsprechen. Den Reichthum geistiger Bildung kennzeichnen christliche und jüdische Deutsche nicht bloß durch die mannigfachsten öffentlichen Institute, sondern auch durch eine Anzahl deutscher Tages-, Wochen- und Monatsblätter, die - von deutschen inländischen Federn bedient - hier der politischen, dort der belletristischen Geschmacksrichtung Rechnung tragen.¹³⁶

„Die Bukowina wurde zu einer Oase westlicher Kultur in halbasiatischen Ländern und die Kulturträger sind vornehmlich die Juden des Landes“, führte 1908 in einer großzügig angelegten Rede beim Judenkongress in Haag der Bukowiner Delegierte Dr. Kaßner aus.

Was aber das eigene Volkstum anbetrifft, sind die Juden der Bukowina zwischen Ost- und Westjudentum stecken geblieben. Keine Spur von jenem östlichen Judentum, wie es in Galizien pulsiert und zu unversiegbarem Quell jüdischen Lebens für die ganze Welt geworden ist. Der orthodoxe Jude, der seine Tracht und Speisegesetze wie ein Heiligtum wahr, ist in der Bukowina ein ganz anderer Mann als im Nachbarlande. Eine halbe Stunde von der blühenden Landeshauptstadt Czernowitz entfernt liegt das armselige Nest Sadagora. Hier, inmitten verfallener Hütten die „Klaus“ und die Burg des Wunderrabbi, dort, unweit dem Prachtbau der gr.-or. Erzbischöflichen Residenz, eine deutsche Universität. In diesem Gegensatz liegt der Anfang der Entwicklung. Die Judenschaft der Bukowina hat neben westlicher Kultur ein Spiegelbild des östlichen Volkstums stets vor sich, und so ist der Bukowiner Jude einerseits kein Westjude im landläufigen Sinne, weil jene geistigen Reflexionen, wie sie die antisemitische Umgebung im Westen hervorgebracht, hier nicht in Betracht kommen, andererseits aber auch kein Ostjude, weil Bukowiner Juden und Galizianer Juden, jener Weltypus der östlichen Volksgenossen in unserer

¹³⁶ Unser Deutschthum. In: Bukowiner Rundschau, 26. April 1883

Monarchie, grundverschieden voneinander sind. Die Mehrheit der Bukowiner Juden hat mit der traditionellen Tracht und anderem Beiwerk der Orthodoxen längst gebrochen. Der Kampf dieser mit den „Modernen“, der zur Spaltung der größten Kultusgemeinde einst führte, hat unter Patronanz der Regierung mit einem Siege der letzteren geendet und chassidische Vertreter, die aber ihre Sabbatmütze wohlverwahrt im Schreien halten, sind bloß als Experten für rituelle Institutionen beibehalten worden. Es sind die letzten Mohikaner einer abgestorbenen Richtung, deren Söhne und Enkel die Gymnasien und die Universität des Landes füllen und die selbst bei festlichen Angelegenheiten außerhalb der Synagoge den traditionellen Kaftan mit einem deutschen „Schlußrock“, das „Streimel“ mit Zylinderhut vertauschen und die nach Sadagora, Wiznitz und Bojan, den Sitzen von Wunderrabbinern, gravitieren – aus Pietät.¹³⁷

Die Feuilletons der Czernowitzer Zeitungen widmeten sich auch anderen Volksstämmen, ihrer Kultur und ihren Bräuchen. Und wenn Czernowitz mehrheitlich von „jüdischen Deutschen“ bewohnt wurde, so lebten die christlichen Deutschen, die in der Bukowina die Mehrheit ausmachten, in ländlichen Gemeinden, sprachen unterschiedliche deutsche Mundarten und pflegten ihre Bräuche unterschiedlich je nach Herkunftsregion. So veröffentlichte der bukowinadeutsche Dichter Heinrich Kipper einen Beitrag über die Volksbräuche der schwäbischen Volksgruppe der Bukowina: „Der rechte deutsche Mann ist eben einfach und schlicht in allen Dingen, in seinen Begrüßungen, Höflichkeitsbezeugungen usw. Der richtige Schwabe küßt selten oder nie und schon gar fremd ist ihm das Händ-,Schlecken““. Weiters macht Kipper eine äußerst wichtige Bemerkung zum modernen Diskurs über den interethnischen Charakter der Bukowiner Kultur:

Charakteristisch ist, dass trotz des engen und in der Regel friedlichen Zusammenlebens der verschiedenen Nationalitäten im Lande nur äußerst selten die Gebräuche eines Volksstammes von einem anderen übernommen werden. Ich glaube aber auch, dass sobald das deutsche Volk in der Bukowina diesen konservativen Standpunkt verließ, die Tage des Deutschtums im Buchenlande gezählt wären, trotz der paar deutschen Beamten, trotz der noch deutschen Amts- und Verkehrssprache, trotz der deutschsprechenden rumänischen, ruthenischen und polnischen Intelligenz und trotz der sich „zur deutschen Umgangssprache“ bekennenden 96.150 Juden im Lande. Der Nationalismus, d. i. das Volkstum, fußt im Volke und fällt mit dem Volke, das sich

¹³⁷ Die Juden in der Bukowina. In: Bukowiner Volkszeitung, 2. Februar 1908

seiner Eigenart, seiner Sitten und Gebräuche, seiner Sprache (Dialekt) begibt. Ohne das Bukowiner deutsche Volk, das sind besonders die deutschen Bauern, dann die deutschen Arbeiter und Gewerbetreibenden, die ihre nationale Eigenart nie aufgeben werden, nie aufgeben dürfen, gliche das Deutschtum einer Kunstblume ohne Wurzel, ohne Nerv, ohne Duft. Darum, deutsches Volk, bist du der reiche Brunnen, aus dem wir alle deutsches Volkstum trinken!¹³⁸

Eine solche Position ragt aus der Situation der liberalen österreichischen Kulturpolitik und der Vorherrschaft der deutschen Kultur in den Bukowiner Städten der Vorkriegszeit stark heraus. Sie erwies sich aber in der späteren Entwicklung der Zwischenkriegszeit, als die Bukowina zum Großrumänien gehörte und von einer massiven Rumänisierungspolitik in allen Lebensbereichen überwältigt wurde, als existenzrettend.¹³⁹

Zu den größten Volksgruppen der Bukowina gehörten die Ukrainer, die vor dem Ersten Weltkrieg etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung ausmachten. Dank der liberalen national-kulturellen Politik Österreichs konnte sich in der Bukowina ein reiches und buntes Nationalleben der Ukrainer entwickeln, aus welchem in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jh.s die bedeutendsten ukrainischen Schriftsteller hervorgegangen sind. Es ist beachtenswert, dass die deutschsprachige Zeitung „Bukowiner Post“ 1906 eine große Studie von Sylvester Jarytschewskyj aus der Bukowiner Bezirksstadt Kotzmann mit dem Titel „Eine reformierte Literatur. (Ein Kapitel aus der Entwicklung des ukrainisch-ruthenischen Schrifttums)“ veröffentlichte, die zum ersten Mal einen eindrucksvollen Überblick über die Geschichte der modernen ukrainischen Literatur bot:

Statt reformierte, könnte man sie wohl auch neue Literatur nennen. Da ist die Literatur, welche schon im 12. Jh. in „*Slowo o polku Igorewii*“ starken heroisch-lyrischen Ausdruck gefunden hat; welcher mehrere ähnliche Schriftdenkmäler verloren gegangen sind; welche auch später religiöses, soziales und Sittenleben ihres Volkes wiederspiegelte und leider schon in der Tatarenperiode, dann unter dem polnischen Joche und in der moskowitzischen Sklaverei ihren klaren Klang einbüßte oder auch gänzlich verstummte. Verstummte? – Ja, in dem geschriebenen Worte des intelligenten Schriftmächtigen verstummte das volkstümlich nachempfundene Gefühl, die Volksseele. Sie versank gänzlich in

¹³⁸ Volksbräuche. Von Heinrich Kipper. In: Bukowiner Nachrichten, 1. Oktober 1908

¹³⁹ Vgl. Hausleitner M., Die Rumänisierung der Bukowina. Die Durchsetzung des nationalistischen Anspruchs Grossrumäniens 1918-1944, München 2001, S. 497

der ruthenisierten alt-kirchenslavischen Ausdrucksweise oder in den polonisierten, dem Volke durchaus fremden, kalten Werken intelligenter Gedichten- und Predigtenmacher; nur hie und da glänzt in dem bunten Gemisch ein volkstümlicher Ausdruck. Jedoch pflanzte sie sich fort in dem lebenden, vom Munde zu Munde und vom Herzen zum Herzen schwebenden Worte d. i. in der Volkspoesie. Die ukrainisch-ruthenische Volkspoesie ist die themenreichste, die gefühlvollste im ganzen Slaventum. Aus der überreichen Schatzkammer der Volkspoesie begannen die späteren „gelehrten“ Dichter mit vollen Händen zu schöpfen. Auch in der berühmten, doch so oft qualvollen Geschichte der Nation fand sich ein Quell der Begeisterung.

Und so erscheint ein stärkeres Talent in der Person Iwan Kotlarewskyjs in der Ukraine, der mit seiner „Aeneida“ (Aeneis, 1798) die Wiedergeburt der ukrainischen nationalen Literatur, die Rückkehr von der toten Form und lossem Denken zur sonnüberfluteten Flur der heimischen Melodie und dem sich immer klarer gestaltenden Nationalgedanken bedeutet. Ihm folgen ziemlich individuelle, ja sogar starke Talente, wie Hryhory Kwitka Osnowjanenko mit seinen dazumal in Europa ersten Bauernnovellen (1844); Artemowksyj Hulak, Ewhenyj Hrebinka, später Leonid Hlibiu, Panjko Kulisch u.s.w. in der Ukraine. Im benachbarten Rotrußland (Ostgalizien) betritt die literarische Bühne ein reformatorischer Geist. Markian Schaschkewytsch, welcher im Verein mit Jakiw Holowyckyj und Iwan Wasilewysch die „Rusalka Dnistrowa“, ein volksfreundliches Werk, in die Welt schickt (1837). Sonderbarerweise ist das ein ruthenischer Priester, welcher mit seinen beiden Kollegen die in der Literatur sogenannte „ruska trijcia“ (das ruthenische Triumvirat) bildet und die von den höchsten ruthenischen geistlichen Würdenträgern so verpönte, verhöhnte und verhaßte, ja beinahe fluchbeladene Volkssprache auf seinem Banner hochhebt. Er wartet auch nicht lange auf eine kraftvolle Bestätigung und gewissermaßen Begutachtung seines kühnen Beginnens, denn schon im Jahre 1840 erscheint in Petersburg „Kobsar“, eine Sammlung ukrainischer Gedichte: der titanische Leibeigene laßt (zwar zunächst anonym) seine donnernde Stimme vernehmen. Taras Schewtschenko ist gekommen! Seine mächtige Stimme verkündet allmenschliche Liebe und Freiheit. Das Schillerische „Seid umschlungen Millionen!“ findet in der ukrainischen Steppe seinen klangvollsten, edelsten Wiederhall. Wenn das Erscheinen Kotlarewskyjs die Wiedergeburt der nationalen Literatur bedeutet, so bringt Schewtschenkos riesige Individualität ihren unerhörten rapiden Aufwuchs mit. (T. Schewtschenkos Gedichte wurden in alle zivilisierten Sprachen Europas übersetzt. Deutsch übersetzt wurde manches von Obrist, Franko, Popowicz und Sergius Spoynowski.)¹⁴⁰

¹⁴⁰ Eine reformierte Literatur. Von Sylvester Jarytschewskyj. (Ein Kapitel aus der Entwicklung des ukrainisch-ruthenischen Schrifttums). In: Bukowiner Post, 25. Oktober 1906

Seit den 90er Jahren des 19. Jh.s ist das große Zeitalter der Post- und vielmehr der Ansichtskarten angebrochen. Alle größeren und kleineren Städte hielten es für eine Ehrensache, Postkarten mit eigenen Ansichten anbieten zu können. Auch Czernowitz ist nicht abseits stehen geblieben, die namhaften modernen deutschen Druckereien lieferten ihre Produktionen auch in die Bukowina:

In Aquarelldruck, Buntdruck Gummidruck, Photolithographie, Photographie in allen Gattungen werden die Bilder hergestellt. Karten von Rom, von Petersburg, von Griechenland, von San Francisco, von Zanzibar, von Tirol, von der Schweiz, von Wien und andern österreichischen Orten, ja von Czernowitz und - selbst Sadagora werden draußen hergestellt und von unseren Papierhändlern verkauft.¹⁴¹

Dieses Thema löste in Czernowitz großes öffentliches Interesse aus, und

ähnlich der in Wien stattfindenden Ausstellung von illustrierten Postkarten, welche am 20. d. M. im Festsale der Wiener Handelskammer eröffnet wurde, fand am 22. d. M. im hierortigen Landesmuseum (Residenzgebäude) die Ausstellung der von Herrn Hermann Mittelmann zur Verfügung gestellten Sammlungen von Ansichtskarten aller Länder statt, die von einem zahlreich erschienenen Publikum mit großem Interesse besucht wurden. Es sind außerdem Specialsammlungen Bukowinaer Ansichten, Bilder, Münzen, österr.-ung. Postverzeichnisse ausgestellt.¹⁴²

Anfang des 20. Jh.s wird auch in Czernowitz das Bedürfnis spürbar, anderen Städten nicht nachzustehen und Kunstaussstellungen zu veranstalten. Die Presse berichtete gerne darüber, stellte aber die Art und Weise der Durchführung zur Diskussion und kritisierte den künstlerischen Geschmack des Publikums. Man kam allmählich zur bitteren Einsicht, dass sich zwar die städtebauliche, urbane, materielle Entwicklung von Czernowitz in Meilenschritten einer Großstadt näherte, die Kultur der bürgerlichen Schichten aber damit nicht Schritt halten konnte. Eine Serie hochinteressanter Feuilletons über die Kunstaussstellungen und die Bukowiner Maler publizierte Josef Koller in der „Bukowiner Post“. Er beginnt mit einer rhetorischen Frage: „Wie soll es aber um den geistigen Wohlstand einer Provinzstadt, wie Czernowitz, bestellt sein, die vom

¹⁴¹ Von den Ansichtskarten. In: Bukowiner Post, 11. Jänner 1898

¹⁴² Illustrierte Postkarten-Ausstellung im Bukowinaer Landesmuseum. In: Bukowiner Post, 28. Mai 1898

nächsten Kulturzentrum zwei Tagreisen entfernt ist?! Die große lokale Entfernung macht ein Verpflanzen jener hauptstädtischen Kultur sehr schwer, die Indolenz und Unempfänglichkeit Einzelner wie der Masse läßt Eigenes, Individuelles gar nicht aufkommen“. Im Hauptteil geht er aber zur konkreten Beschreibung über:

Nun verkünden „künstlerische“ Plakate in den Straßen der Landeshauptstadt, dass die „Gesellschaft der Kunstfreunde zum drittenmal eine Jahresausstellung arrangiert. Eine Huzulin, die für eine siegreiche Amazone zu halten nur ihr spezifisch bukowinaerisch gesticktes Bauernhemd verbietet, auf schnaubendem Roß, einen wehenden Banner in der Hand, verkündet, dass bei uns nicht alle Kunst tot ist, der Sinn fürs Schöne doch nicht erstorben ist. Der Katalog verzeichnet 400 ausgestellte Gemälde und Skulpturen. Unsere Theorie ist also umgestoßen?! Echte Kunst in der Provinz?! Nein! Verwerflichster Snobismus, an Stelle von echtem Kunstverständnis, Kunstprotz, statt echter Begeisterung! Die Ausstellung, zum Teile eine Sammlung von Halbheiten und Dilettantenarbeiten nach Bewunderung lechzender auswärtiger „Künstler“, lächerlicher Stückwerke kindisch eitler „Größen“.¹⁴³

Es wäre allzu bedauerlich, wenn die Reportage Kollers nur mit dieser Feststellung endete. Er provoziert absichtlich und zielt ab auf eine direkte Gegenüberstellung heimischer Maler und „fremder“ Künstler, wobei er den Czernowitzern enormes künstlerisches Potential zuschreibt:

Eine quantitativ nicht unbedeutende Rolle spielen unsere heimischen Künstler in der diesjährigen Ausstellung. Fleiß und Produktivität darf ihnen nicht vorenthalten werden. Allen voran ist Alfred Offner zu nennen, der an Talent und Geschick wohl alle seine heimatländischen Kunstgenossen weit überragt. Es liegt noch viel Sturm und Drang in seinen Werken. Dies soll kein Vorwurf sein! Im Gegenteil. Das Jugendliche, Impulsive, Himmelstürmende war immer Vorläufer klassischer Reife. Für ein großes zeichnerisches Talent spricht die – in einer finsternen Nische hängende – Zeichnung „Eine Predigt“. Vielleicht keine der in der Ausstellung placierten Offnerischen Sachen zeugt so beredt von der jugendlich-überlegenen Lebensauffassung des jüngeren Künstlers. Die allegorischen Zeichnungen „Die 12 Monate“ lassen uns gleichfalls in Offner den subtilen Zeichner schätzen. Von seinen Oelbildern sei an erster Stelle das Porträt eines jungen Mannes genannt. Gleich nach Offner sei W. Zaloziecki erwähnt. Er begnügt sich nicht damit, mit schlichtem Humor harmlose, heitere Szenen aus dem Leben zu zeichnen. Er wird beißend satyrisch, wenn er auf die Fäulnis unserer Gesellschaft hinweist. Zaloziecki hat – außer

¹⁴³ Kunstaustellung. In: Bukowiner Post, 31. Mai 1906

großem zeichnerischen Talent – einen sicheren scharfen Blick. Seine Karrikaturen „Pfaffen“, „Alfred Grünfeld“, seine „Militärischen Karikaturen“ sind wohl die kräftigsten Beweise seines vielversprechenden Talentes. Mit einer großen Anzahl von Bildern hat Frl. Kochanowksa unsere Ausstellung bedacht. Sie ist ein echtes Kind ihrer Heimat. Sie liebt die heimatliche Scholle. So ist es denn bald eine Zigeunerin, bald eine Huzulin, bald ein junger Bauer, bald ist es ein Fleckchen Bukowina, über das der Frühling seine Reize breitet, dem wir auf ihren Bildern begegnen.¹⁴⁴

Der oben erwähnte Josef Koller zog aus seinen Beobachtungen rund um die Kunstaussstellung zum Jahreswechsel 1906 eine eigentlich erschütternde Konsequenz:

Die Bewohner von Czernowitz setzen eine Ambition darin, als Großstädtler genommen und behandelt zu werden, jenen Grad also in der kulturellen Entwicklung erreicht zu haben, der unter diesem Titel den Anfang eines Superlativs bildet. Ist unsere Landeshauptstadt also wirklich auf jener Stufe kultureller und materieller Entwicklung angelangt, befindet sie sich auf dem Wege dahin, oder wird sie dieses Ziel nie erreichen? ... Die Kunstaussstellung in der zirka 80 000 Einwohner zählenden Landeshauptstadt war in den 14 Tagen seit ihrer Eröffnung von sage und schreibe 154 Personen, darunter 55 Studenten mit bedeutend ermäßigtem Eintrittspreise besucht. Die Ausstellung besuchten also täglich durchschnittlich 11 Personen. Bedeutet das nicht einen Skandal? Die Interessenlosigkeit unserer Intelligenz an Kunst und Kunstfragen, die hier glücklicherweise nicht durch Snobismus maskiert ist, hat nur eine Ursache: mangelnde Reife, Indolenz. Der gesellschaftliche Kastengeist steht bei uns in voller Blüte. Unsere Landeshauptstadt ist der empfänglichste Boden für das Vorurteil, das sich in den verschiedensten – mitunter empörendsten – Formen äußert. Die manigfaltigen unter dem Titel Standesbewußtsein oder Standesehre ausgewiesenen Gemütsroheiten sind Auswüchse des klassischen Provinzialismus. Czernowitz ist eine in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit aufgeblühte Stadt. Sie hat rasch aus dem Stadium der kleinen verfallenen Hütten den Sprung gemacht in große, drei, jüngst auch vierstöckiger Paläste. Es war ein Sprung von einem Extrem in das andere. Die große Lücke zwischen den beiden Pfeilern spüren wir jetzt noch in allen Knochen.

Mit dem rapiden Wachstum des Äußeren der Stadt geht eine rapide Steigerung des materiellen Wohlstandes einzelner Hand in Hand. Czernowitz ist die Stadt der Parvenues. Hier liegt der Schlüssel zum Rätsel. Die materielle Fähigkeit, sich das eine oder das andere – nebenbei zur eleganten Mode gewordene – edle Vergnügen, wie Theater, Konzerte zu gestalten, entbehrt des

¹⁴⁴ Ebenda

in westlichen Städten sie stets begleitenden Verständnisses. Das auch ist die Lösung des Rätsels, warum kurze Zeit bei uns verweilende Fremde von dem Kunstverständnis der Czernowitzer begeistert sind. Sie nehmen die Fähigkeit, und daraus resultierend die Verpflichtung, sich ein Billet zu kaufen, für Bedürfnis. Und darin täuschen sie sich. Es wird Generationen bedürfen, um die durch die sprunghafte Entwicklung verursachten Lücken zu füllen. Auch hier ist die Hoffnung und der Stolz die Jugend. Ihre Kraft und unverfälschte Begeisterung wird forträumen mit den gemalten Puppen, denen der Mund nicht sagt, was das Herz fühlt, den Elementen unserer Gesellschaft von heute. Sie wird echte Menschen an ihre Stelle setzen.¹⁴⁵

Einen besonderen Platz im Werden der Kulturstadt Czernowitz spielte die Musik. Musikalische Kultur wurde, wie oben erwähnt, im 19. Jh. sehr intensiv gepflegt und entwickelt. Mittelpunkt der musikalischen Aktivitäten wurde der Musikverein mit seinem Konzertsaal, der sich durch die herrliche Akustik auszeichnete. Die Namen der hier konzertierenden Gastchöre, Instrumentalisten, Sänger und Orchester sind Legion; stellvertretend seien nur Leo Slezak, Alice Barbi, Alfred Piccaver, Leopold Demuth und Arthur Rubinstein genannt.¹⁴⁶ Aber das eigentliche Czernowitzer Musikleben drehte sich über vier Jahrzehnte lang um die herausragende Persönlichkeit des legendären Direktors Adalbert Hrimaly, dessen Biographie 1908 die „Bukowiner Nachrichten“ publizierten, woraus wir nicht nur ein Lebensbild dieses großen Mannes, sondern damit ein ganzes Kapitel der städtischen Kulturgeschichte gewinnen:

Adalbert Hrimaly wurde im Jahre 1842 in Pilsen geboren, wo sein Vater Stadtorganist und angesehener Musiklehrer war. Gleichzeitig mit zwei jüngeren Brüdern trat er in das Prager Konservatorium ein, wo er so rasche Fortschritte machte, dass er als ganz junger Mann schon eine Anstellung als Konzertmeister in Amsterdam fand. Im Jahre 1860, also 18jährig, ging er in gleicher Eigenschaft an Smetanas Stelle nach Gothenburg in Schweden, wo er als Orgelspieler, Dirigent und Komponist eine rege Tätigkeit entwickelte und in gesellschaftlichen Kreisen so beliebt war, dass er u. a. Mitglied der dortigen Freimaurerloge wurde. Nach siebenjährigem Wirken wurde er von Smetana nach Prag berufen, als durch die nationale Bewegung daselbst ein Nationaltheater begründet worden war. Obwohl ihm sein Scheiden von Gothenburg durch ungewöhnliche Abschiedsfeierlichkeiten sehr erschwert wurde, folgte er voll froher Hoffnungen dem Zuge in die Heimat und war durch 8 Jahre als

¹⁴⁵ Bedenkliche Symptom. Von Josef Koller. In: Bukowiner Post, 30. Dezember 1906

¹⁴⁶ Tiefenthaler P., Das Musikleben. In: Czernowitz. Eine Stadt im Wandel der Zeit, Hg. v. I. Bornemann, P. Tiefenthaler, R. Wagner, München 1988, S.105

Konzertmeister am böhmischen Theater tätig. In dieser Zeit entstand sein erstes größeres Werk, die komische Oper „Der verwunschene Prinz“, die zuerst in Prag mit außergewöhnlichem Erfolge, dann in Pilsen, Brünn, Graz und auch in Czernowitz aufgeführt wurde. Streitigkeiten in der Leitung des böhmischen Theaters verleiteten ihm die Stellung derart, dass er die ihm angebotene Stelle eines zweiten Kapellmeisters am deutschen Landestheater in Prag annahm, was ihm jedoch von tschechischer Seite sehr verübelt wurde. Da ihn aber auch die letzte Stellung nicht befriedigte, so kam ihm der Antrag des zufällig in Prag weilenden Violinspielers Leon Koffler aus Czernowitz sehr gelegen, die Stellung als artistischer Direktor des vor 12 Jahren hier gegründeten Vereines zur Förderung der Tonkunst in der Bukowina anzunehmen.

Am 4. September 1874 traf er in Czernowitz ein, fühlte sich aber schon auf der Fahrt vom Bahnhofe in die Stadt so deprimiert, dass er es sehr bedauerte, nach der, wie er sagte „verwahrlosten Plankenstadt, die nach außen den stolzen Titel Landeshauptstadt führt“, gefahren zu sein. Dennoch entschloß er sich, hier zu bleiben, da er vielseitiges Entgegenkommen fand und für seine künstlerischen Bestrebungen weitgehende Zusagen gemacht wurden. Seine Tätigkeit im Vereine begann er in einem in der Herrengasse gelegenen Hoflokale, das ursprünglich ein Stall gewesen und zu zwei Wohnzimmern umgestaltet wurde. Es dauerte nicht lange und der Gedanke, dem Verein ein eigenes Heim zu schaffen, gelangte schon nach 3 Jahren zur Verwirklichung. Am 10. Dezember 1877 konnte bereits das fertige Gebäude dem Verein zur Benützung übergeben werden und dieses war fortan der Ort, wo er als ausübender Künstler, als Dirigent und als Lehrer durch volle 31 Jahre seine segensreiche Tätigkeit entfalten konnte. ... Mit Hrimaly begann in Czernowitz ein neues musikalisches Leben. Im Vereine mit L. Koffler, Leon R. v. Gojan und Basil R. v. Duzinkiewicz begründete er ein Streichquartett, zu welchem auch hervorragende Pianisten zugezogen wurden. Die jährlichen Kammermusik-Abende wurden auf diese Weise in Czernowitz eine Quelle reinsten Kunstgenusses und wie weit es Hrimaly darin gebracht hat, davon gaben die im letzten Winter veranstalteten Beethoven-Abende Zeugnis, an welchen von ihm und seinen Schülern 14 Streichquartette dieses Meisters mit vollendeter Präzision und weihevoller Auffassung aufgeführt wurden. Eine zweite wichtige Neueinführung für Czernowitz waren die geistlichen Konzerte, welche alljährlich in der Osterwoche stattfanden. Eine stattliche Reihe der schönsten Kirchenmusikwerke wurden den weitesten Kreisen bekannt, so die berühmten Kirchengesänge (Stabat mater) von Palestrina, Pergolesi, Astorga, Rossini, die Requiems von Brahms, Händels Messias, Mendelsohns Paulus u. v. a. Ferner wurden die statutenmäßigen Konzerte des Vereines zur Aufführung großer Chor- und Instrumentenwerke verwendet, wobei Hrimaly es so trefflich verstand, bald mit ernst eindringenden Worten, bald mit Humor die oft teilnahmslosen Mitwirkenden für jedes Kunstwerk zu begeistern. ... Hrimaly war bei verschiedenen Anlässen Gegenstand allgemeiner Ehrenbezeugungen.

Vom Musikverein wurde ihm eine kostbare Geige von Stradivarius als Zeichen aufrichtiger Sympathien überreicht.¹⁴⁷

Das musikalische Thema beschäftigte die Feuilletonisten so stark, dass sie darüber literarische Texte hervorbrachten, worin die Kritik das Ziel und die Musik das Mittel war, wie in dem Feuilleton „Die Klaviermusik in der Bukowina“:

Die Bukowina steht im Zeichen des Klaviers. Das Land ist überschwemmt von diesen erklärten Lieblingen aller nervösen Hausherrn. Im Salon des Großen, im Klavierzimmer des Patriziers, in der guten Stube des Kleinbürgers steht es da, das dreibeinige Ungetüm, diese *bestia sonans domestica* mit dem ungeschlachten Körper und der singenden Seele. In allen Konstruktionen und Preislagen, in allen Farben und Formaten, in allen Stimmungen und ach! in allen Verstimmungen. Alle Arten sind vertreten vom Urtier, dem Spinett, das noch nicht ausgestorben ist, bis zum letzten veredelten Zuchtstück, dem englischen Klavier. ...

Czernowitz ist ein Wald von Klavieren. Ein Versuch, ihre Anzahl festzustellen, ist mir mißlungen; kein Modus des Zählens hat sich bewährt. Aber der Konsum, die Gattung der Musik und die Art der Pflege waren ziemlich leicht zu ermitteln. Wenn man in so und so vielen Salons und Klavierzimmern gewesen ist und wenn man beschauliche Spaziergänge durch die Stadt macht, mit einziger Kenntnis der Klavierliteratur und mit offenen Ohren ausgerüstet, so gewinnt man bald ein ziemlich genaues Bild vom musikalischen Treiben der Stadt. ...

Im Salon der noblen Dame wird ein Bach-, Schumann-, Wagner- oder Beethovenkultus getrieben, je nachdem, welchen Meisters Büste gerade ins Milieu, zur Garnitur des Salons, paßt. Musik muß sein, sie ist ein notwendiges Erfordernis der „Gesellschaft“, und Noblesse des Geschmacks muß bekundet werden – also los mit der klassischen Musik. Das darf man aber nicht generalisieren; es gibt Salons, wo edle Musik mit aufrichtigem Enthusiasmus und echtem Verständnis gemacht wird. Die Sonaten von Beethoven, die Inventionen von Bach, die kleineren Kompositionen von Schumann werden hier mit unendlicher Liebe und Hingebung gespielt.

Auch in normal bürgerlichen Kreisen sind einige Ansätze zu gediegener Musikpflege. Freilich wird mehr extensiv als intensiv gespielt. Unglaublich viel werden Lieder ohne Worte von Mendelsohn gespielt. Selten mit der nötigen Innigkeit, aber immerhin mit einem hübschen Grad von Verständnis für die Melodie. Das Rondo capriccioso in E-moll behauptet nach wie vor seine dominierende Stellung als Paradestück daheim und bei öffentlichen Prüfungen.

¹⁴⁷ Adalbert Hrimaly. In: Bukowiner Nachrichten, 21. Juni 1908

gen. Dagegen wird Grieg massenhaft gespielt. Mit vielem Bedauern muß ich verzeichnen, dass man für Schumann sehr wenig übrig hat ... In den Städten wird viel vierhändig gespielt. Bei diesem Reichtum an Klavierkundigen findet man bald eine Partnerin – oder besser einen Partner – mit dem man einen trüben Winterabend durchspielt.¹⁴⁸

Dem Autor dieser Studie, der mit „Doz. Robinson“ zeichnete, ist es gelungen, durch die deklarierte Thematik ein viel breiteres Spektrum der gesellschaftlichen Verhältnisse in der Bukowina und ihrer Hauptstadt festzuhalten.

Die vielen dem Theater- und Konzertleben gewidmeten Feuilletons vermitteln den Eindruck, dass die Czernowitzer Szene durchaus als Alternative zur Wiener Kunst- und Literaturkritik betrachtet wurde: „Man muß nicht ewig nachbeten, was die geistreichen und berühmten Kollegen in Wien schreiben“.¹⁴⁹

Das Theater, welches hier im fernen Osten eine große Kulturaufgabe zu erfüllen hatte, war mehr denn je auf die Presse angewiesen. Aber nicht bloß auf die Presse, die lediglich ihr Amt in der Richtung einer objektiven Kritik ausübte; hier mußte schon etwas mehr geschehen. Hier fiel der Journalistik die Aufgabe zu, mit Initiative dem Theater die Wege zu ebnen, andererseits das Theater vor Eingriffen, die seiner Existenz Gefahr brachten, sowie von den parasitären Mitläufern zu schützen¹⁵⁰,

formulierte Arnold Schwarz die Aufgaben der örtlichen Journalistik.

1878 wird in Czernowitz das erste Stadttheater mit 547 Sitzplätzen nach den Plänen von Architekt Joseph Gregor errichtet, welches seiner Bestimmung bis 1904 diente, ehe es 1905 durch das neue Stadttheater des bekannten Wiener Architektenduos Fellner und Helmer ersetzt wurde. Neben dem Wirken des Theatervereines kümmerte sich um das Theaterleben die Gemeindeverwaltung. Aber vielmehr war es die Czernowitzer Presse, welche die Theaterkritik intensiv pflegte und für die entsprechende Stimmung oder auch Missstimmung im Publikum sorgte. Die Theaterrubriken bieten uns reichlich Quellen zum Einblick ins intensive Theaterleben der Czernowitzer Gesellschaft, vermitteln uns den hohen Wert des Theaters in den verschiedenen Entwicklungsperioden der Kulturstadt Czernowitz.

¹⁴⁸ Klaviermusik in der Bukowina. In: Bukowinaer Post, 25 Dezember 1906

¹⁴⁹ Corbea-Hoisie A., Czernowitzer Geschichten, S.118-119.

¹⁵⁰ Schwarz; S. 131.

Im Übrigen haben sich bei uns die Theaterverhältnisse gebessert; das haben die letzten Jahre bewiesen, in denen ein günstiger Fortschritt nicht zu verkennen ist. Hiebei hängt alles von der Direktion und den zur Aufführung gelangten Stücken ab, denn es ist nicht zu leugnen, dass unser Theaterpublikum verwöhnt ist; das Mittelmäßige letzter Sorte sagt nicht zu und vermag es nicht auf die Dauer vor die Rampe zu locken. Diese Geschmacksrichtung ist gewiß nur lobenswerth, und bei einiger Oekonomie vermag man ihr auch gerecht zu werden. Darsteller, wie wir sie im Vorjahre in Kauf nehmen mußten, könnten nur unser Mitleid erwecken, werden aber niemals sich besonderer Gunst rühmen können. Dann gilt es mit außerordentlichen Kräften, mit teureren Gästen zu arbeiten, aber dadurch sollte man die Existenz der Bühne nicht gefährden. Wir müssen eben unsere eigene Bühne haben, unsere eigenen Darsteller, die genügen, auch wenn keine illustren Sterne etwas von ihrem Glanze der Unzulänglichkeit und der völligen Unrichtigkeit borgen. ... Man sagt dem Czernowitzer Theaterpublikum nach, es ziehe die Operette dem Schau- oder Lustspiele vor. Nach den Erfahrungen der Directoren wäre man geneigt, diese Vorliebe einzugestehen; auch größere Bühnen arbeiten in den letzten Jahren stark in diesem Genre und erringen damit bessere Cassa-Ausweise. Man sollte aber auch hier ein Zuviel vermeiden und auf eine gleichmäßige Vertheilung bedacht sein. Die deutsche Dramenliteratur ist ja reich genug an vortrefflichen Lustspielen, und je abwechslungsreicher das Repertoire ist, um so günstiger werden sich die Chancen für den Direktor stellen.¹⁵¹

Wie das Wiener Theaterpublikum, so hatte auch jenes von Czernowitz seine Lieblinge, an denen es mit allen Fasern eines „kunstpmpfänglichen Provinzlergemüths“ hing. So berichtet die „Bukowiner Rundschau“ über das Gastspiel eines Lieblings nicht ganz ohne Humor:

Pepi Glöckner ist seitdem wir sie hier zum letztenmale sahen, leider nicht jünger geworden, aber ihre Kunst, ihre anmutige berückende Darstellungskunst, ist wie ihr weiches modulationsfähiges Stimmchen jugendfrisch geblieben, darum ist die Glöckner auch die Alte geblieben. Am Sonntag bot sich Pepi Glöckner in „Drei Paar Schuhe“ Gelegenheit, ihr ureigenstes Können zu zeigen. Die Schuastermasterin Leni sang sich gestern wohl für lange Zeit wieder in die Herzen der begeisterten Czernowitzer ein.¹⁵²

Die unzufriedenen Stimmen des Theaterpublikums richteten sich in der Regel immer gegen die Direktion, die allein für alles verantwortlich ge-

¹⁵¹ Zur Theatersaison. In: Bukowiner Rundschau, 28. September 1882

¹⁵² Gastspiel Pepi Glöckner im Stadttheater. In: Bukowiner Rundschau, 15. November 1883

macht wurde. Die Presse aber nahm sie öfters in Schutz und verwies auf die Wechselbeziehung zwischen Publikum und Direktion:

Es ist eine irrige Anschauung, welche von vielen Theaterbesuchern geteilt wird, wenn man glaubt, dass die Theaterdirection allein bestimmend auf die Aufführungen wirken und dass das Publikum gar keinen Einfluß auf den guten Erfolg einer Vorstellung nehmen könne. Wir können doch nicht vom Theaterdirektor verlangen, dass er ausschließlich gute Stücke bieten soll, ohne Rücksicht auf die Teilnahme des Publikums. So ist es nicht gemeint. Publikum und Theater müssen in Wechselbeziehung zueinander stehen. Ein Provinztheater ist ja bekanntlich nicht auf einen so großartigen Fundus und auf so viele Hilfsmittel gestellt, wie eine gewöhnlich reich subventionierte Hofbühne, und ein mehrmaliges Fernbleiben des großen Publikums vom Theater genügt schon, um auf den Erfolg der Aufführungen trotz des besten Willens der Direction den ungünstigen Einfluß zu nehmen. Es hängt also ausschließlich vom Publikum ab, sich die Saison angenehm zu gestalten.¹⁵³

Seit Mitte der 80er Jahre wurde in Czernowitz über die Errichtung eines großen und modernen Musentempels nachgedacht, die öffentliche Diskussion darüber entfaltete sich besonders um die Jahrhundertwende. Man hegte die Hoffnung, dass mit einem schönen Theatergebäude auch das betreffende Angebot auf einem höheren Niveau von selbst zu erwarten wäre. Dieser Sicht widersprach aber der damalige Theaterdirektor Gregor, indem er meinte, es genüge

lange nicht, ein schönes, neues Theatergebäude herzustellen, man muß auch auf Mittel und Wege sinnen, dieses Gebäude seinem Zwecke in entsprechender Weise zuzuführen oder mit anderen Worten gesagt, dafür Sorge zu tragen, dass eine gute Theatergesellschaft sich bei uns auch erhalten kann. ... Es besteht fast kein einziges Provinztheater ohne ausgiebige Subvention seitens Land und Stadt. Hier einige Beispiele: die Stadt Laibach hat ein Theater, in welchem deutsche und slavische Vorstellungen gegeben werden. Jede von beiden Gesellschaften wird sowohl von der Stadt als auch vom Lande mit je 6000 fl. jährlich subventionirt. – Budweis subventionirt sein Theater mit 4265 fl. jährlich. – Das Theater in Krakau erhält vom Lande eine jährliche Subvention von 8000 fl. – Das Theater in Klagenfurt erhält von Stadt und Land je 500 fl. Jahressubvention. Brünn verwaltet sein Theater in eigener Regie und hat in den letzten 15 Jahren einen Ueberschuß von 20 000fl. Nicht uninteressant ist es auch zu vergleichen, was in den verschiedenen Orten die Bevölkerung per

¹⁵³ Theater Kunst und Literatur. In: Bukowiner Nachrichten 1888, 25. Oktober.

Kopf für das Theater leistet: Klagenfurt 5 kr., Linz 5 kr., Brünn 5,5 kr., Lemberg 23,5, Laibach 70 kr. und Czernowitz 1,5 kr.¹⁵⁴

Auch die „Czernowitzer Presse“ erkannte dieses Problem:

Der alte Geist der Undankbarkeit des Czernowitzer Theaterpublikums ist immer wach und verwöhnt ist es, das Beste vom Guten will es haben, aber nur dann, wenn es nicht mit Geldausgaben verbunden ist.“¹⁵⁵ „Die Czernowitzer sind doch ein eigenthümliches Völkchen. Sie verlangen, wie die Kinder, nach buntem Spielzeug und lassen es dann, wenn sie es bekommen, ungeachtet im Winkel liegen und vergnügen sich mit dem, was sie ohne Greinen und ohne Kosten auch vordem besaßen. Es ist ihnen nicht leicht etwas gut genug, sie haben es da und dort schon besser gesehen, und wenn das Spielzeug in Wahrheit auch nicht schöner war als daheim, so hat man sich doch draußen damit besser unterhalten als hier. ... Die Nothwendigkeit des Bestandes eines Theaters wird allseits anerkannt, aber wenn's dazu kommt, diese Nothwendigkeit durch eigenes Dazuthun (durch einen kleinen Griff in die Tasche) praktisch zu betätigen, dann meint Jeder, warum soll ich es gerade sein, der ein Mehrers leistet. ... Zur Erhaltung des Theaters ist hier die Intelligenz – ganz ohne Rücksicht, welcher Nation sie angehört – verpflichtet.“¹⁵⁶

Die Czernowitzer ließen sich gerne begeistern, konzentrierten sich voll auf die eine oder andere Frage, vergaßen dabei aber gerne auf die Erledigung des Pragmatischen. So mussten die Feuilletonisten auch in der Zeit der heißen Theaterdebatten die Bürger auf den Boden zurückholen, wie dies Gemeinderat Titus v. Onciul einmal machte:

Wie erbärmlich erscheint gegenüber der aufregenden und leidenschaftlichen Theaterdebatte die Straßenpflaster-Debatte. Man kann sich wohl dem erzieherischen Wirken des Theaters nicht verschließen und bildet die Güte des Theaters einen Maßstab für die kulturelle Entwicklung einer Stadt, doch was nützt das Theater, wenn der heißumstrittene Kunsttempel nur nach Verlust der Beschuhung im sprichwörtlichen Czernowitzer Kotmeere erreicht werden kann. Schon der große Chemiker Liebig hat den Ausspruch getan, dass die Menge der bei einem Volke verwendeten Seife, d. h. das Bedürfnis nach Reinlichkeit auf den Grad der Volkskultur schließen läßt. Genau denselben Schluß läßt die Reinlichkeit eines Ortes auf den Kulturgrad seiner Bewohner zu – vorausgesetzt einen Gemeinderatsbeschluß. Dass der Schluß, der aus dem traurigen Straßenzustande gezogen werden muß, zu Ungunsten der Czernowitzer aus-

¹⁵⁴ Theater. In: Bukowiner Post, 25. September 1898

¹⁵⁵ Theater. In: Czernowitzer Presse, 1. Juni 1904

¹⁵⁶ Unser Theater. In: Bukowiner Nachrichten, 19. Oktober 1900

fällt, kann täglich von den entsetzten Gesichtern aller Fremden gelesen werden, die das östlichste Bollwerk deutscher Kultur in Österreich, d. i. Czernowitz besuchen. Daraus geht hervor, dass vorerst der Reinlichkeitssinn der Bevölkerung durch den Gemeinderat gehoben und gefestigt werden muß, aus dem dann von selbst der Schönheits- und Kunstsinn sich entwickelt.¹⁵⁷

Nachdem die Errichtung des neuen deutschen Stadttheaters Anfang 1905 eine beschlossene Tatsache schien, zerbrach man sich in Czernowitz die Köpfe, welchen Händen, welchem Direktor man diesen neuen Musentempel anvertrauen könne. Die Ausschreibung zur Vergabe des Postens blieb nicht unbeantwortet, Anträge kamen aus vielen Städten der Monarchie und Deutschlands. Die Entscheidung hatten der Gemeinderat und die Theaterkommission des Magistrates zu treffen, aber auch die Bürgerschaft blieb nicht abseits und ließ ihre Stimme aus der Zeitung hörbar werden:

Vom Standpunkte der Czernowitzer Kaufmannschaft ist die Vergebung des Czernowitzer Stadttheaters zu einer sehr vitalen Frage geworden. Es kann nicht gleichgültig bleiben, in welche Hand die Leitung des neuen Theaters gerät. Die Kaufmannschaft lebt ja teilweise in der Wintersaison vom Theater und muß deshalb gerade im Interesse dieses bedenkenden Bruchteiles der Steuerzahler bei der Vergebung unseres Theaters mit der sorgfältigsten Genauigkeit vorgegangen werden. Einer der Kandidaten für den Direktorposten war Herr Ranzenhofer, der sein „Jantsch-Theater“ in Wien losgeschlagen hat und nun auf das Carl-Theater aspiriert! Ranzenhofer behandelt Czernowitz schon in seinem Offert so von oben herab und würde seine Direktion hier sicherlich nur als bequeme Übergangsstation betrachten. Und dann der Direktor des Jantsch-Theaters, in dem „Servus Brzezina“ und „Burengeneral“ oder ähnliche literarische Ereignisse über hundertmal aufgeführt wurden, kann der wirklich eine neue Aera der echten Kunstpflege in unserer Stadt inaugrieren? ... Überdies besteht eine der ersten Hoffnungen, die wir an das neue Theater knüpfen, darin, dass wir endlich in die Lage gesetzt werden sollten, die große Oper nicht in Notbesetzung, sondern durch Opernkräfte dargestellt zu sehen. Herr Gilers, der andere Kandidat aus Regensburg hingegen, der sich wohl viel mit der Oper abgegeben hat, bietet dafür nicht die Gewähr, dass auch den literarischen Anforderungen voll Rechnung getragen werden wird. Um nun nach beiden Richtungen hin den Ansprüchen und Erwartungen der Bevölkerung gerecht zu werden, bleibt vernünftigerweise nur eine Wahl: Herr Karl Weiß, der ehemalige Direktor des Salzburger Stadttheaters in

¹⁵⁷ Die Straßenpflasterung und die Czernowitzer Handelswelt (Gemeinderat Titus v. Onciul). In: Bukowiner Lloyd, 9. Januar 1905

Verbindung mit Baron Metzsch von Schillbach, dem Intendanten des gegenwärtig hier gastierenden Schauspielerensembles, sind die sympatischsten Bewerber.¹⁵⁸

Nun fiel aber der Beschluss anders als gewünscht. Am 18. September 1905 publizierte der neue Direktor Ranzenhofer die Eröffnungsanzeige des Stadttheaters:

Durch das Vertrauen des Gemeinderates der Landeshauptstadt Czernowitz zum Leiter des neuen Stadttheaters erwählt, gestatte ich mir ergebenst anzuzeigen, dass die diesjährige Theatersaison am Vorabende des Allerhöchsten 75. Namensfestes Sr. Majestät des Kaisers am Dienstag den 3. Oktober 1905 beginnt. Den gerechten Anforderungen des Publikums nachkommend, habe ich mit größter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ein vorzügliches Ensemble für Operette, Schau- und Lustspiel zusammengestellt, die bedeutendsten Novitäten erworben und mit illustren Wiener Künstlern Gastspielverträge abgeschlossen. Die volkstümlichen Freitags- und Sonntag-Nachmittags-Vorstellungen, bei welchen neben den Werken der Klassiker auch das moderne Repertoire gepflegt werden soll, werden auch weiterhin bei bis zur Hälfte ermäßigten Preisen stattfinden.¹⁵⁹

Es dauerte nicht lange, bis das Czernowitzer Publikum und die Kritiker sich ein Bild von dem gespannt erwarteten neuen Direktor machen konnten. Kaum einen Monat nach der Eröffnung kämpfte man bereits wieder um das Recht des Publikums auf ein gutes Theater:

Trotzdem kann den einzelnen Darstellern gar kein Vorwurf gemacht werden. Es sind dies zumeist junge Kräfte, die etwas werden wollen und voraussichtlich auch werden dürften. Das Czernowitzer Stadttheater ist noch lange nicht eine Schauspielschule. Ein solches Personal ist allerdings billiger, zum großen Teile ganz und gar billig und auf jeden Fall bequemer zu handhaben. Wahrscheinlich hat sich Herr Ranzenhofer von diesen Motiven leiten lassen. ... Für echte Kunst ist Czernowitz immer empfänglich gewesen. Das beweist der zahlreiche Besuch von besseren Gastspielen und nicht minder die jetzige Stellungnahme des Publikums gegen das Theater. Aber auch für bescheidenere Darbietungen hat unser Theaterpublikum immer Nachsicht und Dankbarkeit gehabt.¹⁶⁰

¹⁵⁸ Die Vergebung des neuen Stadttheaters. In: Bukowiner Lloyd, 13. Jänner 1905

¹⁵⁹ Stadttheater. In: Bukowiner Lloyd 1905, 18. September 1905

¹⁶⁰ Czernowitzer Stadttheater. In: Bukowiner Lloyd, 30. Oktober 1905

Nach der ersten Theatersaison hatte auch Direktor Ranzenhofer die Bedürfnisse und Erwartungen des Czernowitzer Publikums besser kennengelernt und bereitete sich für die zweite Saison sorgfältiger vor. Bereits Ende August 1906 machte die Theaterkanzlei eine vielversprechende Mitteilung:

Direktor Ranzenhofer hat sein Personal komplett engagiert und hofft, mit demselben sich die Zufriedenheit des Publikums zu erwerben.

Um den vielen Stimmen, die nach modernen litterarischen Werken verlangen haben, Rechnung zu tragen, wird die Direktion diesem Kunstgenre heuer besondere Sorgfalt zuwenden und werden bisher in Czernowitz unaufgeführte Werke von Henrik Ibsen, Gerhard Hauptmann, Hermann Bahr, Arthur Schnitzer, Oskar Wilde und anderen modernen Dichtern dem Spielplane einverleibt.¹⁶¹

Die sachkundige und anerkennende Stimme von Sigmund Welt machte zum Jahresschluss 1906 einige zusammenfassende Bemerkungen zum Thema Theaterwesen in Czernowitz:

Unser Publikum ist musikalisch gebildet und verwöhnt. Ganz im Gegensatz zum Theater versteht unser Publikum von der Oper sehr viel. Ein falscher Geigenton geht uns auf die Nerven, ein Kikser wird als Ohrenbeleidigung empfunden und an prächtigen Stimmen hat die Stadt keinen Mangel. Nur gottbegnadete Meister können sich vor unserm Konzertpublikum behaupten, das blanke Virtuosenstum fällt erbarmerlos ab. Czernowitz ist eine Wartburg, denn wir haben nicht nur geschultes musikalisches Verständnis, sondern was weit wichtiger ist, musikalisches Empfinden. ... Eine gute Oper kostet ein grimmiges Geld, die Stadt müßte tief in den Säckel greifen, eine Oper erhalten zu helfen. Wir sind nicht reich genug, einen solchen Genuß dauernd bestreiten zu können und die Gemeinde hat auch nicht das Recht, mit dem Obolus der Armen das Vergnügen der Reichen zu bezahlen. Diesen Mut hat nicht einmal die Großkommune Wien. ... Eine schlechte Oper können wir nicht brauchen, eine gute können wir uns nicht leisten, es bleibt nur ein Ausweg, um auf die Oper nicht völlig zu verzichten, den Theaterdirektor zu einem kurzen Operngastspiel für die Nachsaison zu verpflichten. Damit bliebe das Theater intakt und das Musikpublikum käme auch auf seine Rechnung. Wird dieser Vorschlag als einzig mögliche Lösung akzeptiert, so ändert sich der Stadt unsere heutige Theaterkrise vollständig.¹⁶²

¹⁶¹ Theaternachricht. In: Bukowiner Lloyd, 27. August 1906

¹⁶² Direktion - Ranzenhofer. In: Bukowiner Lloyd, 10. Dezember 1906

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Herausbildung einer regionalen Kulturmetropole, welche Czernowitz vor dem Ersten Weltkrieg eindeutig geworden ist, möglich wurde durch die langjährige intensive Arbeit in der Wirtschaft und vor allem in der Kultur, wodurch das Czernowitzer Bürgertum in vielen Bereichen einen Entwicklungsgrad erreichte, welcher dem mitteleuropäischen Niveau nicht nachstand. Das Czernowitzer Pressewesen war Jahrzehnte hindurch zur treibenden Kraft und zum ureigenen moralischen Spiegel der städtischen Entwicklung geworden. Aus den vielen Motiven dieser aufstrebenden Arbeit verdient eines besonders betont zu werden, nämlich der Drang nach Westen, die Orientierung nach Wien, und das verkörperte sich in den vielfältigen Bemühungen, um Czernowitz einer europäischen Kulturmetropole würdig zu machen.

Arnold Schwarz blieb es vorbehalten, 1925 aus dem nunmehr rumänischen Czernowitz über die österreichische Epoche folgendes zu schreiben:

Diese Stadt setzt ihre eigene Kulturgeschichte fort. Sie hat einmal kraft unendlichen Fleißes, kraft eines Herzensbedürfnisses für das Schöne und Gute, den Grad als Kulturstadt gewonnen, und sie will ihn behalten. Was die Menschen hier seit Jahren unternehmen, das Festhalten an diesem Kulturgrad, das ist natürlicher Herzenstrieb, Erworbenes festzuhalten und es nicht fortziehen zu lassen. Darnach richtet sich auch der Grad der gesellschaftlichen Beziehungen, die Art der Veranstaltungen und des Theaterbesuches, darnach richtet sich auch die Art, wie sich ihre Bewohner in der Gesellschaft, im Kaffeehaus benehmen, wie sie sich auf der Straße bewegen, wie sie den Sonntag feiern, wie sie im Sommer in die Sommerfrische ziehen, wie sie all die Bedürfnisse, die Errungenschaften, die der Westen schafft und uns hier genießen läßt, in sich aufnehmen. Das gesellschaftliche Leben erhält seine Merkmale von der Sucht, sich nicht hinunterdrücken zu lassen, sondern mit der Zeit Schritt zu halten, und wenn es selbst Jazz ist, auch ihn mitzumachen und zu zeigen, dass man mit der Zeit mitgeht. Es gibt da viele Halbheiten, viel Abklatsch, viel sinnloses Nachmachen nach jeder Richtung, sowohl im Handel, als auch in der Gesellschaft, in der Pflege von Kunst und Literatur; aber unbeschadet dieser Provinzhemmungen ist der Blick nach vorwärts gerichtet, waltet das Streben, sich nicht unterkriegen zu lassen, auch wenn zuweilen die Mittel, die angewendet werden, die Kraft nicht vertragen, die zur Erreichung des Zieles notwendig ist. Czernowitz, du bleibst, was du warst, die Stadt, die jeder, der

sie gesehen, der länger als vierundzwanzig Stunden in ihr gewelt, in sein Herz geschlossen hat!¹⁶³

¹⁶³ Schwarz, S.216–217.

Bei den Zitaten wurden Orthographie und Zeichensetzung weitgehend im Original belassen, nur wo es der Klarheit und dem besseren Verständnis dient, wurden sie heutiger Schreibweise angepasst.

Die Anfänge der Presse in Znaim

TEREZA PAVLÍČKOVÁ (Tschechien)

Der Pionier des Zeitungswesens in Znaim ...

Während in der mährischen Stadt Olmütz Ende März 1848 „noch fast geblendet“ von dem „so plötzlichen Sonnenaufgang“ (d. h. der kurz zuvor verabschiedeten „Preßfreiheit, Bürger-Repräsentation und Konstitution“) *Die neue Zeit* „schüchtern“ ihre „Augen zum Publikum erhebt“¹⁶⁴, tritt zweieinhalb Jahre nach jenem „Sonnenaufgang“ vor die Öffentlichkeit der rund 190 Kilometer südwestlich von Olmütz gelegenen Stadt Znaim das erste Periodikum. Bei der Benennung wurde in erster Linie auf den Erscheinungsort und die Erscheinungsfrequenz Wert gelegt: Das *Znaimer Wochenblatt* mit der ersten Nummer vom 21. September 1850 lässt sich weder im Titel noch im eigentlichen Inhalt etwas von den pathetischen Vorstellungen einer Ära anmerken, die sich gänzlich von der „tiefen Nacht früherer Zeit“ abheben und gewiss „selbstdenkende und selbstthätige Personen“¹⁶⁵ hervorbringen würde. Hinsichtlich der Erscheinungsfrequenz blieb das Blatt aber eine Zeit lang seinem Titel einig schuldig: Die Zeitung wurde zu einem Wochenblatt erst nach acht Jahrgängen, vorher erschien sie meist zweimal, hin und wieder sogar mehrmals pro Woche.¹⁶⁶

... und sein erster Konkurrent

Eine „neue Zeit“, und zwar die *Znaimer Neue Zeit*, gab es in dieser süd-mährischen Stadt zum ersten Mal am 9. Dezember 1865. Ehe ein Jahr vergehen konnte, trat jedoch in Folge „unliebsame[r] Verhältnisse[.]“¹⁶⁷ am 22. September 1866 bereits der *Znaimer Botschafter* an deren Stelle, der denselben Untertitel wie die Vorgängerzeitung („Wochenschrift für heimatliche Interessen“) sowie dasselbe Motto („Alles für Wahrheit und

¹⁶⁴ *Die neue Zeit* Nr. 1, 29. 3. 1848, S. 1

¹⁶⁵ *Die neue Zeit* Nr. 1, 29. 3. 1848, S. 1

¹⁶⁶ Nach Festigung der Erscheinungsfrequenz 1858 erschien das *Znaimer Wochenblatt* bis auf Ausnahmen jeden Sonntag.

¹⁶⁷ *Znaimer Botschafter* Nr. 1, 22. 9. 1866, S. 1

Recht“) hatte. Einige Veränderungen erfolgten nur bei den beteiligten Personen: Als Eigentümer und Verleger des *Znaimer Botschafters* trat Anton Nawratil auf, der zugleich für den Druck und die Redaktion verantwortlich war. Indessen hatte den Druck der *Znaimer Neuen Zeit* Martin Ferdinand Lenk¹⁶⁸ übernommen, und als Herausgeber der Zeitung war neben A. Nawratil noch Dr. J. Th. Ryll verzeichnet. Dass Lenks Name in der *Znaimer Neuen Zeit* sowie im *Znaimer Wochenblatt* figurierte, ist im Hinblick auf die Rivalität der beiden Blätter nicht uninteressant und wird im Zusammenhang mit der *Znaimer Neuen Zeit* eingehender erörtert werden. Die feindlichen Konkurrenzkämpfe, deren Zeugen die Leser mit dem Erscheinen der *Znaimer Neuen Zeit* wurden, sollten bald sogar Züge eines Nationalitätenkampfes zwischen der deutschsprachigen und der tschechischsprachigen Bevölkerung in und um Znaim erhalten.

Zu den zwei genannten Chronisten und Mitgestaltern des öffentlichen bzw. kulturellen Lebens dieser Stadt an der Thaya traten im Laufe des neunzehnten sowie zwanzigsten Jahrhunderts auch weitere Periodika hinzu. In deutscher und später tschechischer Sprache verzeichneten, kommentierten und beeinflussten sie das Geschehen in einer jener Gegenden der Habsburgermonarchie, wo Menschen verschiedener Sprachen versuchten, ein friedliches und gegenseitig bereicherndes Zusammenleben – gegebenenfalls ein friedliches und gleichgültiges „Nebeneinanderleben“ – zustande zu bringen oder aber zu boykottieren. Grundlegende Zeugnisse über diese antagonistischen Prozesse liefern Feuilletons, Berichte und Mitteilungen über diverse Gegenstände, Aufrufe, Artikel unterschiedlichster Ausprägung, literarische Beiträge, Briefe und dergleichen mehr. Häufig äußern sich literarische bzw. trivialliterarische ebenso wie sachliche Texte zu Ereignissen in der Gemeinde, im Kaiserreich oder am Wiener Hof. Sie spiegeln in gewissem Ausmaß die Einstellung des Verfassers (und damit eines nicht näher bestimmbar Teil der Abonnenten bzw. Leser) zur Monarchie. Solche partiellen Aussagen über die Identität der Bewohner der Stadt Znaim und der umliegenden Dörfer sind nicht zuletzt in Hinblick auf die weitere Entwicklung und politische Profilierung dieser Gegend bis 1918 und später in der Ära der Ersten Tschechoslowakischen Republik (1918–1938) besonders aufschlussreich.

¹⁶⁸ Sein Nachname wird gelegentlich auch als „Lenck“ wiedergegeben, die Schreibweise in der Presse ist uneinheitlich.

Das *Znaimer Wochenblatt* bis 1865: die erste und einzige Zeitung Znaims

Im Zeitraum 1850–1865 erlebte der Pionier des Zeitungswesens in Znaim mehrere Wechsel auf den Positionen der Verleger bzw. Redakteure, von denen nun einige genannt werden sollen. Am Anfang der Reihe der verantwortlichen Redakteure und Verleger stand Ernst J. Fournier, Buchhändler und Mitglied des Znaimer Gemeindeausschusses; den Druck besorgte zu dieser Zeit Martin Hofmann. Die oben angesprochene Mitwirkung Martin Ferdinand Lenks am *Znaimer Wochenblatt* begann im Januar 1857. Ab 18. 1. war er für Druck und Verlag zuständig und löste somit Martin Hofmann ab. Später wurde Lenk in der Zeitung auch als Eigentümer angegeben und trat danach überdies den Posten des verantwortlichen Redakteurs an. Davor war eine Zeitlang die Redaktion des *Znaimer Wochenblattes* in der Kompetenz Max Schimas, des Sekretärs des Znaimer Gemeindeausschusses gewesen. Als sich der dreizehnte Jahrgang der Wochenschrift seinem Ende näherte, kündigte Schima den Lesern an, er würde „theils wegen eigenen Berufsgeschäften, und theils wegen vorgerücktem Alter“¹⁶⁹ seine Verpflichtungen gegenüber dem *Znaimer Wochenblatt* aufgeben. Druck und Verlag sollten weiterhin in der Zuständigkeit Martin Ferdinand Lenks bleiben und dieser hätte außerdem „bereits für den verantwortlichen Redakteur die Vorsorge getroffen“¹⁷⁰. Johann Fux wurde Schimas Nachfolger nicht nur auf der Position des verantwortlichen Redakteurs (allerdings nur für ein Jahr). Ende 1863 übernahm er ebenfalls die Funktion des Sekretärs des Gemeindeausschusses.

Das Engagement etlicher Redaktionsmitglieder im Znaimer Gemeindeausschuss ist nicht ohne Bedeutung und darf auch im Zusammenhang mit dem Untertitel betrachtet werden, welchen die Zeitung bis 1862 führte: *Znaimer Wochenblatt, zugleich Organ für Gemeinde-Interessen*. Schon der erste Satz der ersten Nummer gibt den Schwerpunkt des Blattes bekannt: „Dem Publikum wird hiermit eine Zeitschrift übergeben, welche vorzugsweise den Gemeinde-Angelegenheiten gewidmet sein soll; sie wird daher nicht allein alle in den Znaimer Communal-Sitzungen gefaßten Beschlüsse veröffentlichen, sondern auch Alles, was ihr von anderen

¹⁶⁹ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 51, 21. 12. 1862, S. 1. In allen Zitaten wird der Text so wiedergegeben, wie er in der betreffenden Zeitungsausgabe steht, inkl. der orthographischen Abweichungen sowie Fehlern aller Art (Wortwiederholungen, morphologische Fehler u. a. m.).

¹⁷⁰ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 51, 21. 12. 1862, S. 1

Gemeinden eingesandt werden sollte, und sonstige gediegene Aufsätze über Gemeindewesen mit Bereitwilligkeit in ihre Spalten aufnehmen.“ Außerdem durften die Leser „das Interessanteste und Neueste aus allen Fächern des Wissens – mit Ausschluß der Politik“ sowie „eine unterhaltende Lektüre“¹⁷¹ erwarten.

Zu Beginn seiner Existenz umfasste eine Ausgabe des *Znaimer Wochenblattes* häufig nur zwei Seiten, von denen die erste vorwiegend mit Anzeigen gefüllt war, während die zweite nicht selten das Programm des Znaimer Theaters brachte. Wurden jedoch Nachrichten, literarische oder feuilletonistische Beiträge abgedruckt, was immer wieder der Fall war, stieg die Seitenzahl. Ein Leser der ersten Jahrgänge des *Znaimer Wochenblattes* wurde somit in geringem Ausmaß über Neuigkeiten aus Stadt und Land, aus dem In- und Ausland informiert, etwas ausgiebiger wurde er in den Anzeigen beispielsweise über die Bekömmlichkeit von „Fr. Reisinger’s Wiener Magen-Liqueur“ oder gar über Produkte des rivalisierenden Nachbarlandes aufgeklärt (so z. B. über „des Kgl. Preuß. Kreis-Physikus Doctor Koch’s Kräuter-Bonbons“¹⁷²). Das Blatt bot außerdem Kundmachungen des Bürgermeisters oder einem eventuellen Hirtenbrief des Bischofs Raum, und wie u. a. in der „Einladung zur Pränumeration auf den neunten Jahrgang“¹⁷³ betont wurde, legte die Redaktion Wert darauf, dass Berichte „über die Bestrebungen und die Resultate der Thätigkeit des Znaimer landwirthschaftlichen Filial-Vereines“, Lizitationen, Verpachtungen u. Ä. ihren Platz in der Zeitung fanden. Darüber hinaus konnte die Leserschaft an „unterhaltender und nützlicher Lektüre“, an „Original-Novellen, guten Poesien“¹⁷⁴ und dergleichen mehr ihre Freude finden.

Eine Vielzahl der hier abgedruckten Verse entstammte der Feder einiger Schauspieler des Znaimer Theaters. Georg Hoffmanns Domäne scheinen Liebesgedichte gewesen zu sein,¹⁷⁵ während ein anderer, vorübergehend in Znaim engagierter Schauspieler, Gustav Karschin, auch patriotische Töne anschlug. So brachte die Nummer 58 des *Znaimer Wochenblattes* vom 22. April 1855 das Gedicht „Oestreichs Held“, welches –

¹⁷¹ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 1, 21. 9. 1850, S. 1

¹⁷² *Znaimer Wochenblatt* Nr. 1, 2. 1. 1855, S. 1

¹⁷³ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 191, 31. 12. 1857, S. 2

¹⁷⁴ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 191, 31. 12. 1857, S. 2

¹⁷⁵ Vgl. das Gedicht mit dem bezeichnenden Titel „Wie ich dich liebe“ (*Znaimer Wochenblatt* Nr. 41 vom 20. 3. 1855, S. 1) u. a. m.

„in Musik gesetzt vom Kapellmeister August Pütz. Im Verlage bei Haslinger in Wien. Eingetragen im Hof-Archiv“¹⁷⁶ – nicht allein den Znaimer Lesern bekannt war. Wie hieß „der größte Held“?:

„Die Hand auf’s Herz, der Mann allein
Kann nur der Held Radetzky sein.“

Auch „die ferne Fremde“ beneide Österreich um diesen Helden, weswegen „Radetzky’s Ruhm / [...] stets dem Volk ein Heiligthum“¹⁷⁷ sein sollte.

In der übernächsten Nummer nahm Gustav Karschin in Versform „Abschied von den freundlichen Bewohnern Znaims“¹⁷⁸ und am 3. Mai brachte die Zeitung den „Abschieds-Epilog, gedichtet von G. Karschin, gesprochen von Herrn Ströhl am Schluß der letzten Vorstellung der Winter-Saison 1854/55 im k. städt. Theater in Znaim.“¹⁷⁹

Literarische Beiträge von Schauspielern sowie anderen Verfassern bzw. Texte, die nicht signiert waren oder aus Nichtznaimer Periodika und gegebenenfalls weiteren Quellen übernommen wurden, erschienen im *Znaimer Wochenblatt* ohne speziellen Anlass oder auch zu bestimmten Gelegenheiten. So brachte die Zeitung beispielsweise das anonyme Gedicht „Am grünen Donnerstage“¹⁸⁰, ein anderes Mal das – wiederum anonyme – Gedicht „Ostern“¹⁸¹. Jahresende wie Jahresanfang scheinen in gleichem Maße zu literarischer Produktion angeregt zu haben: In zwei aufeinander folgenden Jahren erschienen die Gedichte „Prolog am Neujahrs-Morgen 1858“¹⁸² und „Prolog am Neujahrs-Morgen 1859“¹⁸³ des gebürtigen Znaimer Autors Rudolf Korschann¹⁸⁴ (1821-1893). Das große Thema beider Gedichte ist der Frieden. 1858 hieß es, „der reichste aller Lebensquellen“ sei:

„Der Friedens-Quell, der Oest’reichs Prachtgebiet
In täglich breit’rem Strome mit den Wellen

¹⁷⁶ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 58, 22. 4. 1855, S. 3

¹⁷⁷ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 58, 22. 4. 1855, S. 3

¹⁷⁸ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 60, 26. 4. 1855, S. 1

¹⁷⁹ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 63, 3. 5. 1855, S. 2f.

¹⁸⁰ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 13, 28. 3. 1858, S. 1

¹⁸¹ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 50, 8. 4. 1855, S. 1

¹⁸² *Znaimer Wochenblatt* Nr. 1, 3. 1. 1858, S. 1

¹⁸³ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 1, 1. 1. 1859, S. 1

¹⁸⁴ Sein Vorname wird in der Zeitung uneinheitlich als „Rudolf“ sowie „Rudolph“ wiedergegeben.

Des Purpurquells der Eintracht neu durchzieht
[...]
Dass doch der Quell sich bald in voller Grösse
In jedes Land, in jedes Herz ergösse!

Denn Kraft und Wohlstand, Freiheit, Glück und Segen,
Des Geistes und des Herzens Bildung ist
Der Friede selbst, der heut auf allen Wegen
Als Genius der Menschheit uns begrüsst,
Für den auch gern sich alle Kräfte regen,
Die Oest'reichs Völkerleben in sich schliesst -
Im Geist des Herrn, der nur dazu die Erde
Erschuf, dass sie ein Reich des Friedens werde!"¹⁸⁵

In dem um eine Strophe kürzeren „Prolog am Neujahrs-Morgen 1859“ wird in der vierten und letzten Strophe folgender Wunsch ausgedrückt:

„Und Friede walte auch im neuen Jahre
Als guter Genius in uns'rem Land;
Nur bei dem Frieden wohnt das Glück, das wahre,
An Gütern reich und mit freigeb'ger Hand.
Des Vaterlands Gedeihen offenbare,
Was auch gelehrt der wilde Zeitenbrand:
Geschlecht wird nach Geschlecht hier untergehn,
Dagegen ‚Oesterreich wird ewig stehn!“¹⁸⁶

Von etwaigen festlichen Anregungen abgesehen, bot im Grunde genommen jeder Tag eine Gelegenheit zum Verfassen bzw. Veröffentlichen von Texten in Prosa- sowie Versform. Neben Lobgesängen an bekannte Persönlichkeiten, neben Liebes-, Oster-, Neujahrs- oder anderen Gedichten erschienen auch Verse, die als lyrisch, erzieherisch, literarisch bzw. trivialiterarisch einzuordnen sind. Als Beispiel für ein lyrisches, naiv gereimtes Gedicht könnte „Die Thräne des Herzens“¹⁸⁷ von J. N. Schütz, einem Schauspieler des Znaimer Theaters, genannt werden. „Der Patriot“¹⁸⁸ hingegen, unterzeichnet mit „-n“, klärt die Leser in Paarreim darüber auf,

¹⁸⁵ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 1, 3. 1. 1858, S. 1

¹⁸⁶ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 1, 1. 1. 1859, S. 1

¹⁸⁷ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 7, 13. 1. 1855, S. 1

¹⁸⁸ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 1, 5. 1. 1861, S. 1

wie man sich verhalten müsse, um „im Leben und im Tod / Ein echter Patriot“¹⁸⁹ zu sein.

Eingang in literarische und feuilletonistische Beiträge fanden nach wie vor Themen aus der Geschichte Znaims. Die allerjüngste Geschichte, die für viele Menschen in tragischer Weise noch viel zu gegenwärtig war, thematisierte „Die Seuche. Ode auf Znaims jüngste Vergangenheit. Von W.“¹⁹⁰. Diesem langen Gedicht lag die Typhusepidemie zugrunde, die in Znaim vom 2. bis 30. Mai 1862 um sich griff und von den 1313 Erkrankten mindestens 106 das Leben kostete.¹⁹¹ Noch ein Jahr später erschien in der Zeitung „Ein Blümlein auf Filipskys Grab. Gepflanzt von einem seiner Lehrer“¹⁹², welches an einen Schüler des Znaimer Gymnasiums erinnerte, der Opfer der Epidemie geworden war. „Napoleon I. in Znaim“ – eine „Historische Novelle“, wie der Untertitel lautet – stammte aus der Feder des 1843 in Brünn geborenen deutschmährischen Autors Wilhelm Seethaler und erschien in mehreren Fortsetzungen im Frühjahr 1864. Dr. Adolf M. Klim, der am 3. Januar 1864 an Stelle von Johann Fux verantwortlicher Redakteur des *Znaimer Wochenblattes* wurde, verfasste „Znaim’s musikalische Verhältnisse in früherer Zeit. Lokalhistorische Skizze“¹⁹³. Noch weiter zurück in die Vergangenheit führt das Thema des Gedichts „Tragischer Untergang der alten Stadt Znaim und ihrer getreuen Heldenbürger im Jahre 1146“, dessen Autor anonym geblieben ist.¹⁹⁴

Die weitaus größte Aufmerksamkeit erregten jedoch gegenwärtige bzw. zukünftige Ereignisse, die den Wiener Hof betrafen. Daher fand beispielsweise die bevorstehende Entbindung der Kaiserin im Jahre 1855 ihren Niederschlag in Nachrichtenartikeln und literarischen Beiträgen. Das *Znaimer Wochenblatt* vom 11. Februar 1855 berichtete, dass Priester der Olmützer Diözese die Weisung des Fürst-Erzbischofs von Olmütz erhielten, ab 1. Februar „bei jeder heil. Messe die für solche Fälle vorgeschriebene Kollekte mit den dazu gehörigen Gebeten zu dem Zwecke einzuschalten, daß der allmächtige Gott der erhabenen Frau in der Stunde der Entbindung gnädigst beistehen und durch den heiß erlebten Sprossen das Heil des Vaterlandes reichlich vermehren wolle“. Der

¹⁸⁹ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 1, 5. 1. 1861, S. 1

¹⁹⁰ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 23, 8. 6. 1862, S. 3

¹⁹¹ Vgl. *Znaimer Wochenblatt* Nr. 30, 27. 7. 1862, S. 3

¹⁹² *Znaimer Wochenblatt* Nr. 23, 7. 6. 1863, S. 3

¹⁹³ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 39, 24. 9. 1865, S. 1 f.

¹⁹⁴ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 132, 9. 11. 1856, S. 2 ff.

Brünner Bischof habe sich an die Geistlichen der Brünner Diözese, wohin auch Znaim gehörte, „mit einem gleichen Auftrage [...] gewendet und überdieß ein besonderes Gebet bezeichnet, welches nach der Pfarrmesse und beim nachmittägigen heil. Segen jedesmal in der Volkssprache mit dem Volke zu beten ist“¹⁹⁵. Die Leser des *Znaimer Wochenblattes* waren dank eingehender Berichterstattung nicht zuletzt darüber informiert, dass in Wien die Entbindung durch Kanonenschüsse bekannt gemacht werden würde, „und zwar so, daß 101 Schuß die Geburt eines Prinzen und 21 jene einer Prinzessin anzeigen“¹⁹⁶ würden. Nummer 25 brachte dann „Ein Gebet“ von J. F. Castelli, einem „Veteran unserer vaterländischen Dichter“. Die drei Strophen, die „in würdiger Ausstattung in der Zeitschrift ‚Faust‘ als Beilage“¹⁹⁷ erschienen waren, sollten zur Melodie der Volkshymne gesungen werden und schließen genauso frohgemut, wie sie begonnen haben:

„Wo ein Kindlein wird geboren
Ist das Haus an Freuden reich,
Ueber dieses Kind doch jauchzet
Freudenvoll Haus Oesterreich!“¹⁹⁸

Neben feuilletonistischen, literarischen oder trivialliterarischen Texten, die im *Znaimer Wochenblatt* abgedruckt wurden, gelangten verschiedene Produkte der Belletristik, Fach- und Trivialliteratur in Form von Rezensionen, Anzeigen bzw. Werbung auf die Seiten der Zeitung. Dass Südmähren vorrangig eine landwirtschaftliche Region war und Landwirtschaft auch in der Stadt Znaim selbst eine wichtige Rolle spielte (für Kaufleute, Handwerker u. a. m.), ist bisher v. a. durch das kurze Zitat aus der „Einladung zur Pränumeration auf den neunten Jahrgang“ angedeutet worden: Die Redaktion hoffte, die Leser durch das Versprechen zu locken, dass das *Znaimer Wochenblatt* über die Tätigkeit des „Znaimer landwirtschaftlichen Filial-Vereines“¹⁹⁹ berichten würde. Die Wichtigkeit, die der Landwirtschaft in Südmähren zukam, wird noch aus späteren Erörterungen ersichtlich. Nicht zuletzt zeugt davon folgende Rezension: „Der österreichische Land- und Forst-Wirthschafts-Kalender von C. F. Mally“

¹⁹⁵ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 23, 11. 2. 1855, S. 1

¹⁹⁶ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 23, 11. 2. 1855, S. 1

¹⁹⁷ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 25, 18. 2. 1855, S. 2

¹⁹⁸ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 25, 18. 2. 1855, S. 2

¹⁹⁹ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 191, 31. 12. 1857, S. 2

wurde am 6. Januar 1855 als „eine sehr erfreuliche Gabe der Kalender-Literatur“ gepriesen, die helfen könnte, die Landwirtschaft in Südmähren auf ein Niveau zu bringen, welches sie „auf der Grundlage wissenschaftlicher Erfahrungen [...] schon längst hätte erreichen müssen“.²⁰⁰ Neben Zins- und Reduktionstabellen, dem Stempelgesetz oder Informationen über die Hauptjähmärke verspricht die Rezension den eventuellen Käufern des Kalenders auch die „Genealogie unseres Kaiserhauses“ sowie „Belehrung über die Vortheile der ‚Lebensversicherung‘“.²⁰¹

„Bildung macht frei! Wissen ist ein unvergänglicher Reichtum!“ Die Wahrheit dieser Sätze hat jeder Denkende längst anerkannt, und sie zeigt uns, wie überaus nothwendig es sei, Bildung und Wissen *allen Klassen des Volkes* zuzuführen [...]“²⁰² – mit diesen nachdrücklichen Worten eröffnet eine Anzeige, die um Käufer für das Werk „Der Erzähler für Stadt und Land“ wirbt. Diese „Volksschrift“ sollte von Martin Ferdinand Lenk „in monatlichen Lieferungen in bequemen Buchformate“ herausgegeben werden und eine Menge Interessantes enthalten: „Erzählungen, meist mit historischem Hintergrunde, wie sie das Volk verlangt [...]“, Informationen über Erfindungen für Ackerbau und Weinkultur, „Schilderungen aus der Völker- und Länderkunde“²⁰³ u. a. m.

Das *Znaimer Wochenblatt* übernahm willig die Vermittlerrolle bei der Gestaltung und Entwicklung des kulturellen und Gemeindelebens in Znaim. Ein untrennbarer Bestandteil der später gegründeten Zeitungen waren Berichte über Neuigkeiten in den verschiedensten Znaimer bzw. südmährischen Vereinen; das *Znaimer Wochenblatt* übte bereits auf die Entstehung mancher dieser Vereine direkten Einfluss aus. So lud es am 19. Mai 1861 „zur Theilnahme an einem Musikvereine in Znaim“ ein und erörterte, worin die Haupttätigkeit des Vereins bestehen sollte: „a. in regelmäßigen musikalischen Uebungen b. in öffentlichen Productionen (Stiftungsfeier, Oratorien, Concerte, Liedertafeln, Sängerfahrten) in jährlich vorauszubestimmender Zahl“²⁰⁴. Die Einladung fand erfreulichen Widerhall, sodass z. B. Ende Januar 1862 die Zeitung bereits auf die bevorstehende „II. Production des Znaimer Musikvereins“ aufmerksam machen konnte: Das Programm sollte u. a. „Wann ist es Zeit? Chor von

²⁰⁰ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 3, 6. 1. 1855, S. 1

²⁰¹ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 3, 6. 1. 1855, S. 1

²⁰² *Znaimer Wochenblatt* Nr. 12, 19. 3. 1865, S. 7; Hervorhebungen im Original.

²⁰³ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 12, 19. 3. 1865, S. 7

²⁰⁴ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 20, 19. 5. 1861, S. 3

H. Fiby, dem Musikverein in Znaim gewidmet“ enthalten oder das Stück „Der deutsche Zollverein, scherzhafter Chor von Tschirsch“²⁰⁵ Der Musikverein beteiligte sich ebenfalls an der Gestaltung von festlichen Ereignissen, wie z. B. der „Feier der Reichsverfassung“²⁰⁶, und Ende April 1862 berichtete das Wochenblatt stolz vom Sieg des Männerchors des Musikvereins beim Wettsingen in Stockerau. „34 Mitglieder unseres wackeren jungen Männerchors [...] wagten es sogar, mit den renommierten Wiener-Vereinen [...] in die Schranken zu treten [...] Die größere Hälfte dieser gewiß sehr schmeichelhaften Anerkennung gebührt indeß unserem trefflichen Chordirigenten und Componisten des Preisliedes ‚Oesterreich mein Vaterland‘ Herrn Heinrich Fiby [...]“²⁰⁷

Eine besonders wichtige Rolle (leider nicht immer im positiven Sinne) sollte später im öffentlichen Leben Südmährens der Turnverein spielen. Den Pfad zu dessen Entstehung ebnete nicht zuletzt das *Znaimer Wochenblatt*. Im Frühling 1862 brachte es beispielsweise den Artikel „Das Turnen nach Zweck und Bedürfnis“²⁰⁸, der die positiven Auswirkungen von Bewegung erörterte und unter dem Zwischentitel „Ist das Turnen auch für das weibliche Geschlecht eine Nothwendigkeit?“ den Nutzen von Turnübungen für Mädchen und Frauen darlegte. Gartenarbeit sei zwar nicht die ideale Form von Sport, aber sie sei immerhin besser als gar nichts. Da jedoch in der Stadt kaum jemand Gelegenheit zu solcher Betätigung hätte, sei Turnen die einzige Möglichkeit, sich fit zu halten. Zwei Monate später erschien ein Artikel mit der Überschrift „Einfluß des Turnens auf die Hebung der Arbeitskraft“²⁰⁹. Anfang November wurde in der Zeitung folgende Bekanntmachung und Einladung abgedruckt: „Gut Heil! Die hohe k. k. mährische Statthalterei hat die Gründung eines Turnvereins in Znaim bewilligt [...]. Die hohe Wichtigkeit, welche das Turnen für die Ausbildung des Körpers, insbesondere aber für die Erziehung der Jugend hat, ist bereits allgemein anerkannt – und das gefertigte Comité hofft zuversichtlich daß die Bewohner Znaim’s diesen gemein-

²⁰⁵ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 4, 26. 1. 1862, S. 3

²⁰⁶ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 8, 23. 2. 1862, S. 3: „[...] Der Gemeindeausschuß hat beschlossen, den 26. Februar als den Jahrestag an welchem den Völkern Oesterreichs die Reichsverfassung verliehen wurde, festlich zu begehen. [...]“

²⁰⁷ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 17, 27. 4. 1862, S. 3

²⁰⁸ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 16, 20. 4. 1862, S. 1 f.

²⁰⁹ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 25, 22. 6. 1862, S. 1

nützigen Verein durch zahlreichen Beitritt fördern werden [...].²¹⁰ Unterzeichnet ist mit „das Gründungscomité“.

Dies und noch vieles mehr konnte im *Znaimer Wochenblatt* bis 1865, als die kompromisslose Kritik dieses Blattes von Seiten der soeben gegründeten *Znaimer Neuen Zeit* zum ersten Mal erklang, nachgelesen werden. Wie in der ersten Nummer des Jahres 1863 der Herausgeber M. F. Lenk und der neugebackene verantwortliche Redakteur J. Fux in der Mitteilung „An die geehrten Leser!“ beklagten, war „der Wirkungskreis eines Lokalblattes [...] ein engbegrenzter. Die Besprechung politischer, religiöser, socialer Fragen ist ja gesezlich ausgeschlossen“. Kann unter solchen Umständen ein Lokalblatt überhaupt nützlich sein? M. F. Lenk und J. Fux antworteten mit einem entschiedenen Ja; dann nämlich, wenn das Blatt „auf alle öffentlichen Interessen seines Bezirkes ein scharfes Augenmerk richtet“. Es sollte „für das wahrhaft Gute, wahrhaft Gemeinnützige in die Schranken treten“ und „nur auf Ein Ziel muthig lossteuern auf das der Wahrheit und des Rechtes“²¹¹. Dies war nicht das einzige Mal, dass Wahrheit und Recht beschworen wurden. Als beispielsweise Dr. Adolf M. Klim Anfang Oktober 1866 die Position des verantwortlichen Redakteurs aufgab, um den Posten des Stadtsekretärs in Ried in Oberösterreich anzutreten, versicherten die übrigen Redaktionsmitarbeiter, die „Gesamthaltung des Blattes“ würde unverändert bleiben und dieses würde in erster Linie „für Wahrheit und Recht“²¹² Partei nehmen. Dass diese Kombination nicht allein dem *Znaimer Wochenblatt* am Herzen lag, wird im Motto der 1865 ins Leben gerufenen *Znaimer Neuen Zeit* sowie ihres Nachfolgers – dem *Znaimer Botschafter* – ersichtlich: „Alles für Wahrheit und Recht.“

Mit der zitierten Mitteilung „An die geehrten Leser!“ vom 4. Januar 1863 leiteten M. F. Lenk und J. Fux „ein neues Stadium“ der Tätigkeit des *Znaimer Wochenblattes* ein: „Das Bedürfniß, diesem Blatte einen anderen Inhalt, eine andere Richtung zu geben, hat sich schon längst, auch in weiteren Kreisen, fühlbar gemacht.“²¹³ Das Lesepublikum durfte aufgrund von Lenks und Fux' Versprechen mehr und detailliertere Berichte vom Geschehen in und um Znaim erwarten sowie z. B. Feuilletons und literarische Beiträge lokaler Verfasser: „den literarischen Kräften“ des Bezirkes

²¹⁰ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 45, 9. 11. 1862, S. 3

²¹¹ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 1, 4. 1. 1863, S. 1

²¹² *Znaimer Wochenblatt* Nr. 41, 7. 10. 1866, S. 1

²¹³ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 1, 4. 1. 1863, S. 1

sollte Gelegenheit gegeben werden, „ihre Fähigkeit zu erproben“²¹⁴. Vom 4. 1. 1863 an wurden somit die Jahrgänge des *Znaimer Wochenblattes* neu gerechnet, sodass auf der Titelseite der Zeitung „Neue Folge I. Jahrg.“ (1863), „Neue Folge II. Jahrg.“ (1864) usw. stand. Zu den bereits erwähnten Veränderungen in der Erscheinungsfrequenz u. Ä. traten während der gesamten Erscheinungszeit auch sekundäre Neuerungen hinzu wie gelegentliche Veränderungen des Formats, Seitenumfangs oder der graphischen Gestaltung. 1864 beispielsweise wurde auf der ersten Seite nicht nur der Titel besonders dekorativ ausgeführt, sondern es befand sich darunter auch ein ovales Bild der Stadt Znaim.

Das Bedürfnis (welches die Redaktion in der Öffentlichkeit zu entdecken glaubte), dem Wochenblatt „einen anderen Inhalt, eine andere Richtung zu geben“, mag auch zur Erklärung dessen beitragen, warum relativ bald nach der Niederschrift dieser Sätze ein völlig neues Periodikum unter den Bewohnern Znaims bzw. Südmährens seine Leser zu suchen begann. Die Motive zur Gründung dieses Periodikums – der *Znaimer Neuen Zeit* – formulieren in einem entschiedenen Ton die Herausgeber selbst. Wie einige Zitate verdeutlichen werden, nahmen sich die Verfasser während des Schreibens kein Blatt vor den Mund.

9. 12. 1865: Das *Znaimer Wochenblatt* verliert sein Monopol

Im Gegensatz zum *Znaimer Wochenblatt* erschien die *Znaimer Neue Zeit* von Anfang an getreu deren Untertitel („Wochenschrift für heimatliche Interessen“) lediglich jeden Samstag. Ebenfalls im Einklang mit dem Untertitel versicherten die Herausgeber A. Nawratil und Dr. J. Th. Ryll in der ersten Nummer: „[...] das allgemeine Wohl unserer Heimat [solle] unser höchstes Gesetz sein“. Dem „gemeinen Besten“ wollten sie „nur auf gerader neutraler Bahn nützen“, und sie beteuerten außerdem: „Die Belebung des Gemeindegeistes und Steigerung des nöthigen Interesses an kommunalen Fragen wird unser stetes Streben sein.“²¹⁵ Harte Worte fielen in der zweiten Nummer in dem Artikel „Die Preßverhältnisse in Znaim“²¹⁶. Die *Znaimer Intelligenz* sei schuld daran, dass das „Feld der Publicistik [...] ein wüster Acker“ geblieben sei. Zwar bestehe das *Znai-*

²¹⁴ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 1, 4. 1. 1863, S. 1

²¹⁵ *Znaimer Neue Zeit* Nr. 1, 9. 12. 1865, S. 1

²¹⁶ *Znaimer Neue Zeit* Nr. 2, 16. 12. 1865, S. 1

mer *Wochenblatt* seit sechzehn Jahren, doch könne die Intelligenz „in der Wochenblatt-Epoche die ihrer Würde angemessene Stellung nicht finden, und bei den Einsichtsvollen [...] ist es zur ständigen Ueberzeugung geworden, daß eine andere Zeit kommen müsse [...]“. Die Pressefreiheit solle in Znaim endlich zur Wahrheit werden. Diese Zeit „ist nun, da das Bedürfnis sie rief, wirklich gekommen“. Das Erscheinen der neuen Wochenschrift bedeute „den endlichen Abschluß der gemeinschädlichen lokalen Censur“²¹⁷. Die zitierten Worte ebenso wie z. B. das Urteil von der „trüben Wochenblatt-Atmosphäre“²¹⁸ fanden bei dem Herausgeber sowie den Redaktionsmitgliedern des *Znaimer Wochenblattes* begreiflicherweise keinen Anklang. Die Voraussetzungen für ein friedliches Nebeneinander der beiden Wochenschriften wurden durch eine so unzweideutige Sprache kaum geschaffen. Allein die Bezeichnung „die Einsichtsvollen“ wurde dem Herausgeber der *Znaimer Neuen Zeit* und später des *Znaimer Botschafters* von M. F. Lenk oder den Redakteuren des *Znaimer Wochenblattes* in so mancher ihrer zahllosen Polemiken höhnisch ins Gesicht geschleudert. Inmitten einer der Kontroversen, die zwischen den beiden Zeitungen ausgetragen wurden, meinte das *Znaimer Wochenblatt*, ohne den *Botschafter* wäre „Friede im Reiche geblieben“²¹⁹.

In Hinblick auf das missbilligende Verhältnis der beiden Zeitungen bedarf die kuriose Tatsache, dass M. F. Lenk einige – wenngleich kurze – Zeit den Druck der rivalisierenden Wochenschrift besorgte, einer Erläuterung. Die Rubrik des *Znaimer Wochenblattes* „Allgemeiner Sprechsaal“, die des Öfteren Schauplatz der Polemiken gegen die *Znaimer Neue Zeit* und später den *Znaimer Botschafter* war, brachte am 25. 2. 1866 Lenks Reaktion auf das Rundschreiben der *Znaimer Neuen Zeit* an ihre Abonnenten, dass es notwendig sei, die Herausgabe des Blattes einzustellen. (Nummer 6 der *Znaimer Neuen Zeit* erschien am 10. 2. 1866, Nummer 7 erst am 23. 6. 1866.) Das Rundschreiben habe gerade Lenk „die Schuld dieser Sistierung [...] in die Schuhe schieben wollen“²²⁰. Lenk bestreitet in seinen Auslegungen, dass er sich „um den Druck der Zn. N. Z. ‚beworben‘ habe; derselbe wurde mir [Lenk] von Herrn Nawratil angetragen“.

²¹⁷ *Znaimer Neue Zeit* Nr. 2, 16. 12. 1865, S. 1

²¹⁸ *Znaimer Neue Zeit* Nr. 2, 16. 12. 1865, S. 1

²¹⁹ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 51, 19. 12. 1869, S. 643

²²⁰ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 9, 25. 2. 1866, S. 95 (die hohen Seitenzahlen sind darauf zurückzuführen, dass mit der Nummerierung der Seiten angefangen wurde, indem die Seiten eines Jahrgangs jeweils wie die eines Buches nummeriert wurden)

Es verstehe sich „wohl aus der Natur des Geschäftes von selbst“, dass M. F. Lenk „verschiedene Anbote, betreffend die näheren Stipulazionen“ gemacht habe. Lenk sieht in dem Umstand, dass er A. Nawratils Unternehmen („welches die ausgesprochene Tendenz hatte das von mir herausgegebene Wochenblatt zu vernichten d. h. einen Theil meines Eigenthums zu zerstören“) mittels Druckerarbeiten unterstützte, den Beweis seiner „Freisinnigkeit“ und „Unpartheiligkeit“. Er beteuert, seine, „den Herausgebern der Z. N. Z. gegenüber eingegangenen Verpflichtungen genau und redlich“ erfüllt zu haben und fügt hinzu: „[...] wären sie ihren Verbindlichkeiten eben so nachgekommen, wie ich – ich hätte jetzt nicht nöthig, bei ihnen mein wol erworbenes, vertragsmäßig stipuliertes Geld mit Hilfe des Gerichtes einzutreiben.“²²¹

Nachdem also Nummer 6 der *Znaimer Neuen Zeit* am 10. Februar 1866 erschienen war, kam Nummer 7 erst am 23. Juni heraus. Mit folgender Erklärung: „An unsere Leser!“, „[...] Die Unterbrechung des Blattes war zwar lang, aber die Größe der Schwierigkeiten, die zu überwinden waren [...] wird dieselbe gerechtfertigt erscheinen lassen [...]“. Zu den wesentlichsten Schwierigkeiten zählte die „Errichtung einer neuen Buchdruckerei“²²². Bevor somit Anton Nawratil Buchdrucker wurde und diesbezügliche Leistungen in der von ihm herausgegebenen Zeitung zu inserieren begann, bot er in der *Znaimer Neuen Zeit* andersartige Dienste an: „Die Haupt-Agentschaft in Znaim bei Anton Nawratil der allerhöchst concessionirten ersten ungarischen allgem. Versicherungs-Gesellschaft in Pest, übernimmt folgende Versicherungen: [...]“²²³ (diese wurden in der Folge aufgezählt).

Die zitierten Äußerungen Lenks wurden von demselben noch um folgende schwerwiegende Beschuldigungen ergänzt: Die Herausgeber der *Znaimer Neuen Zeit* sollen laut Lenk versucht haben, den Redakteur des *Znaimer Wochenblattes* zum Rücktritt zu bewegen, und als dies misslang, sollen sie es mit Drohungen „mancherlei Art“ versucht haben. Diese missglückten, und A. Nawratil soll zusammen mit Dr. J. Th. Ryll schließlich verlangt haben, dass M. F. Lenk das *Znaimer Wochenblatt* aufgebe. Lenk fährt fort: „Als ich [...] dieß Begehren zurückwies, [...] da wurde plötzlich der Druck der Zn. N. Z. eingestellt.“²²⁴ So also schilderte der

²²¹ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 9, 25. 2. 1866, S. 95

²²² *Znaimer Neue Zeit* Nr. 7, 23. 6. 1866, S. 1

²²³ Z. B. *Znaimer Neue Zeit* Nr. 3, 23. 12. 1865, S. 6

²²⁴ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 9, 25. 2. 1866, S. 95

Herausgeber des *Znaimer Wochenblattes* jene „unliebsamen Verhältnisse“, die 1866 „das fernere Erscheinen“²²⁵ der *Znaimer Neuen Zeit* unmöglich machten. Ohne über die gerichtlichen Unterlagen zu verfügen, ist heute anhand der voreingenommenen Schilderungen und gegenseitigen Beschuldigungen kaum eine wahrhaft objektive Einschätzung der Lage möglich. Wie beispielsweise gegen Ende des zweiten Jahrgangs im *Znaimer Botschafter* (dem Nachfolger der *Znaimer Neuen Zeit*) erneut betont wurde, handelte es sich von Seiten des *Znaimer Wochenblattes* um „Verdächtigungen und Verläumdungen“ sowie „Neid“.²²⁶ Anton Nawratil wiederholte, was er in ähnlicher Weise bereits in der zweiten Nummer der *Znaimer Neuen Zeit* geäußert hatte: Das von ihm gegründete Blatt sollte eine Opposition gegen „das Siechthum der lokalen Presse“ bilden. „Das allein bestehende Lokalblatt [*Znaimer Wochenblatt*] genügte in seiner damaligen Verfassung den Ansprüchen der Zeit nicht mehr, auch war die Willkür mit welcher es vorging und einen freien Meinungs austausch unmöglich machte, nicht geeignet, der guten Sache des Fortschrittes zu dienen.“²²⁷

Dass Anton Nawratil „Gemeindeangelegenheiten“ und „alle Fragen hiesigen lokalen Interesses“²²⁸ am Herzen lagen, fand seinen Niederschlag nicht nur in der Gründung einer „Wochenschrift für heimatliche Interessen“, sondern ebenfalls darin, dass er Mitglied des Gemeindeausschusses war und somit in noch etwas größerem Ausmaß in das Geschehen in Znaim eingreifen konnte. Reichlich reflektiert wurden beide Formen seines Engagements schon im Dezember 1865 in der *Znaimer Neuen Zeit* sowie dem konkurrierenden *Znaimer Wochenblatt*.

Streitpunkt war damals der Status des Znaimer Krankenhauses. Anton Nawratil hat in einer Sitzung des Gemeindeausschusses die Frage aufgeworfen, ob das Krankenhaus eine Stiftung sei. Von Seiten des Bürgermeisters wurde dies verneint, aber A. Nawratil war überzeugt davon, dass er den Stiftungsstatus des Krankenhauses richtig erfasste. Es entbrannte zwischen den beiden Zeitungen eine Auseinandersetzung, die sich über mehrere Nummern der *Znaimer Neuen Zeit* und des *Znaimer Wochenblattes* zog. Das *Znaimer Wochenblatt* warf der *Znaimer Neuen Zeit* vor, sie bewiese ihre Behauptungen nicht und bediene sich in dem Streit

²²⁵ *Znaimer Botschafter* Nr. 1, 22. 9. 1866, S. 1

²²⁶ *Znaimer Botschafter* Nr. 51, 21. 12. 1867, S. 421

²²⁷ *Znaimer Botschafter* Nr. 51, 21. 12. 1867, S. 421

²²⁸ *Znaimer Neue Zeit* Nr. 1, 9. 12. 1865, S. 1

lediglich „allgemeiner theoretischer Fragen“. Es zürnt: „[...] der ‚Einsichtsvolle‘ [...] schreit Verrat und Diebstahl, allarmiert die Bürgerschaft und macht ein Spektakel, als ob die Gemeindevertretung nichts schlimmeres im Sinne hätte als sämtliche Stiftungen über Nacht in den Sak zu stecken.“²²⁹ Das *Znaimer Wochenblatt* kommentierte außerdem spöttisch die „originellen Ehrentitel“, mit denen die *Znaimer Neue Zeit* das *Znaimer Wochenblatt* bedachte und hob dabei „Depot inkompetenter Meinungsucht“²³⁰ besonders hervor.

Der Streit um den Status des Krankenhauses wurde jedoch nicht allein auf den Zeitungsseiten ausgetragen. Zu Silvester 1865 wurde er Gegenstand einer von Johann Fux – dem damaligen Redakteur des *Znaimer Wochenblattes* und Sekretär des Gemeindevorstandes – verfassten satirischen Szene, durch welche sich Anton Nawratil gekränkt fühlte und die Frage aufwarf, ob ein Gemeindebeamter (J. Fux) einen Gemeindevertreter (A. Nawratil) beleidigen dürfe. Johann Fux reagierte darauf wiederholt in der Rubrik „Allgemeiner Sprechsaal“: Am 14. Januar bemerkte er zum einen, dass Anton Nawratil als Journalist und nicht als Gemeindevertreter Gegenstand der Szene gewesen sei. „Den ‚Gemeindevertreter‘ Nawratil wird der Verfasser stets zu schätzen wissen, für den ‚Journalisten‘ Nawratil fehlt ihm, glaube ich, und aufrichtig gesagt noch gar vielen, vor der Hand jeder Maßstab einer günstigen Beurtheilung.“²³¹ Mit dem zweiten Teil seiner Antwort bestätigt J. Fux die zuvor abgewiesene Behauptung, dass A. Nawratil nicht nur als Privatperson bzw. Journalist, sondern auch als Gemeindevertreter Gegenstand der Szene war: J. Fux empört sich nämlich darüber, dass Nawratil in der *Znaimer Neuen Zeit* „gutgemeinte Amtshandlungen des Bürgermeisters oder Polizeileiters ins Lächerliche zieht“ und „zahllose offene oder versteckte Angriffe auf die jezige Gemeindeverwaltung“²³² richtet. Die dahinter verborgene Frage ist die, ob jemand, der Gemeindevertreter beleidigt, nicht auch selbst als Gemeindevertreter beleidigt werden dürfe. Einen Monat später äußerte Fux seinen Widerwillen gegen „die beharrlichen Angriffe der ‚Neuen Zeit‘“ auf „ihm sehr werthgeschätzte Personen“ sowie auf Fux selbst. Er beteuerte, die Szene am Silvesterabend habe „nur der ‚Neuen Zeit‘ und

²²⁹ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 1, 31. 12. 1865, S. 1

²³⁰ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 3, 14. 1. 1866, S. 31

²³¹ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 3, 14. 1. 1866, S. 31

²³² *Znaimer Wochenblatt* Nr. 3, 14. 1. 1866, S. 31

ihren Ausschreitungen gegolten“,²³³ nicht Nawratil als Gemeindevertreter. Laut diesen späteren Beteuerungen war also nicht einmal Nawratil als Journalist Gegenstand der Satire.

Da ein Teil des Jahres 1866 im Zeichen des Krieges mit Preußen stand, schenkten beide Periodika in erster Linie den Kriegseignissen sowie deren Auswirkungen auf Znaim und dessen Bewohner Aufmerksamkeit. Obwohl die oben genannte Auseinandersetzung zwischen Anton Nawratil und Johann Fux wie auch zahllose weitere Reibereien und ironische Bemerkungen auf eine unüberbrückbare Gegnerschaft der beiden Wochenschriften und deren Herausgeber bzw. Redakteure hindeuten, berichtete z. B. am 11. 8. 1866 die *Znaimer Neue Zeit* ohne spöttischen oder kritischen Beigeschmack über das Buch zur „Geschichte der jetzigen Preußeninvasion in Znaim“, welches „Herr Stadtsekretär Joh. Fux“²³⁴ zu schreiben gedenkt, der zu diesem Zweck schon viele Daten gesammelt habe.

Weitaus gravierender als der Streit um den Status des Krankenhauses war jedoch ein Konflikt, der wenige Jahre später sogar die *Znaimer Bürgerschaft* in zwei Lager spaltete und in den auch die Nationalitätenfrage verwickelt wurde. Im Gegensatz zu der sogenannten Spitalsfrage stellt er ein Kapitel dar, das – in unerwünschter Weise – geschichtlich nicht ohne Relevanz geblieben ist und sogar überregional eine Rolle spielte. Die Auseinandersetzung um das Prädikat „königlich“ in der Bezeichnung der Stadt Znaim brachte nicht zuletzt das eine oder andere nationalistische Ressentiment ans Tageslicht und deutete in gewissem Ausmaß künftige Entwicklungen im deutsch-tschechischen Zusammenleben an.

„Die ‚königliche‘ Stadt Znaim“

So lautet der Titel des ersten Artikels im *Znaimer Botschafter* vom 20. November 1869. In der Sitzung des Gemeindeausschusses vom 18. 11. wurde Znaim „dieses ehrenhaften Prädikates [königlich] entkleidet“. In emotionsgeladenen und sogar zum Teil fett gedruckten Worten berichtet der Artikel über „eine gerechte Entrüstung“ angeblich „vieler Bewohner der ‚guten alten königlichen Stadt‘“. Der Beschluss des Gemeindeausschusses wird als ein „wegwerfender“ Umgang mit der Geschichte

²³³ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 7, 11. 2. 1866, S. 72

²³⁴ *Znaimer Neue Zeit* Nr. 12, 11. 8. 1866, S. 71

Znaims und als Ausdruck von „nationalem Fanatismus“ gedeutet. „[...] welche wahrhaft lächerliche Wuth nur so schnell als möglich Alles abzustreifen was nur annähernd an Böhmen erinnert, geschähe dies auch auf Kosten der Geschichte und des gesunden Sinnes [...]“²³⁵ Der *Znaimer Botschafter* zitiert den Gymnasiallehrer Seeberger, der den Antrag auf die Abschaffung des Prädikats unter anderem mit der Behauptung eines Brünner Archivars begründete, über das Prädikat „königlich“ in Bezug auf die Stadt Znaim wären „keine Urkunden vorhanden“. Seeberger soll weiter gesagt haben: „[...] ‘die čechischen Zeitungen Politik, Pokrok, Mor. Orlice u. a. m. haben sich dieses Gegenstandes bereits bemächtigt, und um zu zeigen daß wir uns nicht fürchten, wollen wir das Prädikat *justament* abschaffen.’“ Der *Znaimer Botschafter* stutzt über den Zweck der Abschaffung von etwas, das „als ein ehrenvolles rühmliches Zeugniß zu betrachten ist“, und berichtet außerdem von der Absicht einiger Bürger, „eine Beschwerde für die höhere Stelle“ vorzubereiten, „in der namentlich betont werden soll, daß die Entäußerung des Prädikates ‚königlich‘ nicht der Wunsch der Gesamteinwohnerschaft, sondern nur vom nationalen Fanatismus Einzelner diktirt wurde.“²³⁶

In der nächsten Nummer geht der *Znaimer Botschafter* detaillierter auf die Motive des Beschlusses ein. Die Begründung der Verfechter der Abschaffung lautet, „man wolle alles vertilgen, was auf einen Zusammenhang Mährens mit Böhmen – wenn auch nur historisch – deutet, man will dadurch den Czechen – die eine Föderativregirung anstreben hemmend entgegenwirken.“²³⁷ Der Verfasser des Artikels, wohl Anton Nawratil selbst, der als „wir Bürger“ spricht, hebt seine Liebe (bzw. die Liebe der Bürger, in deren Namen er spricht) zu Znaim, Kaiser und Vaterland hervor und äußert seinen eindeutigen Widerwillen gegen die Möglichkeit, dass „das Föderativsystem eingeführt, Böhmen mit Mähren vereint, eine abgesonderte Verwaltung zgedacht werden sollte“. Sollte es aber je dazu kommen („was der Himmel verhüten möge“), so ist der Autor überzeugt, „daß die Entkleidung des Ehrentitels [...] zur Abwendung einer solchen Calamität nicht beitragen, ja gar nicht berücksichtigt würde.“²³⁸ Der fatale Beschluss kann somit aus der Sicht des *Znaimer Botschafters* in keiner Weise gerechtfertigt werden.

²³⁵ *Znaimer Botschafter* Nr. 47, 20. 11. 1869, S. 373

²³⁶ *Znaimer Botschafter* Nr. 47, 20. 11. 1869, S. 373

²³⁷ *Znaimer Botschafter* Nr. 48, 27. 11. 1869, S. 381 f.

²³⁸ *Znaimer Botschafter* Nr. 48, 27. 11. 1869, S. 381 f.

Das *Znaimer Wochenblatt* ließ die Darlegungen der Konkurrenzzeitung nicht unbeachtet. Am 28. November reagierte Karl Seeberger persönlich auf den ersten Artikel mit diesem Thema im *Znaimer Botschafter* – „einem Blatte, zu dem ich [Seeberger] einst in Verbindung gestanden.“ Er schickt voraus, dass er die Prädikatsangelegenheit für eine der „Tagesfragen, die einen politischen Hintergrund haben“, halte und daher für wenig geeignet, um in Zeitungen besprochen zu werden, da man sich „durch die Dornen der Preßordnung hindurch winden“ muss. Daraufhin bestreitet Seeberger, dass er den Ausdruck „justament“ gebraucht habe, und wiederholt, dass eine Urkunde über die Verleihung des Prädikats nicht existiert. „Ein Böhmenkönig“ habe lediglich die Stadt gegründet, „einen Theil ihrer Einkünfte zur Abfuhr in die königliche Casse“ bestimmt – und nur „daher“ stamme die Bezeichnung „königlich“²³⁹. Der Darstellungsweise des *Znaimer Botschafters*, die damaligen Bewohner Znaims hätten sich das Prädikat „durch Bürgertugenden erworben“²⁴⁰, kontert er: „Ob wir uns gar so viel darauf einzubilden haben, daß die Moneten unserer Urahren direkt in des Königs Geldtruhe flossen, das steht dahin.“ Die anderen Vorrechte, die mit dem königlichen Status verbunden waren, sind „heut zu Tage nichtig und erloschen.“²⁴¹

Weiters äußert sich Seeberger zu dem Vorwurf, dass der Beschluss eine Tat von nationalem Fanatismus gewesen sei, und weist diese Beschuldigung als „die ärgste Uebertreibung, die sich denken läßt“, von sich: „Wir Deutsche sind recht stolz auf unsere Stadt [...] Auch ihre ruhmvolle Geschichte achten wir hoch; wer will es uns aber verargen, wenn wir auch der Gegenwart ihr Recht lassen? Mehr darüber zu sagen, ist in dem nicht politischen Wochenblatte leider unmöglich.“²⁴² Seeberger erklärt ferner, wer die „Gegner des Beschlusses“ sind: „Außer den Czechen und einigen Ultramontanen“ sollen zu den Kontrahenten „noch mehrere Bürger“ zählen, „die in der Anschauung befangen sind, daß die Stadt an ihrem Glanze verliert, wenn das Prädikat königlich aufgegeben wird“²⁴³. Obwohl Seeberger entschieden verneint, dass der Beschluss ein Akt des nationalen Fanatismus gewesen sei, deutet seine Behauptung, dass „die

²³⁹ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 48, 28. 11. 1869, S. 597

²⁴⁰ *Znaimer Botschafter* Nr. 47, 20. 11. 1869, S. 373

²⁴¹ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 48, 28. 11. 1869, S. 597

²⁴² *Znaimer Wochenblatt* Nr. 48, 28. 11. 1869, S. 597

²⁴³ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 48, 28. 11. 1869, S. 597

Czechen“ Gegner des Beschlusses waren, darauf hin, dass Nationalität in dieser Auseinandersetzung doch eine Rolle gespielt hat.

Ob während der Debatte im Znaimer Gemeindeausschuss am 18. November 1869 der „Kraftausdruck“²⁴⁴ „justament“ tatsächlich gefallen ist, wird heute nur schwerlich feststellbar sein. Seebergers Behauptung, eine Urkunde über die Verleihung des Prädikats „königlich“ gebe es nicht, trifft indes zu. Die ganze Wahrheit ist jedoch komplizierter: Es existiert kein Dokument über dessen Verleihung, aber im Mährischen Landesarchiv in Brünn befindet sich eine Urkunde von Přemysl Ottokar I. vom 19. September 1226 für das Prämonstratenserklöster in Klosterbruck, in welcher von Znaim bereits als von einer königlichen Stadt die Rede ist. Da nicht nachgewiesen werden kann, wann genau die Verleihung des Titels erfolgt ist, wurde Znaim für eine königliche Stadt somit erst ab dem 19. 9. 1226 erachtet.²⁴⁵

„Nochmals die ‚königliche‘ Stadt Znaim.“ Mit dieser Überschrift kündete der *Znaimer Botschafter* am 4. Dezember 1869 an, dass er sich mit Seebergers Erklärung nicht zufriedengab, und mit hinzugefügter Entschuldigung für die „etwas primitiv klingende Redeform“, die nur gewählt wurde, um sich „bezeichnend und kurzverständlich auszudrücken“, wiederholte er die Überzeugung, die Abschaffung des Titels „königlich“ war national motiviert. Sie sollte dazu gedient haben, „dem slawischen Theile der Bevölkerung Znaims auf merkliche Weise ‚Eins auszuwischen‘, und mit dieser Heldenthat entsprechenden Ortes ‚sich ein Bildl einzulegen.‘“²⁴⁶ Ob der Verfasser des Artikels (vermutlich abermals Anton Nawratil) Nationalismus für ein bedenkliches Problem hielt, davon zeugen seine weiteren Worte: „Wir leben leider in einer Zeit wo ‚nationale Gehäßigkeit‘ an der Tagesordnung steht, wo der österreichische Unterthan sich zuerst entweder als Deutscher, Slave oder Magyar girirt, statt daß er sich umgekehrt zuerst als Oesterreicher, als Bruder seiner Mitbrüder, als Sohn eines großen Landes fühlen sollte.“ Einer Erörterung der Ursachen nationalistischer Gefühle in dem unpolitischen *Znaimer Botschafter* stände jedoch „der Cherub des Preßgesetzes mit flammenden Schwerte“ im Wege. A. Nawratil spricht sich für „wahren Patriotismus“ und „echten Liberalismus“ aus, da „die nationalen Reibungen [...] krebs-

²⁴⁴ *Znaimer Botschafter* Nr. 47, 20. 11. 1869, S. 373

²⁴⁵ Vgl. Mitteilung des Staatlichen Bezirksarchivs in Znaim (Státní okresní archiv Znojmo) vom 1. 6. 2007.

²⁴⁶ *Znaimer Botschafter* Nr. 49, 4. 12. 1869, S. 389; Hervorhebungen im Original.

artig am Wohle der Bevölkerung und an der Reicheswohlfahrt nagen“²⁴⁷ und somit von jedem wirklichen Patriot vermieden würden. Hinsichtlich des eindeutig nationalistischen Motivs hätte die Gemeinderepräsentanz das Gesuch um Abschaffung des Titels „königlich“ zurückweisen sollen, so die Schlussfolgerung Nawratils.

Der Streit um die „(königliche) Stadt Znaim“ bewog Anton Nawratil sogar zum Austritt aus dem Gemeindeausschuss, nachdem er dort sechs Jahre tätig gewesen war. Sein Vorgehen begründete er damit, dass die Mitglieder des Ausschusses größeren Wert auf deren Eigeninteressen als auf das Wohl der Gemeinde legten.²⁴⁸ In der Nacht vom 2. Dezember kam es fernerhin zu einem Verstoß, der wohl im Zusammenhang mit der Kontroverse gesehen werden darf, die auf den Seiten der beiden Blätter sowie in den Sitzungen des Gemeindeausschusses ausgetragen wurde: Von Nawratils Buchdruckerei wurde „von bisher unbekanntem Thätern“ das Blechschild mit einer tschechischen Aufschrift „gewaltsam herabgerissen, und gestohlen.“²⁴⁹

Anton Nawratils Eifer in den Auslegungen über den vermutlich nationalistischen Hintergrund der Beseitigung von „königlich“ hielt der anonyme Verfasser des umfangreichen Artikels „Die weiland ‚königliche‘ Stadt Znaim“ im *Znaimer Wochenblatt* (abgedruckt gleich hinter der hier bereits besprochenen Reaktion Seebergers) entgegen, dass das Gesuch um Abschaffung des Titels sechs Wochen auf dem Programm des Gemeindeausschusses stand, „ohne daß ein Widerspruch sich geltend machte. Nur einige böhmische Blätter, von guten Znaimer ‚Patrioten‘ bedient, verketzerten den Antrag als ein Attentat auf die böhmische Krone, bis sie von deutscher Seite gebührend abgetrumpft wurden.“ Selbst A. Nawratil soll sich in „totales Stillschweigen“²⁵⁰ gehüllt haben; erst nachträglich ging ihm „urplötzlich ein Seifensieder auf“²⁵¹ und er stimmte gegen den Beschluss. Von der Kritik der Art und Weise, wie Anton Nawratil den Streit darstellt, geht der Autor über zu angeblichen Hintergründen der Verleihung des umstrittenen Prädikats an die Stadt Znaim. „Als die böhmischen Könige erkannten, daß sie zum Aufschwunge ihres Landes deutschen Gewerbefleißes und deutscher Cultur nicht entbehren

²⁴⁷ *Znaimer Botschafter* Nr. 49, 4. 12. 1869, S. 390

²⁴⁸ Vgl. *Znaimer Botschafter* Nr. 49, 4. 12. 1869, S. 390

²⁴⁹ *Znaimer Botschafter* Nr. 49, 4. 12. 1869, S. 392

²⁵⁰ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 48, 28. 11. 1869, S. 598

²⁵¹ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 48, 28. 11. 1869, S. 600

können, gründeten sie Städte mit deutschen Ansiedlern. Um diese zu gewinnen, mußten ihnen Begünstigungen eingeräumt [...] werden.“ Jede solche Stadt soll schon aufgrund dieser privilegierten Stellung „ohne ausdrückliche Verleihung eines Prädikates, den Titel ‚königlich‘“²⁵² geführt haben.

Im Hinblick auf die veränderten politischen Gegebenheiten, insbesondere die „Februar- und December-Verfassung“, wird in den weiteren Abschnitten des Artikels das Prädikat als „eine historische Reminiscenz“²⁵³, „eine bloße Formel, eine leere Arabeske“²⁵⁴ abgelehnt. Es wird ausdrücklich betont, dass nach der jetzigen Verfassung Mähren „ein unmittelbar, und nicht als Bestandteil ‚der Krone Böhmens‘, mit dem Reiche untrennbar verbundenes Land“ ist, das „in keiner Abhängigkeit vom Königreiche Böhmen“ steht. Mit dem Beschluss des Znaimer Gemeindeausschusses sollen die Bürger Znaims „einen deutlichen Wink“ gegeben haben, „daß die deutschen Städte Mährens die Wiederkehr einer Abhängigkeit von Böhmen gar nicht für möglich halten“. Seine Auffassung der Konsequenzen des Beschlusses vom 18. November veranschaulicht der Autor folgendermaßen: „Die Bürger der Stadt Znaim sind am 18. d. Mts. als ‚königliche‘ Bürger schlafen gegangen und am 19. als einfache, aber als gut kaiserlich gesinnte, echt österreichische Bürger und als ganze Deutsche erwacht.“²⁵⁵

Die Vertreter beider Pole in dieser Auseinandersetzung heben also sehr nachdrücklich das Österreichertum der Znaimer Bürger hervor; mit der Nuancierung allerdings, dass das *Znaimer Wochenblatt* auf „ganze Deutsche“ Wert legt, während sich der *Znaimer Botschafter* dagegen sträubt, unter den Österreichern in erster Linie eine Unterscheidung zwischen Deutschen, Slaven oder Magyaren²⁵⁶ zu machen.

Den Vorwurf, dass die Triebfeder des Beschlusses nationaler Fanatismus gewesen sei, weist der Autor des *Wochenblatt*-Artikels entschieden von sich. Vielmehr sei es „die cechische Partei in Mähren“ (interessanterweise „nicht die slavische, wohl aber die cechische“), die solchen Fanatismus betreibe. Die Anhänger dieser Richtung, so der Artikel, „heucheln Versöhnlichkeit, sie spiegeln euch vor, als sei bei der ganzen Titularfrage

²⁵² *Znaimer Wochenblatt* Nr. 48, 28. 11. 1869, S. 598

²⁵³ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 48, 28. 11. 1869, S. 599

²⁵⁴ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 48, 28. 11. 1869, S. 598

²⁵⁵ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 48, 28. 11. 1869, S. 599

²⁵⁶ Vgl. *Znaimer Botschafter* Nr. 49, 4. 12. 1869, S. 390

nur das lokale Interesse der Stadt berührt und gefährdet“²⁵⁷. In Wirklichkeit aber „klingt ihnen aus jenem Beschlusse ganz deutlich in’s Ohr: ‚Wir wollen keine Wenzelskrone und keine Verwenzelung‘. Aber sie hüten sich, vor deutschen Bürgern dieser tieferen und eigentlichen Bedeutung des Beschlusses offen Ausdruck zu geben [...]“²⁵⁸ Die tatsächliche Absicht hinter der Entscheidung, auf den Titel „königlich“ zu verzichten, war also nach wie vor, die Unabhängigkeit Mährens von Böhmen zu demonstrieren; um nationalen Fanatismus habe es sich aber nicht gehandelt.

Hiermit die Beschuldigung des nationalen Fanatismus von sich weisend, fällt der Autor des Artikels seinerseits ein schroffes Urteil über die Mitteilung A. Nawratils im *Znaimer Botschafter* vom 20. 11., es werde eine Beschwerde über den Beschluss des Gemeindevorstandes vorbereitet: Er klassifiziert dies als „Terrorismus“ und stellt fest, die Beschwerde würde überdies den Ausschussmitgliedern „bittere Kränkungen“²⁵⁹ verursachen. Die von ihm formulierte Anschuldigung, Tschechen seien nationale Fanatiker, konkretisiert er in der Beantwortung seiner rhetorischen Frage, was nationaler Fanatismus sei: „[...] wenn man mit Geröll von allen möglichen historischen Bergen, das man zur Grundsteinlegung eines Theaters herbeischleppte, mit Huß, Palacky u. a. Abgötterei treibt, wenn man Sprachenzwangsgesetze einführt, Judenhetzen arrangiert, deutsche Schulen unterdrückt, [...] wenn man sogar, wie es jüngst in einem weitverbreiteten böhmischen Blatte geschah, die österreichischen Beamten als ‚k. k. Lumpe und k. k. Blutegehl‘ bezeichnet – das ist Fanatismus!“²⁶⁰ Wenn wir den Antisemitismus vorerst beiseite lassen, da er im Folgenden noch erwähnt wird, so zeugen die zitierten Worte nicht zuletzt davon, dass die sogenannte tschechische nationale Wiedergeburt viel Unbehagen und Unruhe in das Zusammenleben der Deutschen und Tschechen in der Donaumonarchie brachte. Diesbezüglich wirft auch der *Znaimer Botschafter* vom 25. Dezember 1869 eine Frage auf: „Sind denn die Völker deswegen zum Bewußtsein und Erkenntniß erwacht um einander anzufeinden?“²⁶¹

²⁵⁷ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 48, 28. 11. 1869, S. 599

²⁵⁸ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 48, 28. 11. 1869, S. 599

²⁵⁹ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 48, 28. 11. 1869, S. 600

²⁶⁰ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 48, 28. 11. 1869, S. 599

²⁶¹ *Znaimer Botschafter* Nr. 52, 25. 12. 1869, S. 417

Eine aufschlussreiche Erörterung des vom *Znaimer Wochenblatt* deklarierten Unterschiedes zwischen Slawen und Tschechen bringt Nummer 49 dieser Zeitung in einem langen Artikel, der abermals dem Streit um die nicht mehr königliche Stadt Znaim gewidmet ist. „Die czechische [Parthei] will einen Generallandtag in Prag und eine Prager Regierung, kurz ein ‚königlich böhmisches Regiment‘; die Slawen in Mähren wollen dagegen die Unabhängigkeit des Landes von Böhmen genau so wie im Jahre 1848 gewahrt wissen, sie halten an ihrem Kaiser und Markgrafen, die Idee der Wenzelskrone ist ihnen unsympathisch und fremd.“²⁶² Aus diesem Grund würden nur Tschechen dem Prädikat „königlich“ nachtrauern, nicht so die Slawen. Und es wären nur die Slawen, mit denen die Deutschen eine Verständigung und Versöhnung für möglich halten.²⁶³

Die Kontroverse über den Titel „königlich“ zog sich über etliche Nummern der beiden Zeitungen, ehe in der Weihnachtszeit ein anderes Problem in den Vordergrund trat. Bis dahin griff der *Znaimer Botschafter* in den Streit beispielsweise mit der langen Abhandlung „Das Rechtsverhältnis Mährens zu Böhmen“ ein, die in mehreren Fortsetzungen erschien, und wehrte sich außerdem gegen verschiedene Anschuldigungen von Seiten des *Znaimer Wochenblattes*. So wurde in Nummer 50 des *Znaimer Botschafters* die finstere tschechische Partei, in deren Diensten der *Botschafter* angeblich stehen sollte, für eine Fiktion erklärt,²⁶⁴ oder es wurde geäußert, dass jemand zur Unterzeichnung der Beschwerde gegen den Beschluss des Gemeindeausschusses gezwungen wurde²⁶⁵. Ferner übte der *Znaimer Botschafter* Kritik an dessen Konkurrenten, der die Menschen lediglich einschüchterte: „[...] ,wir stehen am Vorabende großer Ereignisse, die finstere Czechenparthei droht uns mit Haut und Haaren aufzufressen wenn wir nicht mannhaft zusammenhalten [...]“.²⁶⁶ Das *Znaimer Wochenblatt* wiederum berichtete fünf Tage vor Heiligabend in der Rubrik „Wochenchronik“: „Ein treffender Witz kursirt gegenwärtig in unserer Stadt: ‚Wenn Znaim nicht mehr ‚königlich‘ ist, warum hält es dann noch einen ‚Botschafter?‘“²⁶⁷

²⁶² *Znaimer Wochenblatt* Nr. 49, 5. 12. 1869, S. 612

²⁶³ Vgl. *Znaimer Wochenblatt* Nr. 49, 5. 12. 1869, S. 612

²⁶⁴ Vgl. *Znaimer Botschafter* Nr. 50, 11. 12. 1869, S. 397

²⁶⁵ Vgl. *Znaimer Botschafter* Nr. 50, 11. 12. 1869, S. 398

²⁶⁶ *Znaimer Botschafter* Nr. 50, 11. 12. 1869, S. 397

²⁶⁷ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 51, 19. 12. 1869, S. 658

Dieser „Botschafter“ blieb bestehen und berichtete in seiner Neu-jahrsnummer, dass der gleiche Beschluss wie in Znaim auch in Gaya gefasst wurde, „nicht so in Olmütz, Brünn, Neustadt und Hradisch, welche Städte ebenfalls das Prädikat ‚königlich‘ führen. Dagegen soll in einer dieser Städte der Antrag aufgetaucht sein, die Städte Mährens mit dem Ehrentitel ‚markgräflich‘ zu benennen.“²⁶⁸ Das Thema gelangte im Oktober 1870 erneut in die Presse, als „die k. k. hohe Statthalterei den Beschluß des Gemeindeausschusses vom 18. November 1869, wornach der Titel ‚königliche Stadt‘ abgelegt werden soll, aufgehoben“ hat. Das Prädikat könne „nicht einseitig durch die Gemeindevertretung, sondern nur im verfassungsmäßigen Wege durch den Landtag geändert werden“²⁶⁹.

Der kurz zuvor angekündigte neue Streitfall knüpfte an die vorherige Auseinandersetzung um den Titel „königlich“ insofern an, als er wieder das deutsch-tschechische Zusammenleben berührte – eine Problematik, die bis 1945 die Politik, Kultur, Literatur sowie den Alltag der Menschen in Znaim und Südmähren maßgeblich prägte. In der Rubrik „Conversations-Halle. (Eingesendet)“ erschien am 25. Dezember „Eine zweite Bombe!“. Der anonyme Artikel berichtet über „einen zweiten Hieb gegen die gemäßigteren Bewohner Znaims, und gegen die slavische Bevölkerung“. Der Ausschuss des landwirtschaftlichen Vereins soll den Antrag erhalten haben, dass an der landwirtschaftlichen Lehranstalt in Znaim nur noch deutsch, nicht mehr tschechisch unterrichtet wird. Der Verfasser erklärt sich entschieden gegen eine solche Maßnahme, weil „den Ackerbauzöglingen als zukünftigen Oekonomen und Geschäftsleuten in einem gemischten Bezirke die Kenntniß beider Sprachen nöthig ist“²⁷⁰. Die „Faustschläge“, die hiermit „der slavischen Bevölkerung des Bezirkes, den slavischen Mitgliedern des Vereines“ erteilt werden, sind „unwürdig [...] des erleuchteten 19. Jahrhunderts und des Liberalismus der neuen Aera. Oesterreichs Staatsrecht ist die volle Gleichberechtigung der Nationalitäten, das ist Oesterreichs Freiheit!“²⁷¹

²⁶⁸ *Znaimer Botschafter* Nr. 1, 1. 1. 1870, S. 4

²⁶⁹ *Znaimer Botschafter* Nr. 42, 15. 10. 1870, S. 351

²⁷⁰ *Znaimer Botschafter* Nr. 52, 25. 12. 1869, S. 416

²⁷¹ *Znaimer Botschafter* Nr. 52, 25. 12. 1869, S. 417

Weitere Bemerkungen zum Thema „Nationalität“

Die Beschuldigungen von Seiten des *Znaimer Wochenblattes*, Anton Nawratil würde den *Znaimer Botschafter* in den Dienst einer finsternen tschechischen Partei stellen, mögen Neugierde wecken, ob der Herausgeber und Redakteur dieser Zeitung, dessen Nachname überdies tschechischen Ursprungs ist, nicht doch engere Verbindungen zu den tschechischsprachigen Bewohnern Znaims bzw. zur tschechischen Nationalität hatte.

Tatsächlich sind auf den Seiten des *Znaimer Botschafters* eine Reihe von Beiträgen zu finden, in denen sich die Verfasser gegen eine Benachteiligung der tschechischsprachigen Bevölkerung oder gegen Maßnahmen aussprechen, die nationalistisch motiviert zu sein scheinen. Es handelt sich zum einen um Artikel, die A. Nawratil selbst schrieb, zum anderen um Beiträge seiner Mitarbeiter, eingesendete Meinungen oder um Abdrucke von Texten aus anderen Quellen.

Im September 1868 erschien in der Rubrik „Conversations-Halle. (Eingesendet)“ eine Kritik des Znaimer Schulwesens und ein Plädoyer für den Unterricht sowohl der deutschen als auch der tschechischen Sprache an den Mittelschulen. „Ein Oesterreicher“, so die Unterschrift unter diesem Text, erläutert darin die Notwendigkeit, dass „eben die gebildeten Classen [...] durch Kenntniß beider Landessprachen die Nationalitätszwistigkeiten [...] beseitigen.“ Er äußert seine ablehnende Haltung gegenüber dem Beschluss der deutschen Abgeordneten in Prag, „das Gesetz vom Jahre 1865, nach welchem die deutsche und böhmische Sprache in den Mittelschulen für obligat erklärt wurde – zu cassiren.“ Inwiefern ist die Vertrautheit mit beiden Sprachen in Znaim von Belang? Der Verfasser weist auf sein Gespräch mit mehreren Bürgern hin, die „in einem gemischten Bezirke tagtäglich mit Leuten slawischer Abstammung verkehren müssen“ und erklärt, „schon aus dem täglichen Verkehr stellt sich die Nothwendigkeit heraus, beide Landessprachen zu verstehen.“²⁷² An Znaimer Schulen würden aber, so der Verfasser, bevorzugt „nur Lehrer mit ultra-deutscher Bildung“²⁷³ angestellt. Dies sei darauf zurückzuführen, dass der „Znaimer Gemeinderath so wie auch einige Znaimer Vereine, die sich die öffentliche Meinung zu vertreten anmaßen“ einzig bemüht sind, „alles Slavische, aus den Schulen, (aus dem practischen

²⁷² *Znaimer Botschafter* Nr. 37, 12. 9. 1868, S. 294

²⁷³ *Znaimer Botschafter* Nr. 37, 12. 9. 1868, S. 293

Leben können sie es wohl nicht) zu verdrängen [...]“²⁷⁴. Eben das stelle einen der Gründe dar, warum Kinder aus dem – großenteils slawischen – nördlichen und westlichen Teil der Znaimer Bezirkshauptmannschaft nicht nach Znaim in die Schule kommen und vermutlich weiterhin nicht kommen werden. Die Gefährlichkeit dieser Tendenzen werde, meint der Autor, die Zukunft zeigen. Abschließend wird davor gewarnt, dass man „jenen Schreibern“ folgt, „die wohl nicht für uns sondern, die Günstigkeit des Augenblickes benützend, für sich arbeiten.“²⁷⁵

Ende März 1870 kehrt der *Znaimer Botschafter* zurück zu dem am 25. 12. 1869 kritisierten Antrag, den der Ausschuss des landwirtschaftlichen Vereins erhielt, es möge nur noch deutsch an der landwirtschaftlichen Lehranstalt in Znaim unterrichtet werden (was auch Realität geworden ist). „Die ökonomische Lehranstalt sollte und konnte dem bedauernswerthen Stande der slavischen Landbevölkerung abhelfen.“ Daraus hätte auch die Stadtbevölkerung Nutzen gezogen: „Ein armes Landvolk macht eine arme Stadt, ein reiches Bauerntum, reiche Gewerbs- und Handelsleute.“ Einer der Gründe für die Abschaffung des Tschechischen als Unterrichtssprache soll die Tatsache gewesen sein, dass Znaim eine deutsche Stadt ist und darum an Znaimer Schulen in keiner anderen als der deutschen Sprache vorgetragen werden dürfe. Der *Znaimer Botschafter* erwidert jedoch, dass die Lehranstalt nicht für die Stadt-, sondern vielmehr für die Landbevölkerung bestimmt sei, die sowohl deutsch als auch tschechisch ist. Das deutsche Volk werde außerdem „gegen den Utraquismus der Lehranstalt nichts einwenden“, da „es doch seine Kinder eigends in böhmische Gegenden [sendet], um die slavische Sprache zu erlernen (Wechsel). Es weiß eben, daß gegenseitige Verständigung noth thut [...]“. Der Verfasser hebt hervor, dass Österreicher nicht nur einer bestimmten Nationalität angehören, sondern mit anderen Völkern leben müssen, denn nur mit ihnen können sie „ein mächtiges Reich bilden. Jede Nation, beschränkt auf sich selbst, ist ohnmächtig und würde bald die Beute der Preußen oder Rußen werden.“ Selbst „dem exaltirtesten Parteigänger“ wird „so viel Patriotismus, so viel Verstand“ zugemutet, dass er sich den Zerfall Österreichs nicht herbeiwünschen könne. Der Leitgedanke lautet: „achte und schätze jeder seine Nation so viel er will, nur übe er Gerechtigkeit gegen die andere.“²⁷⁶

²⁷⁴ *Znaimer Botschafter* Nr. 37, 12. 9. 1868, S. 293

²⁷⁵ *Znaimer Botschafter* Nr. 37, 12. 9. 1868, S. 294

²⁷⁶ *Znaimer Botschafter* Nr. 13, 26. 3. 1870, S. 101

Die erste Septemberrnummer von 1870 zitiert die Zeitung *Posel z Prahy* (Der Bote aus Prag), die über die Initiative einiger tschechischer Politiker informiert, „zum Zwecke der Verständigung eine Deputation in das deutsche Kassinio zu schicken.“ Der Autor des Artikels im *Znaimer Botschafter* gesteht den Tschechen das Recht zu, sich für die Ansprüche auf „staatsrechtliche Selbständigkeit“ und „wirkliche Selbstverwaltung“ einzusetzen und kritisiert nicht näher spezifizierte „Wiener Journale“, dass sie sich „in den häuslichen Zwist“ der Deutschen und Tschechen in Böhmen und Mähren einmischen. Die Wiener Presse wird verdächtigt, dass diese Einmischung der „Aufhetzung und Aufstachelung der böhmisch-mährischen Deutschen, gegen die slavischen Landsleute“ dienen soll. „Leider gibt es noch immer eine fanatische Clique, welche die Führerschaft der Deutschen in Böhmen und Mähren an sich gerissen, und den Zwiespalt auch fernerhin erhalten will.“²⁷⁷ Die Haltung des *Znaimer Botschafters* hat somit eine unübersehbare Wendung erfahren: Während das Blatt vor weniger als einem Jahr geradezu mit Abscheu die Möglichkeit von sich wies, dass Böhmen und Mähren jemals „eine abgesonderte Verwaltung zugedacht werden sollte“, wird nun von dieser Eventualität viel gelassener und keineswegs als von einer „Calamität“²⁷⁸ gesprochen.

Der Umstand, dass Anton Nawratil häufig entweder selbst Partei für die tschechischsprachigen Mitbürger ergriff oder dass er in der von ihm redigierten und herausgegebenen Zeitung ähnlich gesinnten Beiträgen seiner Mitarbeiter bzw. auswärtiger Verfasser Raum bot, kann begreiflicherweise nicht als Argument für die Behauptung herhalten, A. Nawratil selbst sei tschechischer Nationalität gewesen. Eine solche Vermutung könnte zwar durch seine Haltungen oder z. B. die Formulierung „wir Čechen“²⁷⁹ (die jedoch in einem anonymen, also nicht a priori Nawratil zuzuschreibenden Artikel vorkommt) angereizt werden; sogar der „Anzeigezettel zur Zählung der Bevölkerung und der wichtigsten häuslichen Nutzthiere nach dem Stande vom 31. Dezember 1869“ liefert diesbezüglich aber nur wenig Indizien (allenfalls aufgrund der Vornamen von A. Nawratils Kindern könne man auf dessen deutsche Nationalität schließen, wie in der Mitteilung des Staatlichen Bezirksarchivs Znaim vom 1. 6. 2007 steht). Der tschechische Nachname mit deutscher Orthographie sagt über die Nationalität seines Trägers hingegen gar nichts aus, da bei-

²⁷⁷ *Znaimer Botschafter* Nr. 36, 3. 9. 1870, S. 303 f.

²⁷⁸ *Znaimer Botschafter* Nr. 48, 27. 11. 1869, S. 381 f.

²⁷⁹ *Znaimer Botschafter* Nr. 37, 10. 9. 1870, S. 315 f.

spielsweise in dem nationalistischen deutschen Südmährerbund „die Herren Robert Brabbéc und Anton Vrbka als Vertreter der Bundesleitung“²⁸⁰ tätig waren. Andererseits gibt der Verfasser des Artikels „Die landwirtschaftliche Lehranstalt in Znaim!“²⁸¹ zu, er sei mit den Lebensverhältnissen des nördlich von Znaim lebenden slawischen Bauernvolkes vertraut, wohingegen er „die südliche deutsche Bevölkerung [...] zu wenig“²⁸² kennt. Abermals handelt es sich um einen anonymen Artikel, sodass dessen Urheberschaft nicht mit Sicherheit Anton Nawratil zugeschrieben werden kann.

Könnte die Reaktion des *Znaimer Botschafters* auf die im *Znaimer Wochenblatt* abgedruckten „Verhöhnungen der Bürger, welche den Protest gegen den Gemeindebeschluß bei der hohen Statthalterei eingebracht haben“, als Beweis in Bezug auf die nationale Zugehörigkeit Nawratils betrachtet werden? Der Artikel im *Znaimer Botschafter* betont, den Protest hätten „meistens deutsche Bürger, an deren Spitze, nebst den zur Unterzeichnung ermächtigten Anton Nawratil, die achtbarsten Namen stehen [...]“²⁸³ unterschrieben.

In die diesbezüglichen Erwägungen greift in interessanter Weise eine tschechisch geschriebene Anzeige ein, die zur ersten Generalversammlung des tschechischen Vereins „Beseda znojemská“ am 17. Juli einlädt.²⁸⁴ Am 23. Juli kann in dem Bericht über diese Versammlung und die Wahlen in die einzelnen Ausschüsse nachgelesen werden, dass auch „Anton Nawratil, Buchdruckereibesitzer in Znaim“ als einer der „Ausfußmänner“²⁸⁵ in den Verwaltungsausschuss gewählt worden ist.

Welche Schlussfolgerungen in Bezug auf die Nationalität A. Nawratils ergeben sich heute beim Lesen des *Znaimer Botschafters* und *Znaimer Wochenblattes*? Dass Anton Nawratil Deutscher war? Dass er Tscheche war? Dass er Deutscher war, der den Verdächtigungen des *Znaimer Wochenblattes* zufolge die Interessen der Tschechen vertrat, vielleicht gar Geld dafür erhielt? Oder dass das Konzept der Nationalität so vielschichtig und undurchschaubar ist, dass dessen Anwendung auf das zweisprachige Znaim bzw. Südmähren des neunzehnten Jahrhunderts nur Verwir-

²⁸⁰ *Znaimer Sonntagsblatt* Nr. 1, 4. 1. 1903, S. 14

²⁸¹ *Znaimer Botschafter* Nr. 11, 12. 3. 1870, S. 84

²⁸² *Znaimer Botschafter* Nr. 11, 12. 3. 1870, S. 84

²⁸³ *Znaimer Botschafter* Nr. 43, 22. 10. 1870, S. 359

²⁸⁴ *Znaimer Botschafter* Nr. 27, 2. 6. 1870, S. 243

²⁸⁵ *Znaimer Botschafter* Nr. 30, 23. 7. 1870, S. 251

rung stiftet? War Anton Nawratil vielleicht ein „wahrer Oesterreicher“, so wie er etliche Male im *Znaimer Botschafter* definiert wird: verständigungsbereit, anderen Völkergruppen die gleichen Rechte einräumend? Eine Reihe der dort abgedruckten Texte deutet auf Letzteres hin.

Österreichischer Patriotismus soll aber auch dem *Znaimer Wochenblatt* nicht abgesprochen werden, wie aus manchen der dortigen (und hier zum Teil zitierten) Beiträge hervorgeht. Auf eine gewisse Verschiedenartigkeit der Auffassung vom österreichischen Patriotismus wurde bereits hingewiesen. Im Gegensatz zum *Znaimer Botschafter* stellte das *Znaimer Wochenblatt* nicht die Gleichberechtigung der Völker und die Nebensächlichkeit des Umstands, ob man als Österreicher zunächst einmal „Deutscher, Slave oder Magyar“²⁸⁶ ist, in den Vordergrund. Vielmehr beteuert Martin Ferdinand Lenk zu Beginn des XX. Jahrgangs, die von ihm verlegte und redigierte Zeitung würde „auch fernerhin den deutschen Geist pflegen“²⁸⁷. Andererseits existierten Kontexte, in welchen beide Zeitungen durchaus vergleichbar deren „Österreichertum“ zu bezeugen trachteten. Beispielsweise 1866 während des Krieges mit Preußen, als im *Znaimer Wochenblatt* ebenso wie im *Znaimer Botschafter* Verse ähnlicher Gesinnung sowie trivialliterarischer Prägung – und zum Teil derselben Autoren – erschienen sind. Am 17. Juni brachte das *Znaimer Wochenblatt* auf der Titelseite das Gedicht „Zu Deinem Banner, Oesterreich!“²⁸⁸, welches der Feder eines „L. W.“ entstammte. Am letzten Junitag wiederum fanden die Leser des *Znaimer Botschafters* auf Seite fünf das Gedicht „Verzage nicht mein Oesterreich!“²⁸⁹ signiert war es mit „Cajt. W...r.“. Es liegt nahe, dass es sich um Cajetan Wallishausser handelte, dessen „Festgedicht! Seiner hochwohlgeboren Herrn Josef Wandrasch, Bürgermeister der königl. Stadt Znaim, ehrfurchtsvoll gewidmet“²⁹⁰ circa zwei Monate später im *Znaimer Wochenblatt* abgedruckt wurde.

1868 ist im *Znaimer Botschafter* in zwei Fortsetzungen das Feuilleton „Nationale Sünden“ erschienen, geschrieben aus dem Blickwinkel „unseres großen deutschen Vaterlandes“²⁹¹. Den Ausgangspunkt stellt die Behauptung dar, „jede Race, jeder Zweig von ihr hat seine characteristi-

²⁸⁶ *Znaimer Botschafter* Nr. 49, 4. 12. 1869, S. 390

²⁸⁷ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 1, 3. 1. 1869, S. 1

²⁸⁸ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 25, 17. 6. 1866, S. 249

²⁸⁹ *Znaimer Botschafter* Nr. 8, 30. 6. 1866, S. 5

²⁹⁰ *Znaimer Wochenblatt* Nr. 37, 9. 9. 1866, S. 352

²⁹¹ *Znaimer Botschafter* Nr. 33, 15. 8. 1868, S. 258

schen Eigenthümlichkeiten und Merkzeichen, seine Tugenden und seine Fehler [...]“. Da die Tugenden jedoch „zu rein und erhaben für die leichtfertige Feder eines Feuilletonschreibers“ sind, werden nur die „Laster“ und „Sünden“²⁹² behandelt.

Unter die (freilich selektiv betrachtende und wenig objektive) Lupe werden Völkergruppen außerhalb sowie innerhalb der Donaumonarchie genommen. „Die Ungarn leiden häufig an nationalen Wahnsinns-Verzückungen die man Czardas nennt, und in diese Manie verfallen sie regelmäßig wenn sie nicht eben Cilinderhüte antreiben oder Gulhas essen.“ Dies sowie Charakteristiken weiterer Bewohner des Habsburgerreiches sind in der zweiten Fortsetzung des Feuilletons zu lesen. „Die Croaten, Slowaken und Czechen sind ein in rührender Brüderlichkeit zusammenhängendes Volk von Märtyrern, deren Zusammengehörigkeit schon der Schöpfer ihren Nasen aufgedrückt hat.“ Die Kroaten sollen „ein sehr patriarchalisches Familienleben“ führen, während von den Slowaken Folgendes festgestellt wird: „Die Sporen, die sie als Landeskinder der ungarischen Krone tragen sollten, ersetzen sie sehr sinnreich aus stralenförmig auseinanderstrebenden Strohhalmen, die von den Fersen ihrer primitiven Fußbekleidung ins freie gucken.“ Der tschechische „Bruderstamm [...] kratzt entweder auf der Geige, brüllt Bombardon, [...]“ o. Ä. Abschließend wird von „unserm großen deutschen Vaterlande“ berichtet, „welches manche ungenügsame Seelen noch immer größer haben wollen [...]“. „Nebenfehler einzelner Stämme“ werden erläutert, darunter die sächsische Mundart oder die süddeutsche Vorliebe für Bier. Demgegenüber zeigt sich in Wien „ein neues Laster, das durch Singen, Trinken und geredete Reden üppige Nahrung erhält“ genauso wie „im ganzen großen schönen Deutschland“. Gemeint ist die „Vereinsmaierei“. Die „Vereins-Maier“ seien „häufiger noch anzutreffen, als die Träger dieses Namens selbst.“²⁹³

Ein Abriss der weiteren Entwicklung der Presse in Znaim

Während die Suche nach antisemitischen Äußerungen im *Znaimer Botschafter* und *Znaimer Wochenblatt* ohne einen nennenswerten Fund bleibt, sind im *Znaimer Volksboten*, dessen Druck und Expedition Anton Nawra-

²⁹² *Znaimer Botschafter* Nr. 32, 8. 8. 1868, S. 249

²⁹³ *Znaimer Botschafter* Nr. 33, 15. 8. 1868, S. 259

til der Jüngere (geboren 1856 als zweiter Sohn von Anton und Marie Nawratil²⁹⁴) verrichtete, Artikel solcher Art keine Seltenheit. Dasselbe gilt für die Nachfolgerzeitung, die *Znaimer Sonntagspost* (gedruckt und später auch herausgegeben und redigiert von Rudolf Nawratil, dem 1860 geborenen Bruder Antons des Jüngeren²⁹⁵) sowie das *Znaimer Volksblatt*, in welches die *Znaimer Sonntagspost* schließlich umbenannt wurde. Der *Znaimer Volksbote* mit der ersten Nummer vom 4. Januar 1890 wollte ein „christliches, echt österreichisches Volksblatt“²⁹⁶ sein. Wie der Ausrichtung der Beiträge zu entnehmen ist, erfuhr jedoch die Auffassung von „österreichisch“ im Vergleich zum *Znaimer Botschafter* oder dem *Znaimer Wochenblatt* eine wesentliche Bedeutungsverschiebung.

Als Beispiel eines Textes, der im *Znaimer Botschafter* erschienen ist und in Bezug auf Antisemitismus nicht ganz harmlos ist, kann der Artikel „List eines jüdischen Handelsmannes“²⁹⁷ angeführt werden. Es ist gewissermaßen ein längerer Witz; da er sich jedoch u.a. des Stereotyps des geldgierigen, listigen jüdischen Handelsmannes bedient, ist er als antisemitisch zu verurteilen. Demgegenüber sind die Seiten des *Znaimer Volksboten*, *Znaimer Volksblattes* sowie der *Znaimer Sonntagspost* voll von antisemitischen Artikeln und Beispielen einer Ausdrucksweise, die keine Zweifel an der Gesinnung der Verfasser zulässt. Es werden „Klauen des Judenliberalismus“²⁹⁸ angeprangert oder es wird der Versuch unternommen, den „christlichen, vernünftigen und darum berechtigten Antisemitismus“²⁹⁹ zu verteidigen. Die Werbung der *Znaimer Sonntagspost* für sich selbst lautet: „Das reichhaltigste katholische und schneidigste antisemitische Blatt Südmährens ist die von den Liberalen, Sozialdemokraten, Alldeutschen und Juden bestgehaßte ‚Znaimer Sonntagspost‘ Volksblatt für Südmähren. Die ‚Znaimer Sonntagspost‘ vertritt die Interessen aller ehrlich arbeitenden Stände, bekämpft den jüdischen Einfluß auf allen Gebieten, wie auch jede Hetze gegen Religion und Staat. [...]“³⁰⁰

²⁹⁴ Vgl. „Anzeigezettel zur Zählung der Bevölkerung und der wichtigsten häuslichen Nutzthiere nach dem Stande vom 31. December 1869“

²⁹⁵ Vgl. „Anzeigezettel zur Zählung der Bevölkerung und der wichtigsten häuslichen Nutzthiere nach dem Stande vom 31. December 1869“

²⁹⁶ *Znaimer Volksbote* Nr. 1, 4. 1. 1890, S. 1

²⁹⁷ *Znaimer Botschafter* Nr. 26, 25. 6. 1870, S. 217

²⁹⁸ *Znaimer Volksbote* Nr. 3, 18. 1. 1890, S. 2

²⁹⁹ *Znaimer Volksbote* Nr. 2, 11. 1. 1890, S. 7

³⁰⁰ *Znaimer Sonntagspost* Nr. 12, 22. 3. 1902, S. 9

Im *Deutschen Mahnruf* mit dem Untertitel „Deutschvölkisches Wochenblatt für Znaim und Südmähren“ wird als liberal interessanterweise das *Znaimer Tagblatt* und dessen Wochenausgabe *Znaimer Sonntagsblatt* kritisiert. Dabei werden in der letztgenannten Zeitung z. B. Einladungen zu „Südmährerbundesabenden“ abgedruckt, deren „völkische und gesellige Bedeutung“³⁰¹ hervorgehoben wird; es wird die „Eroberungsgier“ und der „fanatische Haß des Slaventums“³⁰² sowie die „Tschechisierung“³⁰³ verdammt, Sonnenwendfeiern der deutschvölkischen Vereine Znaims werden angekündigt und deren Verlauf detailliert dargestellt. Im Juni 1919 kam es zur Umbenennung des *Znaimer Sonntagsblattes* in *Südmährische Rundschau*. Im Oktober 1919 brachte diese Zeitung den Artikel „'Unsere Zukunft liegt in uns, nicht außer uns!' Ingenieur Jung über die Erneuerung des deutschen Volkes“³⁰⁴. Darin wird berichtet, dass Rudolf Jung, der „Gauobmann der deutschen nationalsozialistischen Partei“, „vor einer vielhundertköpfigen Zuhörerschaft [...] über die Wege des nationalen Sozialismus“ sprach. Die Versammlung bilde „den gelungenen Abschluss einer langen Reihe großartiger Versammlungen, in denen einheimische und fremde Redner eine reiche politische Aufklärungstätigkeit entfalteten.“³⁰⁵ Die *Südmährische Rundschau* wurde eine erstaunlich frühe Wegbereiterin des Nationalsozialismus.

Schlussbemerkung

Die auf Deutsch und Tschechisch erschienenen Zeitungen Znaims geben nicht zuletzt einen Einblick darin, inwiefern Znaim eine „Grenzstadt zwischen Deutschen und Slaven“ oder aber ein „Vereinigungspunkt der deutschen und slavischen Welt“³⁰⁶ war. Allerdings war die Presse nicht nur ein Beobachter und Schriftführer. Vielmehr beteiligten sich die einzelnen Zeitungen mit allen ihren Artikeln, Aufrufen, Feuilletons sowie literarischen Beiträgen in zum Teil recht unterschiedlicher Weise an dem Geschehen in Znaim und an der Gestaltung der Atmosphäre unter dessen Bewohnern. Die Richtung der geschichtlichen Entwicklung wird

³⁰¹ *Znaimer Sonntagsblatt* Nr. 1, 16. 11. 1902, S. 3

³⁰² *Znaimer Sonntagsblatt* Nr. 24, 14. 6. 1903, S. 5

³⁰³ *Znaimer Sonntagsblatt* Nr. 31, 2. 8. 1903, S. 1f.

³⁰⁴ *Südmährische Rundschau* Nr. 126, 23. 10. 1919, S. 1 f.

³⁰⁵ *Südmährische Rundschau* Nr. 126, 23. 10. 1919, S. 1 f.

³⁰⁶ *Znaimer Botschafter* Nr. 11, 12. 3. 1870, S. 84

immer von den Massenmedien mitbestimmt. Ebenso kann auch die Znaimer Presse die Verantwortung für die Mitbestimmung der Richtung, welche die Geschichte in Südmähren eingeschlagen hat, nicht abschüteln. Dies gilt gleichermaßen für die auf Tschechisch erschienenen Zeitungen des Znaimer Bezirks. Obwohl sie nicht Gegenstand dieses Beitrags sind, beteiligten sie sich am öffentlichen Leben der Region und es ist nicht uninteressant zu verfolgen, wie ein und dasselbe Ereignis z. B. im *Znaimer Sonntagsblatt* und im *Moravský jih* (Mährischer Süden) präsentiert wird. Die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts legt leider ein Zeugnis zu Ungunsten der Znaimer Presse ab.

Deutschsprachige Presse in Branau

ZOLTÁN SZENDI (Pécs)

I. Der kulturhistorische Kontext

Die deutschsprachige Presse nahm in Ungarn – sowohl was die Anzahl der Presseorgane, als auch was das Spektrum ihrer Inhaltsbereiche im 19. Jahrhundert betrifft – eine spektakuläre Entwicklung, die ihren Höhepunkt zur Jahrhundertwende erreichte. Laut den Angaben der „Széchenyi“ Landesbibliothek gab es z. B. im Jahre 1906 190 deutschsprachige Zeitungen und Zeitschriften! Auch wenn wir in Betracht ziehen, dass ein ansehnlicher Teil von ihnen kurzlebig war und nur eine örtliche oder höchstens eine regionale Bedeutung hatte, sowie manche außerhalb der gegenwärtigen Staatsgrenze herausgegeben wurden, ist dieser Reichtum erstaunlich. Vor allem zwei Faktoren spielten dabei eine entscheidende Rolle: Erstens war die explosionsartige Ausdehnung des Pressewesens eine europäische Folgeerscheinung der rapiden kapitalistischen Entwicklung, die auch Ungarn nach 1848 und vor allem nach 1867 – infolge des Ausgleichs – erfasst hatte und die die ungarische genauso wie die deutschsprachige Kultur beeinflusste. Zweitens war die Entfaltung der deutschsprachigen Presse zum größeren Teil auch mit den eigentümlichen historischen und sozialpolitischen Bedingungen der besonderen Bevölkerungsstruktur in Ungarn verbunden. Die verzögerte gesellschaftliche Entwicklung brachte nämlich mit sich, dass die Mittel- und Oberschicht des ungarischen Bürgertums in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – im Vergleich zur ungarischen Gesamtbevölkerung – in hohem Maße aus Ungarndeutschen bzw. aus Deutschsprachigen jüdischer Herkunft bestand. Dieses eigenartige Merkmal des Urbanisationsprozesses hatte aber zunehmend auch eine entgegengesetzte Tendenz zur Folge, nämlich die der Assimilierung, die schließlich schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer allmählichen Rückentwicklung der deutschsprachigen Kultur in Ungarn führte.

Das deutschsprachige Pressewesen konnte sich auf dem Lande insbesondere in von Ungarndeutschen dicht besiedelten Gebieten, so auch in Südungarn (Batschka, Banat) behaupten. Die Mehrheit der Deutschen im Komitat Baranya kam nach der Türkenherrschaft nach Ungarn. Die Einwanderer stammten vor allem aus rheinfränkischen, in geringerer An-

zahl aber auch aus süddeutschen Gebieten (Schwaben, Bayern). Die Ungarndeutschen in Baranya sind also mehrheitlich fränkischer und weniger schwäbischer oder bayerischer Herkunft. Ihre Sprache besteht aus Mischdialekten, die sich in der neuen Heimat herausgebildet haben. Es gibt einen großen Unterschied zwischen den ungarndeutschen Dialekten und der literarischen Sprache, da die Einwanderer die deutsche Standardsprache nicht kannten. Die Sprache der in Pécs/Fünfkirchen erschienenen Zeitungen war eine wienerisch geprägte deutsche Sprache, denn das Bürgertum und die Intelligenz gebrauchten eine vom Wiener Dialekt beeinflusste literarische Sprache und Umgangssprache³⁰⁷. In den Städten siedelten sich in erster Linie Kaufleute, Handwerker und Beamte an. In Fünfkirchen war die Anzahl der deutschsprachigen Intelligenz bedeutend. Die Presse richtete sich vor allem an diese Intelligenz und an Ungarn mit Deutschkenntnissen. „Mit dem Erstarren des ungarischen Nationalbewusstseins und der Pflege der ungarischen Sprache wurde das Deutsche auch in Fünfkirchen zurückgedrängt.“³⁰⁸

Die *Fünfkirchner Zeitung* gehörte zu den bedeutenderen deutschsprachigen Presseorganen in Ungarn. Während der 36 Jahre ihres Bestehens war sie ein wichtiges Blatt der Stadt Pécs, die das Zentrum der größten von den Ungarndeutschen bewohnten Region des Landes – „der schwäbischen Türkei“ – bildete. Ein eigenartiger Widerspruch charakterisiert das Blatt, der aber gleichzeitig als typisch für Provinzpressen ähnlichen Formats gelten kann. Da die *Fünfkirchner Zeitung* über alle wichtigen Ereignisse im Lande und in der Stadt berichtete, erwies sie sich in ihrer Zeit als unentbehrliches Forum des öffentlichen Lebens und kann heute als eines der wichtigsten Dokumente der Stadtgeschichte gelten. Diese Bedeutung der Zeitung wird aber durch ihre Provinzialität beeinträchtigt, von der vor allem die hier veröffentlichten literarischen Texte zeugen.

³⁰⁷ Vgl. Wild, Katharina: Zur komplexen Analyse der ‚Fuldaer‘ deutschen Mundarten Südungarns. Ungarndeutsches Archiv 6. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2003, S. 52f . Gerner, Zsuzsanna: Zur Sprache der Anzeigenwerbung in der *Fünfkirchner Zeitung* des Jahrganges 1878. In: Gerner, Zs./Glauninger, M. M./Wild, K. (Hg.): Gesprochene und geschriebene deutsche Stadtsprachen in Südosteuropa und ihr Einfluß auf die regionalen deutschen Dialekte. Wien: Edition Praesens, 2002, S. 188.

³⁰⁸ Schuth, Johann: Wechselbeziehungen zwischen Bauernmundart und Stadtdialekt in Südungarn. In: Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen. Bd. 6. Budapest: Tankönyvkiadó, 1986, S. 157.

II. Die Geschichte der deutschsprachigen Presse in Fünfkirchen bis 1906

1. *Fünfkirchener Intelligenz-Wochenblatt*

Der erste Versuch, eine Fünfkirchner Zeitung herauszugeben, wurde im Jahre 1832 unternommen. Der Buchdrucker István Knezevich wollte ein Wochenblatt mit dem Titel *Fünfkirchner Intelligenz-Wochenblatt* herausgeben, um seine finanzielle Lage zu verbessern. Obwohl die einzige Buchdruckerei in Fünfkirchen ihm gehörte, konnte er mit seiner großen Familie nur in ärmlichen Verhältnissen leben. Er reichte 1832 eine Bittschrift beim Magistrat ein „um unterstützende Einbegleitung des Gesuches an Hochlöbliche k. ungarische Statthalterey: Um die hohe Genehmigung ein Intelligenz Wochen-Blatt dieser k. Freystadt herausgeben zu dürfen.“³⁰⁹ Der Stadtmagistrat erkannte, dass in der Stadt durchaus das Bedürfnis für eine Zeitung vorhanden war, und auch der Statthalter gab seine Genehmigung, allerdings mit der Einschränkung, dass in der Zeitung kein politisches Thema angesprochen werden dürfe. Da von dieser Zeitung kein Exemplar aufzufinden ist, ist es wahrscheinlich, dass sie nie oder nur kurze Zeit erschienen ist.

2. *Pressfreie Flugblätter*

Nach der Erklärung der Pressefreiheit in der Märzrevolution 1848 erschien am 6. April 1848 die erste Fünfkirchner Zeitung mit dem Titel *Pressfreie Flugblätter*. Diesen Titel hatte die Zeitung nur kurze Zeit, am 14. Juni hieß sie schon *Fünfkirchner Zeitung*. Besitzer und verantwortlicher Redakteur war Ernő Neuwirth. Die Sprache der Zeitung war zwar deutsch, aber in ihrer geistigen Einstellung zeigte sie eine eindeutige Loyalität zu Ungarn. Das Blatt erschien zuerst zweimal wöchentlich in zwei Halbbögen, bald wurde sie aber umfangreicher, erschien sogar dreimal wöchentlich und wurde in der Buchdruckerei „Lyceum“ in Fünfkirchen gedruckt.

Ihre Struktur war die folgende: auf der ersten Seite befand sich der Leitartikel, der von Neuwirth, dem Redakteur der Zeitung, geschrieben wurde. Hier beschäftigte dieser sich besonders gern mit der Nationalitätenfrage. Seine Artikel verfasste er zwar objektiv, er verheimlichte aber seine liberale Gesinnung nicht und kritisierte oft den Magistrat, weshalb

³⁰⁹ Vgl. Kardos, Emilia: A pécsi német sajtó és színeszet története. Pécs: Danubia Könyvkiadó, 1932. S. 16.

er häufig Unannehmlichkeiten bekam. Dem Leitartikel folgte der Nachrichtenteil, in dem aktuelle Informationen nicht nur aus der Region Südungarns, sondern auch aus dem ganzen Land und sogar den Nachbarländern zu lesen waren. Die Nachrichten bildeten den größten Teil der Zeitung. Eine weitere größere Einheit stellten die literarischen Werke der Feuilleton-Rubrik dar. Die Zeitung erschien bis Ende September, als Jellachichs Truppen in Fünfkirchen erschienen und Neuwirth fliehen musste. So wurde seine Zeitung schon nach einem halben Jahr eingestellt.

3. *Das Fünfkirchner Bergmandl*

Erst vor einigen Jahren wurde ein anderes, kurzlebiges Blatt mit dem Titel *Das Fünfkirchner Bergmandl* im Branauer Komitatsarchiv entdeckt, worüber Mária Anna Móró in einem 2003 erschienenen Aufsatz berichtet.³¹⁰ Da nur die 9. Nummer ein Datum enthält (26. August 1848) und das Blatt wahrscheinlich zweiwöchentlich erschien, ist anzunehmen, dass es zuerst im Mai 1848 herausgebracht wurde. Im Archiv sind nur drei Nummern (8-10) der kleinen Zeitung aufzufinden, aus den Seitenzahlen ist aber zu erschließen, dass auch die ersten sieben Nummern erschienen sind. Nach Mária Móró bezieht sich der Titel auf Fünfkirchen (Pécs) als Bergbaustadt. Herausgeber, Redakteur und einziger Verfasser des Blattes in einer Person war József Lichtenstein, der – nach seiner eigenen Behauptung – ganz Europa bereiste, bevor er in seine Geburtsstadt zurückkehrte.

Im Gegensatz zu den späteren Zeitungen weist *Das Fünfkirchner Bergmandl* keine charakteristischen Merkmale eines Presseorgans auf. Den größten Teil der drei erhalten gebliebenen Nummern nimmt ein Reformkonzept über die Errichtung eines Kundschaftsamtes ein. Einleitend spricht der Verfasser davon, dass es zweierlei Menschen gibt,

solche welche bedienen, und jene welche bedienen lassen. Zwischen den Dienern und denen, welche bedient werden, bildet sich die Gränze der Freiheit

³¹⁰ Móró Mária Anna: A Fünfkirchner Bergmandl és Lichtenstein József, az első pécsi újságíró. [Das Fünfkirchner Bergmandl und Josef Lichtenstein, der erste Fünfkirchner Journalist] . In: Lengvári, István; Vonyó, József (Hrsg.): Népek együttélése Dél-Pannóniában. Tanulmányok Szita László 70. születésnapjára. [Das Zusammenleben von Völkern in Südpannonien. Studien anlässlich des 70. Geburtstages von László Szita] . Pécs 2003, S. 245–257.

und Gleichheit. Die Reform nimmt hingegen die Diener in ihren Schutz, ohne jedoch denen bedientwerdenden ihre Freiheit zu rauben.

Im Folgenden werden die verschiedenen Regelungen, die den Dienern gerechtere und humanere Arbeits- und Lebensumstände sicherten, ausführlich erörtert. Um den juristisch ernsten Text auszugleichen, gibt es in jeder Nummer auch kuriose Texte. In der 8. Nummer z. B. eine „chinesische Novelle“ mit dem Titel „Der Spion“ sowie ein humoristischer Dialog über einen Schatz suchenden Zauberstock, mit dessen Hilfe ein reicher Serbe gefunden wird. Die 9. Nummer bietet die Abhandlung „Zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung, und zur Beschwichtigung aller Aufregungen projectiren einige Wahrheitsfreunde folgende Petition“. In den meisten Fällen ist es nicht schwer, ohne jegliche historische und kulturgeschichtliche Kenntnisse wahrzunehmen, wie sarkastisch-ironisch die Anregungen in dieser Schrift sind. Kaum ohne echte Erheiterung zu lesen sind allerdings die Vorschläge, welche die oft hemmungslose Tätigkeit der Zeitungsschreiber maßzuregeln bezwecken:

Wenn ein Journalist ein Kauderwelsch oder einen Galimathias in sein Journal einrückt, worin der Leser nicht weis wie er daran ist, so soll ein solcher aufgeblasener Schnackerl-Redakteur gehalten sein, bis zur Erscheinung eines neuen Journals, bei Ankündigung der Trommel, solche Artikel vorzulesen, und die wahre Tendenz, für jeder Mann begreiflich zu definiren. [...] Wenn ein Redakteur etwas in sein Journal aufnimmt, von dem er keinen Begriff hat, und doch das Ansehen beim Publikum haben will, als er verstünde das, was er nicht versteht, so soll er gezwungen sein am Schluß des Artikels beizusetzen – ick kann nit verstahn.

In derselben Nummer ist auch noch die Fabel „Der zweibeinige Esel“ zu lesen, deren Moral am Ende lautet: „Der Esel verläugnet nie seine Art. / Hochmuth und Dummheit sind enge gepaart.“ Die 10. Nummer enthält eine interessante Erörterung über „Die Fremdworte und die Diebesprache“. Indem der Autor die ungarische Spracherneuerung würdigt, rügt er das Deutsche, in dem zu viel Fremdworte und Rotwälsch vorkommen. Als humoristischer Text folgt danach ein offener Brief „An Herrn Johann Gesell in Pressburg“, in dem der Briefschreiber feststellt: „die Zeiten sind vorüber wo man Jemanden zur Zahlung zwingen kann“, denn die Staaten selbst kommen ihren Verpflichtungen nicht nach! Das sind höchst bedenkliche Worte, weil sie vollkommen aktuell sind.

4. Die *Fünfkirchner Zeitung* bis 1906

Am 1. Mai 1870 erschien eine neue deutsche Zeitung in Fünfkirchen mit dem Titel *Fünfkirchner Zeitung*. Die Redakteure waren Wilhelm Gerlai, Heinrich Guttman, K. Wachauer, Elemér Harkay und Ludwig Lenkei.³¹¹ Die Zeitung erschien zuerst zweimal, später aber schon dreimal wöchentlich, weil sie schnell bekannt und anerkannt wurde.

„Unser Bekenntnis“ heißt der Leitartikel des Redakteurs, in dem die politische Situation Ungarns sowie die Parteienaufstellung im Lande dargestellt, zugleich auch begründet wird, weshalb von einer Zeitung in Ungarn eine politische bzw. parteiliche Stellungnahme erwünscht ist. Das Publikum – so lautet die Argumentation – will klar sehen; deshalb „fordert man von einem Organe, das der natürlichste Träger und Verbreiter von Ideen und Prinzipien ist, dass es die leitenden Motive und praktischen Grundsätze einer Partei vertrete, für dieselben einstehe.“ Der Artikelschreiber hebt zwei unterschiedliche Positionen heraus. Hinsichtlich der Freiheitsfrage gebe es in Ungarn nur zwei politische Parteien, die der Redakteur nach Castelars Formulierung als „die der Kämpfer für die Ideen, die andere, als die der Kämpfer für die Interessen“ bezeichnet. Zu der ersten Gruppe gehöre die „äußerste Linke“, für die „das Prinzip jedes Rechtes, wie jeder Pflicht“ im Individuum liege. Bei ihrer Charakterisierung verwendet der Artikelschreiber diesmal Acollas Handbuch des Zivilrechtes und stellt fest, dass ihre Zahl gering sei und zwei „Fraktionen“ bilde: „Die eine verfolgt anti-soziale Bestrebungen. Sie besteht aus Kommunisten“, die eigentlich den Standpunkt von 1849 vertreten, und aus „Puristen, die sich zu den Prinzipien von 1848 bekennen“ und den gemeinsamen Monarchen anerkennen. Die zweite Partei wird ebenfalls in zwei Gruppen aufgeteilt, in die so genannte „Linke“ und in die Deák-Partei, deren Positionen sich in der Ausgleichsfrage unterscheiden. Die erstere „hält den Ausgleich von 1867 als Hindernis für den Fortschritt“, während die Deák-Partei, die den Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn zustande gebracht hat, nicht nur behauptete, sondern auch bewiese, dass „selbst bei der gegenwärtigen staatsrechtlichen Lage Reformen und Verbesserungen möglich sind“. Und der Redakteur bekennt sich zu dieser Partei, weil sie „zwar den gegenwärtigen Ausgleichsmodus angenommen hat, ohne jedoch sich einer rücksichtslosen Parteitaktik zu un-

³¹¹ Vgl. Surján, Miklós (szerk.): Baranya megye sajtóbibliográfiája 1832–1984. Pécs: Baranya Megyei Könyvtár, 1992. S. 119–120.

terordnen, ohne ihre selbständige Ansicht über die wichtigsten sozialen Fragen einer falschen Disziplin zum Opfer zu bringen“. Dieses „Glaubensbekenntnis“ wird in der Nummer 29 desselben Jahrgangs (1870) mit dem Artikel „An unsere Leser“ ergänzt, in dem die liberale Gesinnung des Organs auch unmittelbar offenbart wird: „Getreu dem Ziele, welches wir in unserem Programme gezeichnet, wollen wir offen und frei, echt und recht die Fahne der Unabhängigkeit und der ungeschmälerten Freiheit der Person und des Gedankens hoch halten.“ Die Redaktion bittet zugleich ihren Leserkreis, „im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt“ mitzuwirken und versichert, dass sogar der „kleinste Beitrag, in welcher Sprache immer geschrieben, herzlich willkommen ist“. Die konzessive Einfügung „in welcher Sprache immer geschrieben“ weist schon darauf hin, dass die Zeitung nicht nur das deutsche Publikum ansprechen will.

Das Blatt hat sechs ständige Rubriken. Auf der ersten Seite befindet sich immer der Leitartikel, der über die wichtigsten politischen Ereignisse berichtet bzw. sie kommentiert, oder sonst eine wichtige Mitteilung oder Erörterung der Redaktion, wie das soeben zitierte „Unser Bekenntnis“ zeigt. Dann folgt das Feuilleton, das Berichte, Essays, Gedichte, Novellen, Humoresken, Skizzen, manchmal auch Märchen und Tagebücher enthält. In einigen Nummern sind aber auch Anekdoten, Legenden und Aphorismen zu finden. Es kommt oft vor, dass der Autor nicht genannt wird.³¹² Die Lyrik ist in der Zeitung relativ wenig und in den einzelnen Nummern ungleichmäßig vertreten. Der Frauenanteil ist in dieser Gattung bedeutend: Es gab Frauen, die ihre Gedichte in der Zeitung regelmäßig publiziert haben.³¹³ Der Begriff ‚Feuilleton‘ wird dabei nicht nur für diese Zeitungsrubrik verwendet, sondern auch im engeren Sinne als eine ziemlich vage Gattungsbezeichnung für bestimmte Schriften nicht fiktionalen Charakters, die meistens in die Gattungen Essay oder Bericht einzuordnen sind.

Die umfangreichste Rubrik bilden die Tagesneuigkeiten. Die Nachrichten kamen von den Korrespondenten durch Telegramme oder brieflich bzw. telefonisch in die Redaktion. Augenscheinlich wurden sie nicht selektiert (z. B. nach Themenkreisen), und kein Konzept ist bei ihrer Zusammenstellung erkennbar. Die meisten Nachrichten basierten auf dem lokalen Interesse, weniger handelten sie von Landes- bzw. Auslandereignissen. Genauso wie heute wurde mit Vorliebe über sensationelle

³¹² So z. B. in den Nummern vom 21.10.1897, 1.11.1899 und 3.6.1900.

³¹³ Z. B. Poldi Szövényi.

Vorkommnisse wie Selbstmorde, Diebstähle usw. berichtet (22.3.1896, 19.7.1896). Selbstverständlich wurden auch „harmlosere“, jedoch für die Einheimischen interessante Begebenheiten mitgeteilt, so z. B. Ernennungen und Verlobungen mehr oder weniger bekannter Persönlichkeiten (29.12.1895, 28.12.1899). Auch wenn manche Informationen – etwa die Bekanntgabe einer Spendenaktion für die Volksküche, der Märzfeier des Obergymnasiums und Schulberichte (29.12.1895, 19.3.1896, 4.4.1897) – sogar für die damaligen Stadtbürger eher langweilig waren, konnte man mit dem Interesse des breiteren Lesepublikums trotzdem rechnen, weil sie sich auf das Gemeinschaftsleben bezogen. Dass die *Fünfkirchner Zeitung* ein geeignetes Forum der Öffentlichkeit war, beweisen nicht zuletzt Mitteilungen wie die über den aktuellen Stand des Stadtbudgets (29.11.1896). In diesem Zeitungsteil wurden ferner auch politische Themen angesprochen, die über die Aktualitäten hinauswiesen. So ein Thema war auch die Frage der Namenmagyarisierung (30.4.1896).³¹⁴

In der Theater-, Kunst- und Literatur-Rubrik sind Theaterkritiken, das gängige Repertoire des Theaters (ab 1895 des Nationaltheaters) sowie Buchempfehlungen zu lesen. Die belletristischen Werke erschienen in anderen Rubriken der Zeitung. In der Gerichtshalle-Rubrik finden wir Berichte von aktuellen Prozessen. Von Zeit zu Zeit wurden hier sogar vollständige Protokolle des Gerichtes mitgeteilt. Wie die meisten Zeitungen enthält auch die *Fünfkirchner Zeitung* einen Anzeigenteil, der eine Mischung von deutschen und ungarischen Inseraten darstellt. Aus kulturhistorischer Sicht wäre es eine eigenständige Arbeit wert, zu untersuchen, wie weit diese Anzeigentypen bis zum heutigen Tag aufrecht erhalten geblieben sind. Verschiedene Dienstleistungen (z. B. „Buchbinden“, 29.9.1901) wurden auch schon am Ende des 19. Jahrhunderts genauso angeboten wie „Wundersalben“ und „Wachs-Pasten“ (9.8.1896, 30.8.1896) oder neue Lebensmittel („Laureol“ – ein neues Speisefett, 5.4.1896). Wie wichtig die Anzeigen sowohl für die Zeitungsbesitzer – wegen des Einkommens – als auch für die Inserenten (als wirksamste Informationsformen) waren, zeigt sich darin, dass die Annoncen ab 1904 nicht nur in dieser ständigen Rubrik, sondern in der ganzen Zeitung, jeweils im unteren Seitenteil, erschienen sind.

³¹⁴ Die Magyarisierung des Namens war zuerst mit dem Adligwerden verbunden. Meistens wurden die deutschen Namen einfach übersetzt oder ungarische Namen mit denselben Anfangsbuchstaben gewählt. Vgl. Pukánszky, Béla: *Német polgárság magyar földön*. Budapest: Lucidus, 2000. S. 37.

Außer diesen ständigen Abschnitten enthält die *Fünfkirchner Zeitung* auch unregelmäßig vorhandene Rubriken. Zu ihnen gehören unter dem Titel „Stimmen aus dem Publikum“ (13.9.1896) die Leserbriefe. Von dem liberalen Geist der Zeitung zeugt, dass die Meinungen der Leser ungekürzt publiziert wurden. In der Rubrik „Unser Roman“ sind Romane in Fortsetzungen erschienen. Diese Gattungsform wurde aber weniger bevorzugt. In der Zeitperiode von 1885 bis 1906 z. B. wurden bloß drei Romane herausgebracht. Die Rubrik „Literarisches“ enthält die Buchempfehlungen der Redaktion – augenscheinlich ohne sich an besondere ästhetische Kriterien gehalten zu haben. Die Witze sind in der Humor-Rubrik zu lesen (22.4.1897).

Ab 1897 wurde der Zeitung ein neuer Teil mit dem Titel „Volkswirtschaftliches“ zugefügt, in dem der Jahreszeit entsprechende Informationen, Berichte über die Ernte (26.8.1897), den Weinbau (3.7.1904) usw. mitgeteilt wurden. Zu besonderen Anlässen sind auch Festaussagen erschienen, so z. B. zum Besuch von Franz Joseph (21.6.1891). Ab 1900 ließ die Redaktion ein Sonntagsblatt erscheinen, in dem literarische, wissenschaftliche und politische Informationen zu lesen waren. Dieses Sonntagsblatt war meistens anspruchsvoller und oft auch mit Fotos illustriert.

Eine merkwürdige Lage entstand in der Geschichte der *Fünfkirchner Zeitung* von 1892 an, als der Redakteur, Ludwig Lenkei, gleichzeitig ein ungarisches „Konkurrenzblatt“, das *Pécsi Napló* [Pécs Journal], herausgab. Lenkei achtete zwar darauf, dass nicht dieselben Artikel in beiden Zeitungen erschienen, was keine leichte Aufgabe für ihn bedeutete; die Bewahrung des eigenen Profils der beiden Zeitungen hinderte ihn jedoch nicht daran, sich für einen radikalen Schritt zu entscheiden. Am 22. März 1906 erschien im Leitartikel sein Abschiedsbrief, in dem er die Leser über die Einstellung der *Fünfkirchner Zeitung* informierte. In dem Brief zählt er die Gründe ausführlich auf, indem er eigentlich den Assimilationsprozess in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts darlegt. Unmittelbar nach dem Ausgleich mit Österreich (1867) sprach noch der überwiegende Teil der Bevölkerung Fünfkirchens deutsch – stellt der Redakteur fest. Während der Bach-Periode wurden nämlich die öffentlichen Stellen mit „Fremden“ besetzt, und fast die gesamte Intelligenz sprach deutsch. Es blühte das deutsche Theaterleben, und auch die Schulsprache war deutsch. Langsam gewann aber der ungarische Geist und damit auch die ungarische Sprache die Oberhand. Allmählich wurde auch das deutsche Theater in den Hintergrund gedrängt. In den Schulen wurde immer we-

niger Deutsch unterrichtet, und es kam so weit, dass die Kinder deutscher Eltern nur ungarisch sprechen konnten. Als die *Fünfkirchner Zeitung* gegründet wurde, sprachen von den 20.000 Einwohnern der Stadt nur 5.000 ungarisch, während bei der Einstellung der Zeitung die Stadt 47.000 Einwohner hatte, von denen aber kaum 1.000 Deutsch als ihre Muttersprache beherrschten, und auch diese Einwohner verstanden ungarisch. Deshalb meint der Redakteur, dass es in der Stadt keinen Platz mehr für ein deutschsprachiges Blatt gäbe. Er hielt es nun für seine Pflicht, sich zurückzuziehen. Mit der Einstellung der Zeitung sollte das Opfer gebracht werden, „dass auch auf diesem Gebiete in Hinkunft nur unsere Muttersprache erschalle, damit Ungarn, das freiheitliche Ungarn ungarisch werde auf jedem Gebiete.“ Das Eigentumsrecht der *Fünfkirchner Zeitung* ging mit 1. April an die Verlegerin des größten und angesehensten Blattes Transdanubiens, des *Pécsi Napló*, und an die Fünfkirchner Litterar. und Buchdruckerei Aktien-Gesellschaft über.

III. Die *Fünfkirchner Zeitung* als wichtige Quelle kulturhistorischer Dokumente der Region

Die Bedeutung der *Fünfkirchner Zeitung* ist erst dann richtig zu ermessen, wenn wir die hier erschienenen Berichte in ihrem vollen Spektrum untersuchen. Die Vielfalt der vorher kurz vorgestellten Rubriken zeigt, dass das Blatt möglichst allen Ansprüchen der Leserschaft entsprechen wollte und – aller Wahrscheinlichkeit nach – auch konnte. Wichtige Informationen aus dem Ausland und Inland ergänzen sich auf natürliche Weise mit Mitteilungen über lokale Ereignisse. Aber sogar dem Regionalen kommt oft ein besonderer Wert zu, insofern es wichtige historische und soziologische Dokumente vom Leben der Stadt bzw. der Region liefert. Das Blatt bietet nämlich meistens ein authentisches Bild vom kommunalen und kulturellen Leben von Pécs und des Komitats Branau. Im Folgenden werden einige Segmente davon querschnittartig vorgestellt.

Aus- und Inlandsberichte

Dank der zahlreichen Korrespondenten der Zeitung erhielten ihre Leser viele Berichte auch aus dem Ausland. Natürlich waren vor allem außergewöhnliche Ereignisse sowohl für die Berichterstatter als auch für das Lesepublikum von Interesse. Und es fehlte in den letzten Jahrzehnten des

19. Jahrhunderts keineswegs an kulturellen oder wissenschaftlichen und technischen Sensationen. So erschien zum Beispiel am 24. Juni 1875 ein Bericht von Sigmund Taussig mit dem Titel „Lißt Matinée“, in dem der Verfasser von seinem Glück erzählt, in Weimar „einem in geschlossener Gesellschaft gegebenen Konzerte unseres hochgeschätzten Landsmannes Franz beigewohnt zu haben“. In Anwesenheit des Großherzogs, des preußischen Gesandten und „mehrerer in- und ausländischer Notabilitäten und Künstler“ hat Liszt als „Glanzpunkt der kleinen Festlichkeit“ die „Ungarische Rhapsodie“ selbst vorgetragen, was stürmischen Applaus hervorrief. „Eine magnetische Gewalt kann nur unser Doktor auf die Gefühle der Zuhörer ausüben, das leistet kein zweiter Künstler – die Magyaren dürfen auf diese Perle stolz sein“ – sagte der Großherzog, worauf Taussig erwiderte: „Das sind wir auch, königliche Hoheit“. Der patriotische Stolz, der der ganzen Schrift innewohnt, ist übrigens keine Seltenheit. Er kommt auch bei anderen Verfassern vor, was auf die doppelte Verpflichtung der Redaktion dem Deutschtum und dem Ungartum gegenüber verweist. Kaum ein Jahr später, am 26. März 1876, wird wiederum über den berühmten Musiker berichtet, diesmal von Anton Várady und aus Budapest:

Der Tag war im Kalender mit keinem rothen Buchstaben gedruckt und doch verbreitete sich über die ganze intelligente Welt der Hauptstadt ein gewisser Hauch der Feierlichkeit. So war eine große Begebenheit auf der Tagesordnung.

Der weltberühmte Maestro der König des Klaviers wird heute seine lang vermißte Kunst in unsere Seele einhauchen, er selbst bot seine wunderthätigen Hände zum Mitwirken auf und die Hauptstadt kam ihm entzückt entgegen.

Der Verfasser, der sich „wie nach Paris verzaubert“ fühlt, versäumt nicht, die feierlichen Umstände zu detaillieren: „Der Saal war durch die höchste Aristokratie der Hauptstadt [...] gedrängt voll“, und „eine entzückend schöne Reihe der künstlichsten und geschmackvollsten Toiletten, sowie Schönheiten aller Art, zierten den Saal.“ Welche Stücke Liszt in Budapest spielte, erfahren wir ebenfalls. Als der Männerchor des Lisztvereines zu singen begann, erinnerte sich Várady „freudig an die genußreichen Abende der ‚Pécsi Dalárda‘“, denn „nur diese vermag etwas so Vollkommenes und staunend Schönes zu Stande zu bringen“. (Das Konzert des Klavierkönigs Liszt).

Aus der Feder Ludwig Blochs stammt der humorvolle „Wiener Brief“ (Wien, 30. Juli 1876), der sich anlässlich eines Erdbebens, das auch in der Kaiserstadt spürbar war, unter anderem auch über die Wiener Zeitungen belustigt. In seinen „Pariser Briefen“ informiert ein anonymes Korrespondent die Pécser Leser über die Weltausstellung in Paris. Der Berichterstatter ist von den Wundern „dieser Weltstadt, vielleicht der einzigen Stadt, welche den Namen ‚Weltstadt‘ verdient“, fasziniert, was ihn aber nicht daran hindert, die Ausstellung sachlich zu beschreiben.

Der Industrie-Palast besitzt in der Mitte der Breitseite der ganzen Länge hindurch die Lokalitäten für die schönen Künste. Die rechtsseitige Hälfte des Industrie-Palastes der ganzen Länge nach okkupierten die Franzosen für ihre Erzeugnisse, die linksseitige Hälfte räumten sie den fremden Staaten ein. [...] Ungarn okkupiert eine Breite von 20 Meter, Oesterreich eine Breite von 50 Meter, durch die ganze Tiefe dieser Hälfte des Ausstellungs-Palastes. Außerdem hat Ungarn auch einen Raum in der Kunsthalle, eine Abtheilung im Hangar, endlich einen Platz im Freien. Auf diesem letzteren ist die ungarische Csárda erbaut, nach dem Entwurfe des genialen jungen Architekten Kauser, der auch mit den Installations-Arbeiten für die ung. Ausstellung betraut ist: weiters ist da der Pavillon und die Holzausstellung der Firma Adolf Engel und Söhne und das Riesenfaß der Kanizsaer Firma I. H. Gutmann placirt.

Heute hatte ich das Vergnügen, mit unserem Landsmann Michael Zichy, der in Gemeinschaft mit Munkácsy das Arrangement der ung. Kunsthalle übernommen, bekannt zu werden.

In zwei weiteren Artikeln (1.12.1878 und 8.12.1878) huldigt der unbekanntes Verfasser auch nach der Weltausstellung noch der bewunderten Stadt, wobei er jedoch nicht nur die kulturellen Sehenswürdigkeiten der französischen Hauptstadt vorstellt, sondern als „guter, loyaler, königlich ungarischer Bürger“ es auch nicht versäumt, sich über die Republik ironisch zu äußern, die – nach seiner Meinung – „zur Verfeinerung der Manieren des französischen Volkes“ nichts beigetragen habe. Eine Art Aktualität gibt diesen konservativen Reflexionen die Herrschaft der Kommune, deren verheerende Spuren in der Entstehungszeit des Berichtes noch zu sehen waren.

Mit lauter Sensationen meldet sich ein Journalist (H. G.) über die elektrische Ausstellung in Wien (13.9.1883). Der Riesenerfolg dieser Technik ist nicht zuletzt dem Umstand zu verdanken, dass die Besucher sich nicht nur an den phantastischen Lichteffekten ergötzen konnten, sondern auch den unschätzbaren Nutzwert der Elektrizität im Alltag erfahren.

Obwohl die scherzhafte Voraussage des „Witzboldes“, die hier zitiert wird, schon längst in Erfüllung gegangen ist, kann das überwältigende Erlebnis auch heute noch nachgeföhlt werden.

Ueber kurz oder lang wird sich ja doch in vollem Ernste in jedem wohlsituirten Haushalte jene Umwälzung vollziehen, welche ein Witzbold scherzend prognosticirte: „Der Gatte wird aus dem Bureau seinem Weibchen telephoniren, dass er eben im Begriffe sei, zum Souper zu kommen. Sofort tritt die elektrische Küche in Aktion und ehe der Mann zu Hause anlangt, ist das elektrische Mahl bereitet; nach dem Speisen wird aus dem elektrischen Samowar der Thee kredenzt und um den Abend angenehm zu beschließen, hört man per Telephon die Oper an oder genießt die Musik eines fernen Konzertes.

Vom Einbruch der modernen Zeit zeugen aber nicht nur solche spektakulären Ausstellungen, sondern auch alltägliche Erscheinungen, die einem ungarischen Journalisten in Westeuropa gleich auffallen, so die allgemeine Verbreitung der Reklame. In einem leicht ironischen Ton zählt der unbekannte Artikelschreiber die verschiedenen Reklametypen auf: Riesenbilder auf den Seitenmauern der Hochhäuser, fremdsprachige Aufschriften an den Ladenfenstern, welche die Vorbeigehenden darauf aufmerksam machen, dass man im Geschäft englisch oder spanisch spricht, wobei der Berichterstatter das Deutsche vermisst. „Selbst in den innern und oberen Räumen der Omnibus findet man Geschäftsanzeigen, die hier um so praktischer angebracht sind, als man Muße hat, sie zu lesen.“ Sogar die Bettler verwenden die „Kunst der Reklame“, indem sie anstatt „durch lärmendes Wehklagen das Mitleid der Vorübergehenden röhren zu wollen“ neben einer Tafel ruhig sitzen, auf der ihre Krankheit oder die Ursache ihrer Armut geschildert wird. (Die Kunst der Reklame in Paris, 16. März 1882).

Neben den Auslandsberichten sind die bunten Informationen über die inländischen Ereignisse genauso wichtig. Hier sind vor allem die Landesaustellungen zu erwähnen, die eine einheimische Parallele zu den Weltausstellungen bilden. Es ist kein Zufall, dass auch der Berichterstatter (T. G.) in seinem Feuilleton-Artikel über die Szegediner Landesaustellung 1876 gleich zu Beginn auf die Wiener Weltausstellung 1873 Bezug nimmt.

Zuvörderst und in aller erster Reihe muß konstatiert werden, dass die Ausstellung im Ganzen und Großen als sehr gelungen anerkannt werden muß. Sie enthält aus allen Branchen der ungarischen Industrie reiche, sorgfältig ausgewählte Muster welche in ihrer Gesamtheit von bedeutenden Fortschritten

zeugen welche die Gewerbsleute und Großindustriellen Ungarns seit der 1873er Wiener Weltausstellung auf den meisten Gebieten der Industrie gemacht.

Es wird nur bemängelt, „dass die Gruppierung und das Arrangement der einzelnen Artikel ein wenig verworren ist“. Diese Übelstände seien aber vor allem auf „die Beschränktheit der zur Verfügung gestandenen Räumlichkeiten“ zurückzuführen. Sogar aus heutiger Sicht scheint der Stolz des Journalisten berechtigt zu sein, wenn er über die ungarische Keramik spricht:

Die Porzellan-, Majolika- und Steinguterzeugnisse der Budapester Firma Ignatz Fischer und der Herender Firma Samuel Fischer, wie der Fünfkirchner Firma Wilh. Zsolnay können sowohl was Feinheit des Stoffes als Eleganz und Großartigkeit der Ausstattung und des Betriebes mit den berühmtesten französischen, deutschen und österreichischen Etablissements die Konkurrenz bestehen [...].

In der Fortsetzung wird auch die festliche Stimmung der durch „Musik, Gesang, Glockengeläute, Böllerschüsse“ erfüllten Ausstellung geschildert und mit lokalpatriotischer Zufriedenheit festgestellt, „dass von sämtlichen 32 Gesangsvereinen der Fünfkirchner am meisten ausgezeichnet wurde“ und „die ‚Pécsi Dalárda‘ all diese Ehrenbezeugungen verdient“. (T. G.: Szegedins Festtage, 3. Sept. 1876).

Drei Jahre später (1879) findet die Landesausstellung in Stuhlweißenburg (Székesfehérvár) statt, dessen Berichterstatter die 1878er Pariser Weltausstellung in Erinnerung ruft und die allgemeine Skepsis, die die Vorbereitungen der ungarischen Ausstellung begleitet haben, keineswegs verhehlt. Der Anblick von „wirrem Durcheinander“ vor der Eröffnung, „wo noch ein unbeschreibliches Chaos“ herrscht, scheint die Zweifel zu bestätigen. In mehreren Artikeln wird dann das tatsächliche Ergebnis vorgestellt, zum Teil in nüchterner Aufzählung von Produkten, wobei auch darüber Rechenschaft gegeben wird, in welchem Maße die Stadt Pécs bzw. das Komitat Branau vertreten ist. Am interessantesten ist jedoch die mehrfache Perspektive, in der Pécs mit einer anderen Provinzstadt und Ungarn mit anderen europäischen Ländern verglichen wird. (Eindrücke von der Stuhlweißenburger Landesausstellung, 26. Juni 1879).

Warum sollten wir uns auch des Geständnisses schämen, dass die Stuhlweißenburger Landesausstellung auch auf uns einen überraschenden Eindruck machte. Ueberraschend darum, weil wir erst nach Stuhlweißenburg reisen

mußten, um es zu erfahren, was Fünfkirchen und Baranya auf dem Gebiete der Landwirtschaft, des Gewerbes und der Industrie zu leisten vermögen, obenan aus dem Munde des edlen für die gute Sache begeisterten Grafen Zichy darauf aufmerksam gemacht werden mußten, dass dieses in seiner Heimat nichts bedeuten wollende und darum verkannte Fünfkirchen erst in der Fremde zu Ehr, und Anerkennung, zur Würdigung seines wahren Werthes und seiner Bürgertugenden gelangt; überraschend auch darum, weil es uns abgesehen von unserem lokalpatriotischen Standpunkte vergönnt war, einen Blick zu werfen in den Spiegel, welchen Ungarns Industrie den Schwesterstaaten Europas vorhält, mehr aber noch dem eigenen Lande, dem dieser Spiegel die Worte zuruft: *Erkenne dich selbst!*

Der Artikelschreiber (G.) versäumt nicht, den Ursachen nachzufragen, warum seine Heimatstadt nicht in der Lage sei, eine ähnliche Ausstellung hervorzubringen.

Am 2. Mai 1885 wurde unter der Schirmherrschaft des Kronprinzen Rudolf die Landesausstellung in Budapest eröffnet, die in mancher Hinsicht als „Hauptprobe“ der Millenniumsausstellung von 1896 betrachtet wurde. Zu diesem Anlass wurde unter anderem auch die große Industriehalle errichtet. An der Landesmesse nahmen etwa 600 Aussteller (unter ihnen 200 ausländische) teil. Der Pécs'er Berichterstatter lässt schon am 19. April 1885 einen ausführlichen Artikel über die Errichtung des Königspavillons erscheinen, in dem er dieses „Geschenk“ der Budapester Industriellen, geplant von dem berühmten Architekten, dem „Herrn Ritter von Ybl“, bis ins kleinste Detail beschreibt. Mit überschwänglicher Begeisterung schreibt S. C. am 25. Juni 1885 über den faszinierenden Reichtum der Ausstellung: „Das ganze rege Leben der mit Fremden aus allen Gegenden der Welt überfüllten Hauptstadt, konzentriert sich im Stadtwäldchen.“ (Kreuz und quer durch die Landesausstellung). Ein anderer Besucher (G. Sch.) denkt schon mit Bedauern daran, dass dieses wunderbare Erlebnis sich dem Ende nähert, und meditiert darüber, „wie viel Mühe, Sorge und Aufopferung erforderlich war, um das schöne Werk zum Gelingen zu bringen“. (13. September 1885).

Die Feuilletonbeiträge aus der ungarischen Metropole haben aber auch düstere Themen zum Gegenstand, etwa wenn die „Pester Briefe“ Max Reichmanns über seinen Besuch in einer Irrenanstalt von Buda erzählen und er den Pécs'er Leserkreis zu einer „Wanderung durch dieses prachtvolle Haus der wandelnden Todten“ einlädt. (7. Okt. 1875). Zuerst lernt er das tragische Schicksal einiger Patienten kennen, die sich im

schönen Park der Anstalt aufhalten: ein Größenwahnsinniger, der in seiner religiösen Exaltation „alle Welt als Brüder mit dem göttlichen Bande einer einigen Religion zu umfassen“ versuchte, ein Menschenhasser, der – einst reich und angesehen – durch sein übermäßiges Vertrauen alles verloren hat, ein „Augenzeuge der Schöpfung“, der seine diesbezügliche Erfahrung mit unermüdlichem Fleiß zu Papier bringt usw. Ein vielleicht noch traurigeres Bild empfängt den Besucher in den Sälen des Gebäudes. Hier ist in der Frauenabteilung das Bedienungs- und Bewachungspersonal zahlreicher, weil „die Frauen auch im Zustande zerrütteten Geistes launenhafter, trotziger und schwieriger zu zähmen sind, als die Männer“. Der Artikelschreiber erzählt eine merkwürdige Begegnung mit einer ihm bekannten Kaufmannstochter, die Opfer ihrer narzisstischen Eitelkeit und ihres kapriziösen Hochmuts geworden ist. Eine „Frau Baronin“ hat den Besucher mit ihrem virtuosen Klavierspiel in Staunen versetzt, und ein junges Mädchen, das ihm beim Weggehen einen Brief übergeben hat, mit der Bitte, ihn an den „Herrn Kaiser“ weiterzuleiten, durch ihre Hassliebe sein Mitleid erweckt. Das unglückliche Geschöpf verlangt nämlich von der Majestät für einen untreuen Leutnant blutige Rache und Gnade zugleich:

„Majestät!“ Dass ich den jungen Leutnant Graf ... liebte, haben Sie erfahren, dass er mich jedoch betrog, mich in Schmach und Schande der Welt entrückte, enthülle ich Ihnen heute, Majestät sind ein gerechter Herrscher; Recht zu üben liegt in Ihrer Macht! Ich beschwöre Sie bei Gott und Ihrem Thron, lassen Sie den Elenden köpfen und beglücken Sie mich durch die Uebersendung seines Herzblutes. Das rothe Naß wird meine Qualen durch seinen Duft, durch seine Gluth lindern. Aber um eine Gnade bitte ich, Majestät, schonen Sie meinen Liebsten, thun Sie ihm nichts zu Leide, Ella.“

Die Berichte über die lokalen Ereignisse konnten natürlich nicht solche Sensationen bieten wie die aus dem Ausland oder aus Budapest. Es gibt jedoch manche Artikel in der Fünfkirchner Zeitung, die über das Alltagsleben hinaus auch die außergewöhnlichen Begebenheiten der Provinzstadt mitteilen. Da aus den Fernberichten vor allem die Ausstellungen hervorgehoben wurden, soll hier auch eine Parallele zu ihnen erwähnt werden. Mit dem Titel „Blumen- und Pflanzenausstellung in Fünfkirchen“ stellt ein Besucher (F. S. H.) am 1. September 1878 dieses Wunderwerk von A. Nowotarsky vor, indem er schon einleitend feststellt: „alle aus Nah und Fern gekommenen Besucher äußerten ihre Ueberraschung beim Anblicke der Mannigfaltigkeit, Reichhaltigkeit, Ueppigkeit der

Blumen und Pflanzen“. Andere Berichte sind zwar weniger unterhaltend, aber umso informativer, wie zum Beispiel der Artikel von R. G. mit dem Titel „Die Industrie des Baranyaer Komitates vor 1848 (8. Juni 1876), der einen Überblick über die Produktion der Seidenfabriken, Papierfabriken, Wassermühlen, Zuckerfabriken, der Branntwein- u. Spirituserzeugung usw. gibt.

Lokale Informationen

Über das Schulwesen

Die Fünfkirchener Zeitung bietet vor allem wichtige Informationen über die Gesamtlage des Unterrichtswesens in der damaligen Zeit nicht nur in der Stadt Pécs, sondern auch im Komitat Branau. So können wir z. B. aus der Nummer vom 5. April 1891 konkrete Daten in Bezug auf die Zahl der Schüler und Lehrer sowie der zur Zeit vorhandenen Schulen erfahren. Der Schulinspektor Josef Salamon teilte in seinem Jahresbericht von 1889/90 mit, „dass die Gesamtzahl der schulpflichtigen Kinder 51.351 betrug, von denen 36.612 die tägliche, 14.739 die Wiederholungsschule zu besuchen haben, von diesen verabsäumten den Schulbesuch 1530 Kinder. Die Gesamtzahl der Schulen im Komitat beträgt 434, von denen 1 staatlich, 54 Normal, 2 Bürger, 4 Gewerbe, 1 Armenhaus, 358 konf. Normal, 1 konf. Armenhaus, 6 private Normalschule, eine ebensolche Handels, 1 Gewerbe und 5 Kinderbewahranstalt-Schulen sind. Den Unterricht besorgen 485 ordentliche, 83 Hilfs, 514 qualifizierte und 54 nicht qualifizierte, daher insgesamt 1136 Lehrer.“

Darüberhinaus verfolgt aber die Zeitung auch die Lage des ungarischen (also nicht nur des regionalen) Schulwesens mit kritisch-fördernden Fragestellungen. In der Nummer vom 17. November 1889 wird z. B. darauf hingewiesen, dass viele Schüler aus den ungarischen Volksschulen so ins Leben treten, dass sie nicht einmal richtig schreiben und ihre Gedanken gut ausdrücken können. Deshalb ist es wichtig, die Wirksamkeit der Lehrkräfte, der Lehrmittel und der Unterrichtsmethoden zu überprüfen. Vieles wird in Frage gestellt, z. B. ob das Auswendiglernen geeignet ist, den Geist der Kinder zu wecken, ob der Lehrer genügend Zeit in der Schule für die Übung des Lesens zusammen mit den Kindern verwendet, ob die Lehrstoffe nicht überholte Ansichten vermitteln und für diese Generation nützlich sind, ob die Lehrer über genügend

de Erfahrungen aus dem praktischen Leben der einzelnen Gewerbe-
zweige verfügen usw. Auch die Gesundheitserziehung der Jugendlichen
wurde für wichtig gehalten. Zu diesem Thema erschien am 26. 9. 1887 ein
Artikel in der *Fünfkirchner Zeitung*, in dem man darüber berichtet, dass
am Oberrealgymnasium in Fünfkirchen die Gesundheitslehre eingeführt
wurde.

Viele Schulen wurden zu dieser Zeit gegründet. Es wurde oft über die
Errichtung von neuen Schulen, wie z. B. über die Gründung der Mäd-
chenbürgerschule in Fünfkirchen diskutiert, wie es der Nummer vom 8.
März 1888 zu entnehmen ist. Ebenfalls aus der *Fünfkirchner Zeitung* kann
man erfahren, dass die Stadt zu jener Zeit dringend eine Winzerschule
brauchte, weil „die Natur allein nicht mehr hinreicht um dem Boden
einen Ertrag zu erretzen, sondern, wie dieser ausgebeutete, und zu we-
nig genährte Boden einer rationellen Behandlung durch Menschenhände
bedarf, damit er auch weiter jener Boden bleibe, aus dem, wie einst –
Milch und Honig fließt.“ (12.01.1890).

Über das Theaterleben

In Fünfkirchen gab es bis zum Ende des 19. Jahrhunderts kein ständiges
Theater. Das Theatergebäude in der Máriastraße wurde für baufällig
erklärt.³¹⁵ Solange das neue Theater nicht gebaut wurde, spielte die Thea-
tergesellschaft im Sommertheater in der damaligen Kertstraße. Auf diese
Weise, wenn auch nur vorläufig, konnten die regelmäßigen Theaterauf-
führungen gesichert werden.³¹⁶ Im Jahr 1887 begann ein lange andauern-
der Kampf um die Errichtung des zukünftigen Nationaltheaters, das 1895
erbaut wurde.³¹⁷ Das sicherte nicht nur ein kontinuierliches Theaterleben
in Fünfkirchen, sondern ermöglichte verschiedenen Vereinen, Organisa-
tionen und Schulen der Stadt, ihre Veranstaltungen hier zu organisieren,
was zu dem bunten kulturellen Leben in der Stadt wesentlich beitrug.³¹⁸

Laut *Fünfkirchner Zeitung* waren Operetten die in diesem Jahrzehnt
meistaufgeführten Stücke. Ihnen folgten die Volksstücke und Lustspiele.
Das Fünfkirchner Publikum konnte sich natürlich auch Tragödien und
Opern anschauen. Die am 16. April 1893 erschienene Nummer des Blattes

³¹⁵ Vgl.: Márfi, Attila: Az új színházpalota. In: Pécsi Szemle 2001 nyár, S. 54.

³¹⁶ Ebd. S. 56.

³¹⁷ Ebd., S. 62.

³¹⁸ Ebd., S. 63.

berichtete z. B. darüber, dass das Drama „Othello“ am 15. April 1893 gespielt wurde. Die Hauptrolle Othellos wurde mit Peterdi besetzt, der diese Figur vollkommen und lebensecht verkörperte. Frau Balogh spielte die Rolle Desdemonas liebevoll und vorzüglich. Das Stück wurde ein voller Erfolg.

Aus der Zeitung kann man gelegentlich nicht nur das ganze Repertoire des Theaters zuverlässig rekonstruieren, sondern auch das Echo, das die einzelnen Aufführungen bei den Zuschauern fanden. Es ist interessant und zugleich bezeichnend, dass die Kritiker nur anonym ihre Meinung zu den einzelnen Theatervorstellungen äußerten.

Das Fünfkirchener Theaterpublikum hatte Gelegenheit, sich Theaterstücke verschiedener Gattungen auch mit Gastschauspielern anzuschauen, die in der Stadt meistens nicht nur einmal auftraten. Sie kehrten einige Jahre später zurück, um sich und ihr Können auch den neuen Theaterliebhabern vorzustellen. Die damals berühmte Schauspielerin Aranka Hegyi, die Mitglied des Budapester Volkstheaters war, trat auch auf der Fünfkirchener Bühne auf. Die Primadonna wählte für ihr Gastspiel u. a. eine ihrer besten Rollen aus, die Saffi aus der Operette „Zigeunerbaron“. Am 12. Juni 1888 wurde das Stück zum letzten Mal aufgeführt. Nach Meinung der Kritik bot sie an diesem Abend ihre beste Leistung, sie bezauberte die Zuschauer mit ihrer meisterhaften Darstellungskunst. (14.06.1888). Die selbe Operette konnte sich das Publikum in der Vorstellung der Fünfkirchener Theatergesellschaft zwei und auch vier Jahre später (1890, 1892) ansehen – wie wir das in den Nummern vom 27. April 1890 und 21. April 1892 der Zeitung lesen können.

Es gibt auch Kritiken über die Aufführungen des Fünfkirchner Nationaltheaters, die in anderen Zeitungen erschienen sind, die meisten stehen jedoch in der *Fünfkirchner Zeitung*. Die damaligen Schriften über die Theatervorstellungen hatten in erster Linie Berichtcharakter.³¹⁹ Diese Artikel im Umfang von etwa 10 bis 20 Zeilen berichteten vor allem darüber, welchen Erfolg die jeweilige Aufführung hatte. Es wurde auch nicht verschwiegen, wenn die Darstellungen oder die Stücke selbst von geringem Niveau waren: „Ausnahmsweise setzte unsere Theaterdirektion für den Sonntag eine Premiere fest und brachte das Lebensbild ‚Holtomiglan‘ von Georg Ruttkai [...] zur ersten Aufführung. Das Stück fiel hier vollkommen ab [...]“ – heißt es in der Kritik vom 12.3.1896. Es fehlt oft

³¹⁹ Vgl.: P. Müller Péter: A pécsi színházkritika száz éve. In: 100 pécsi évad. A Pécsi Nemzeti Színház száz éve. Pécs, 1995. S.132-134.

auch der scharfe Ton nicht: „Die alte französische Posse ‚Die beiden Champignons‘ verdiente kaum die an die Aufführung aufgewandte Mühe“. (22.10.1899).

Aus den Berichten erhält man meistens auch Informationen über das Interesse oder die Interesselosigkeit des Publikums: „Die Aufführung der Oper ‚Die Jüdin‘ gestaltete sich zu einem großen Erfolge unseres Tenoristen Stefan Kozma, dessen herrliche Stimme den Theatersaal füllte“ – so lautet z. B. die Anerkennung vom 22. Oktober 1899, während drei Jahre früher das Urteil tief ironisch ausfällt: „Der Bettelstudent. Es zeigt sich also doch, dass weder Wetter noch sonstige Nebenumstände den schwachen Besuch des Publikums verursachen.“ (29.10.1896). Die Äußerungen über Schauspielerinnen und Schauspieler kommen uns heute oft naiv subjektiv oder sogar schwelgerisch vor, wie das folgende Beispiel zeigt:

Von den neuen Kräften bekamen wir zwei allerliebste, junge Mädchen: Fräulein Gergely Gisa und Frl. Komlósy Ilonka zu Gesichte. Beide thaufrische, muntere, hellen Sonnenschein verbreitende Geschöpfe, die bei uns schon deshalb gefallen werden, weil man ihnen an jedem Zug ihrer hübschen Gesichter und jeder Bewegung ihrer schlanken und schmiegsamen Gestalten merkt, dass sie guter Leute Kinder sind und sorgfältig erzogen wurden [...]. Fräulein Gergely [...] soll eine so reichhaltige Toilette besitzen, dass sie mit derselben auf einer hauptstädtischen Bühne das Auslangen finden konnte [...]. Fräulein Komlósy Ilonka ist die jüngere und vielleicht auch die Talentierte. Sie gleicht einer Knospe, welche die Pracht der in absehbarer Zeit erblühten Rose ahnen läßt. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich ihr eine schöne Karriere prognostiziere. (13.9.1900).

Solche Zeilen stellen keine Kritik im engeren Sinne des Wortes dar. Sie informieren über die Darstellung der einzelnen Rollen und über das Leben der Schauspieler, über ihre Toilette und auch über die Arbeit der Theaterkommission oder manchmal sogar über die Zuschauer und ihr Benehmen während der Aufführung. Die Leser der *Fünfkirchner Zeitung* lasen gern Details, nicht nur über die Ereignisse auf der Bühne, sondern auch über die Vorgeschichte dieser Ereignisse. Diese Berichte erschienen vor der Jahrhundertwende in der Rubrik „Theater, Kunst und Literatur“ fast immer anonym. Die Person des Kritikers blieb versteckt. Ist das ein Anzeichen der bequemen Unverantwortlichkeit oder Unsicherheit über die eigene Urteilskraft? Es ist wohl beides möglich.

Über das Musikleben

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann in Fünfkirchen das organisierte Musikleben damit, dass der Männerchor der Domkirche gegründet wurde, der neben der Kirchenmusik auch klassische weltliche Musik vortrug. Engagierte Musiker wie Antman Prosper, der ein ausgezeichneter Flötenspieler war, und die Geigenspieler Imre Weidinger, Franz Ruszke und Johann Witt brachten die Talente zusammen und organisierten Philharmonieabende. Auf Initiative des Bürgermeisters Johann Aidinger, der selbst ein begeisterter Liebhaber der Musik war, wurde in der innenstädtischen Gemeindeschule die städtische Musikschule errichtet, in der es zuerst nur Violinunterricht gab.

Nach den Dokumenten der *Fünfkirchner Zeitung* wurden sämtliche Konzerte in Fünfkirchen veranstaltet. So wird z. B. im April 1887 über ein Orgelkonzert berichtet, in dem zwei junge Musiker entdeckt wurden. Johann Schefingen aus Ödenburg und Eduard Jakisch aus Bludenz gaben ein Konzert, um die Organistenstelle in der bischöflichen Domkirche zu erhalten. „Mit sinniger Auffassung und mit treffender Verwendung der zarten Tonregister der Angsterschen Orgel und mit ihrer staunenswerten Fertigkeit der Finger bezauberten die beiden Spieler die [...] Zuhörer“. (04.09.1887). Über den ersten Konzertabend in der Herbstsaison desselben Jahres, an dem die Pianistin Gizella Gulyás spielte, die auch schon in den größeren Städten Deutschlands Konzerte gegeben hatte, wissen wir, dass Chopins f-Moll-Fantasie, das Wiegenlied von Götz und die 8. Liszt-Rhapsodie vorgetragen wurde. (10.11.1887). Den Zeitungsberichten nach folgten im Dezember ein Richard-Wagner-Konzert (04.12.1887) und im März 1888 das Klavierkonzert von Alfred Grünfeld, der österreichischer Kammervirtuose und preußischer Hofpianist war. (03.10.1888). Die *Fünfkirchner Zeitung* berichtete nicht nur über das Musikleben von Fünfkirchen, sondern auch über Musikprogramme, die in anderen Siedlungen der Region veranstaltet wurden. Dank der Zeitung können wir auch noch im 21. Jahrhundert erfahren, dass ein Festkonzert zu Gunsten der Hochwassergeschädigten in Bonyhád im großen Saal des Hotels zum „Löwen“ organisiert wurde. Nach der Vorstellung wurde bis in die Nacht getanzt. (23.04.1893).

In der Pflege der Musik spielte auch der Gesangsverein „Pécsi Dalárda“, der im Mai 1862 gegründet wurde, eine große Rolle. Über seine Tätigkeit sind in der *Fünfkirchner Zeitung* regelmäßig Berichte erschienen. Der Dalárda, der ausschließlich den ungarischen Gesang kultivierte und

ihn zu „nie geahnter Höhe und Vollendung“ brachte, wie in der Zeitung vom 25. 09. 1887 zu lesen ist, stand auch im Ausland in gutem Ruf. Der Sängerverein wurde auch zu dem österreichisch-ungarischen Nationalgesangsfest nach Wien eingeladen, das 1879 zur Ehre der Silberhochzeitsfeier des Kaisers Franz Joseph und seiner Gattin Elisabeth veranstaltet wurde. Der Gesangsverein ging 1883 auf eine längere Tournee auch ins Ausland. Er gab Konzerte in Graz, Bad Aussee, Ischl und Luzern.³²⁰ Das 25-jährige Bestehen von „Pécsi Dalárda“ wurde Mitte August 1886 gefeiert.³²¹ Nach großen Erfolgen des Gesangsvereins erreichte er im Jahre 1887 einen Tiefpunkt, was die zeitgenössischen Zeitungsartikel ebenfalls mitteilten. Die Mitglieder kamen nicht regelmäßig zu den Proben. Es mangelte an Interesse – heißt es in der Nummer vom 25.09.1887. Auf die Nachrichten über den Zerfall des Sängervereins reagierte man in der *Fünfkirchner Zeitung* am 2. Oktober 1887 mit der Mitteilung, dass er – trotz der Schwierigkeiten – weiterlebe und sogar neue Mitglieder habe.

Essay und Belletristik in der *Fünfkirchner Zeitung*

Befragt nach dem ästhetischen Wert der einzelnen Werke bietet die in der *Fünfkirchner Zeitung* vertretene schöngeistige Literatur ein ziemlich gemischtes Bild. Es ist ersichtlich, dass die Redaktion versuchte, auch mit dem literarischen Angebot ein möglichst breites Publikum anzusprechen. In ihrer Flexibilität ging sie soweit, dass sie neben Werken weltberühmter Autoren wie Guy de Maupassant, Mark Twain und Lev Tolstoj, oder wenigstens zeitgenössisch bekannter Schriftsteller wie Fritz Brentano, Berthold Auerbach, Emilie Heinrichs und Hedwig Dohm, auch zahlreiche Amateurprodukte oft anonymen Schöngeister veröffentlichte. Der Feuilletonenteil wurde – trotz des unterschiedlichen Niveaus – ein wichtiges Instrument freier Meinungsäußerung und geistiger Auseinandersetzung und in der Literaturkritik ein Vermittler neuer Ideen und neuer Kunst- und Geschmacksrichtungen. Die Redakteure bevorzugten hier die Prosa-Gattungen, man findet aber auch viele Gelegenheitsgedichte von zeitgenössischen Autoren. Zwar wurden oft auch Übersetzungen ausländischer Werke veröffentlicht, aber lieber hatten die Leser Werke ungarischer

³²⁰ Vgl. Haksch, Lajos: A 40 éves Pécsi Dalárda Története (1862–1902). Pécs, 1902. S. 121.

³²¹ Ebd., S. 164.

scher Autoren, sogar in deutscher Übersetzung.³²² Dramen sind in der *Fünfkirchner Zeitung* nicht zu finden, höchstens Auszüge z. B. aus dem berühmten Stück von Imre Madách „Die Tragödie des Menschen“.

Wir finden in der Zeitung verschiedene, traditionelle und zum Teil willkürlich benannte Gattungsformen. Es benötigt eine eigenständige und gründliche Untersuchung, um diese Gattungsbezeichnungen sowohl in historisch-poetischer als auch in literaturtheoretischer Hinsicht zu klären. In der Rubrik Feuilleton wird oft keine Gattung angegeben, was bedeutet, dass das betreffende Werk ein echtes Feuilleton ist. Feuilleton ist dann die Bezeichnung des kulturellen Beitrags und nicht der Rubrik in der Zeitung. Bei dieser Gattung ist eine gewisse thematische Freiheit gegeben. Sie ist meist skizzenhaft, für ein breites Publikum verfasst und hat oft einen aktuellen und pointierten Charakter.

Der Essay

Einen bedeutenden Teil im Feuilleton machen die Essays aus, die interessante Reflexionen über verschiedene – manchmal sogar ganz gewöhnliche oder praktische – Themen enthalten. So stellt z. B. die Schrift von K. H. „Einfluß der Leibesübungen auf die Hebung der Arbeitskraft“ (7. Jan. 1875) ein echtes Plädoyer für die Körpererziehung dar:

Durch eine gute Körper-Erziehung können die Hauptfaktoren der menschlichen Thätigkeit, Kraft und Gewandtheit, fast verdoppelt, ja bei vielen noch länger gesteigert werden im Vergleich zu der noch jetzt meist herrschenden Ausbildungsweise jedes nach seinem Geschäft und dem darin geltenden Getriebe. Und nicht allein, dass Kraft und Gewandtheit so gesteigert werden, auch die Anstelligkeit, die sogenannte Gewohnheit und Uebung zu dem Geschäft, wird durch das Turnen gegeben, da alles dies nur in Uebung und Erziehung der Muskelthätigkeit liegt.

Drei Tage später, am 10. Januar, erschien der Artikel „Neujahrsbräuche“, dessen Autor (T. Z.) auf den Ursprung der christlichen Feste und eigentümlichen Gebräuche des Volkes hinweist. Die Rituale stammen noch aus der alten Heidenzeit, als man mitten im Winter schon die Geburtszeit des neuen Lebens feierte. Man spendete den Göttern Opfer und verherrlichte das Fest mit Tanz und Gesang. Ein besonderes Ritual stellte jene Bege-

³²² Maurus Jókai: Eine Weissagung (26.9.1901), Koloman Mikszath: Der König kommt ins Land (25.4.1897)

benheit dar, als die Priester in weißen Gewändern auf die heiligen Bäume stiegen, um einige Mistel tragende Äste mit einem goldenen Messer abzuschneiden und auf den Boden fallen zu lassen, wo sie in großen Tüchern aufgefangen wurden. Schließlich tauchten die Priester die Mistelzweige in Weihwasser und verteilten sie unter dem Volk. Diese Mistelzweige sollten die Menschen vor Krankheiten schützen. Der Verfasser erwähnt auch die einzelnen Neujahrsbräuche im alten Rom. Die Kirche versuchte, die heidnischen Bräuche zu christianisieren. Die abschließenden Erörterungen berichten über jene Volksbräuche, die auf abergläubischen Vorstellungen beruhen.

In vielen Gegenden wird mit getrockneten Kräuterbuscheln das Haus durchröchert, um die Einwirkung zauberisch böser Gewalten das Jahr über abzuhalten. Es herrscht der Glaube, wenn man am Neujahrstage Weißkraut esse, so habe man Geld das ganze Jahr. Hirsebrei am Neujahrstage bringt viel Glück. [...] Haustiere, besonders Pferde und Kühe an den Esstisch gebunden, fressen das ganze Jahr gut. Ein Traum in der Neujahrsnacht trifft ein. Die Mädchen, welche am Neujahrmorgen an den Hühnerstall klopfen und denen der Hahn antwortet, heirathen in diesem Jahre [...].

Ebenfalls noch in diesem Monat (31. Januar) wurde der interessante Artikel „Warum gibt es mehr Frauen als Männer?“ veröffentlicht, der gleich am Anfang auf diese statistische Tatsache verweist, obwohl nicht mehr Mädchen als Jungen geboren werden. Auf dem Lande überwiegt sogar die Zahl der Jungen. Bis zum 20. Lebensjahr gibt es noch mehr Männer als Frauen, jedoch ändert sich danach diese Relation der jungen Leute. Zwischen dem 20. und 30. Lebensjahr, wenn die meisten Ehen geschlossen werden, überwiegt schon die Zahl der Frauen. Das logische Resultat dieser Unproportionalität ist, dass viele Frauen unverheiratet bleiben und ihre Anzahl ab dem 50. Lebensjahr erheblich größer ist. Der Autor untersucht im Folgenden die möglichen Ursachen dieser Tatsachen. Er kommt zu der Feststellung, dass ab dem 20. Lebensjahr die Sterblichkeit der Männer sogar in jenen Ländern höher ist, wo es keinen Krieg gibt. Diese ungünstige Sterblichkeitsrate der jungen Männer wird vor allem auf ihre falsche und ungesunde Lebensweise zurückgeführt: auf Unmäßigkeit und zügellose Ausschweifungen. Die moralische Lehre bleibt am Ende auch nicht aus: Das stärkere Geschlecht sollte sich ein Beispiel an den Frauen nehmen, die „eine mäßigere und moralischere Lebensweise“ vertreten. B. K., der Autor des Artikels „Was uns belustigt“, weist mit anschaulichen Beispielen darauf hin, dass es keinen großen Unterschied

zwischen den blutigen Volksbelustigungen in der römischen Kaiserzeit und der Gegenwart gibt. (25. Mai 1876).

Einen höheren Reflexionsgegenstand bildet die Literatur selbst. „Fünfkirchner Damenliteratur“ heißt die sarkastische Schrift eines unbekanntes Verfassers, der seine Kritik mit den Worten von Alfred Musset summiert: „Nicht in die Hand die Federn! Eine Etage höher mein schönes Fräulein. Die Federn auf den Kopf!“ (6. Januar 1878). In seinem Zola-Essay „Der Zolaismus. Ein kritischer Epilog zum ‚Zola-Cyklus‘“ nennt der Kritiker (H. Gl.) die Darstellung des Wirklichen bei Zola „puren Schwindel“, und im Zusammenhang mit der Dramatisierung der Zola-Romane meint er: „Es ist nicht der Zweck der Bühne, uns niedersteigen zu lassen in den Koth des Daseins; der Dichter darf uns Schatten zeigen, aber nur neben dem Lichte.“ (15. März 1883). Diese ablehnende Haltung dem berühmten französischen Schriftsteller gegenüber ist keineswegs ein Ausnahmefall, sie zeugt vielmehr von einer allgemeineren Kritik, die nicht zuletzt auf die konservativ-religiösen Moralvorstellungen der damaligen Zeit zurückzuführen ist.

Dass die Redaktion selbst sich an die von ihr proklamierte offene und liberale Gesinnung hielt, beweist unter anderem der einen Monat später veröffentlichte Artikel von R. v. Miklucho-Maclay – entnommen der wissenschaftlichen Korrespondenz A. Woldt's – mit dem Titel „Ein Opiumrauchversuch“ (12. und 15. April 1883). Die mit wissenschaftlicher Akribie durchgeführte Selbstbeobachtung fasst die bedenkliche Erfahrung folgendermaßen zusammen:

Dieses Gefühl der Ruhe und des Nichtbegehrens ist so anziehend und angenehm, dass man aus diesem Zustand nie befreit werden möchte.

Nach diesem Versuch verstehe ich vollkommen, dass Tausende von Menschen, Reiche und Arme ohne Unterschied der gesellschaftlichen Stellung und des Alters, sich dem Opiumrauchen ergeben, dessen Hauptwirkung und Hauptgenuß darin besteht, dass man auf einige Zeit sein „Ich“ verliert.

Ein echt ironisches Bekenntnis enthält der Artikel „Zeitungsleiter – Zeitungsleser – Zeitungsschreiber“ (13. September 1883), dessen anonymen Verfasser wohl ein Redakteur ist, der die höchst schwierige Arbeit bzw. Situation eines Journalisten darstellt. Er steht ständig im Kreuzfeuer der schonungslosen Kritik, da es unmöglich ist, allen Meinungen und Erwartungen zu entsprechen. „Kein Beruf erwirkt so intensive Feindschaft und unversöhnliche Gegnerschaft als die Journalistik.“

Zur Feuilleton-Essayistik passt wohl auch der leichtere Plauderton, der mit Nonchalance wahre Nichtigkeiten reflektiert, etwa wie im Auftakt der „Spaziergänge“: „Die schöne goldene Zeit der lächelnden Weiberlippen und der entblößten Schultern ist leider vorbei. – Langweilige Fische und ängstlich bis über die Ohren geschlossene Fastenkleider gähnen uns entgegen“. (10. März 1878). In diesem Stil wird zwei Monate später auch über die Vielfalt der Damentoilette berichtet („Von der Promenade“, 2. Mai 1878). Einen Übergang zwischen reiner Unterhaltung und informativer Erörterung bietet der Artikel „Photographie und Eitelkeit“ von Georg Frankenberg (2. Juli 1882). Der Verfasser, der gleich am Anfang feststellt, dass wir alle dieser „Göttin“ opfern, unterscheidet dann zu Recht zwischen dem lächerlichen Ehrgeiz eines Nero, der nach Griechenland fuhr, „um sich dort als Schauspieler bewundern zu lassen“, und der Selbstbespiegelung, „die noch weit entfernt ist von jener fratzenhaften Aufgeblasenheit und Geziertheit, die das Monopol des Geckenthums bildet“. Beim Photographieren zeigt sich aber „die Tyrannin Eitelkeit mächtiger und allgemeiner“ als sonst. „Es ist unglaublich, welche Revolutionen der an sich doch eigentlich erschrecklich unbedeutende Vorgang, denn er nimmt ja nur wenige Sekunden in Anspruch, oft hervorgerufen im Stande ist.“ Die detaillierte Schilderung der langen Vorbereitungen, die diesem „unbedeutenden Vorgang“ vorangehen, gibt dem Autor Anlass, sich nicht nur über die Damen zu belustigen, sondern auch über die Männer, die „in der nämlichen Situation den gleichen Eitelkeitsanwandlungen“ unterliegen. Der Gattung des Essays im engeren Sinne entsprechen die (populär)wissenschaftlichen Schriften. Ein Beispiel dafür ist die kurze Erörterung „Die Sprache des Menschen“ von Georg Bussert (27. April 1882), die im Zusammenhang mit der Herausbildung der menschlichen Sprache notwendigerweise auch den Prozess des Menschwerdens behandelt. Symptomatisch für das bürgerliche Weltbild des ausgehenden 19. Jahrhunderts ist die Verbreitung der allgemeinen Skepsis, die vor allem unter dem Einfluss der Philosophie Schopenhauers und Nietzsches den Glauben an jegliche Entwicklung völlig unterminierte. Auf trivialisierter Ebene erscheinen deutliche Spuren dieses Gedankenguts im Feuilleton der *Fünfkirchner Zeitung*. „Aus der Mappe eines Spötters“ heißt die kurze Schrift des unbekanntenen Autors, der einige von diesen Alles umwertenden Ideen der deutschen Lebensphilosophen in stark verwässerter Form darlegt. (3. August 1882). Schon das nihilistische Pathos ruft die bekannten Reminiszenzen hervor:

Wie lächerlich ist doch Alles auf dieser Welt! Ehre, Liebe, Güte, Freundschaft u.s.w. sind nur leere Worte, theatralische Ausdrücke der Tragikomödie spielenden Menschheit, hinter welchen sich Eigennutz, Falschheit, Bosheit, Neid und alle möglichen sonstigen bösen Eigenschaften der menschlichen Natur, entsprungen der Büchse Pandora's, verbergen.

Auch der Gedanke der zyklischen Geschichtsauffassung fehlt nicht in der weltverachtenden und verhöhnenden Schrift: „Jahrtausende sind verflossen und die Menschheit ist stets dieselbe. Nur diejenigen läugnen es, die sich selbst oder andere betrügen wollen.“ Als Rezept wird allerdings von dem Zeitungsphilosophen weder Verzicht wie bei Schopenhauer noch Lebensbejahung wie bei Nietzsche empfohlen, sondern die trügerische Hoffnung, die zwar ihr Versprechen nie hält, uns jedoch „relatives Glück“ bringt.

Dass die Zeitung auch eine normformende Rolle spielen kann und will, ist wohl bekannt. In „Ein Feuilleton für Damen“ (4. Februar 1883) ist aber diese Aufgabe angesichts des Themas zu schwierig, womit diese Lektüre in der Damenwelt auch keinen großen Erfolg ernten konnte. Hier geht es nämlich um die Mode. Die belehrenden Fragen des Autors häufen sich:

Womit verblendet sie die Sinne des Menschen? Durch innern Gehalt? Charakteristik? Schöne Form? Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit? Nichts von alle dem! Ihr Attribut ist eine Eintagsfliege, die heute ist, und morgen - war. Sie triumphirt einzig und allein durch ihre Neuheit.

Trotz der argumentativen Rhetorik ist der wohlwollende Aufruf im Voraus zum Scheitern verurteilt. Denn das ist ja eben allein wichtig: der ewige Reiz der Neuheit.

Epik

In der Belletristik sind von Anfang an vor allem die kleinepischen Werke, also Erzählungen und Novellen vertreten, wobei die Gattungsbezeichnungen zumindest für den heutigen Leser eher verwirrend als orientierend sind. So wird z. B. die Erzählung „Die Hochzeitsreise“ von E. Hartner, die als Fortsetzung in fünf Nummern (zwischen 14. und 28. Januar 1875) erschienen ist, genauso als „Novellette“ bezeichnet wie das nur zweiseitige Werk „Onkel Franz“ von H. d'Altona (17. Juli 1884). Diese Erzähltexte bekamen ihren Platz im „Feuilleton“, das sich meistens unten

auf der zweiten oder dritten Seite befindet, vom politischen Hauptteil durch einen dicken schwarzen Strich abgetrennt. Ab Dezember 1890 wurde diese Rubrik in die Beilage gesetzt. Hier sind zu fünfzig Prozent Humoresken und Novelletten zu lesen. Die meisten Texte sind von deutschen Autoren. Es kam vor, dass das Werk so umfangreich war, dass es nur in Fortsetzungen veröffentlicht werden konnte, wobei diese Verteilung auf mehrere Nummern wohl auch bewusster redaktioneller Absicht folgte, um die Aufrechterhaltung des Leserinteresses zu garantieren. Zu den längeren Erzählstücken gehören z. B. die Erzählungen „Im letzten Augenblicke“ von Karl Wartenburg (4. bis 21. März 1875) und „Söhne der Haide“ – die auch die Untergattungsbenennung „Dorfgeschichte“ trägt – von K. S., die Novellen „Aus dem Grabe“ von Emilie Heinrichs (16. Mai bis 13. Juni 1875) und „Eines Königs Rache“ von A. Passow (9. bis 20. Januar 1881), sowie die Novellette „Ein Abenteuer in Florenz“ von Fr. C. von Wickedes (6. bis 16. März 1879). Manchmal werden natürlich auch ungarische Erzählwerke (in Übersetzung) in der Zeitung veröffentlicht, so z. B. „Der Schleier“ von M. Jókai (18. und 21. Okt. 1877) oder „Eine ungarische Dorfgeschichte“ von einem unbekanntem Autor (22. bis 29. April 1880).

Unter den Erzählungen gibt es auch Kriminalgeschichten, z. B. „Verathen. Aus dem Tagebuch eines Kriminalkommissars“ von einem gewissen Friedrich. Die Geschichte wird – in Tagebuchform – aus der Perspektive des Kommissars erzählt. Er berichtet von einem Verbrecher namens Hecht, den er gut kennt, da er schon öfter für seine Verbrechen bestraft wurde, und der schon seit einiger Zeit keine Lust mehr an Straftaten hat. So hilft er lieber dem Kommissar, seine ehemaligen Komplizen (natürlich gegen Bezahlung) zu überführen. Mit einigen steht er immer noch in Kontakt, und so kann er konkrete Informationen über die geplanten Verbrechen liefern. In der Aufzeichnung wird dann berichtet, wie ein Einbruch verhindert wurde. (20. Juni bis 1. Juli 1875). Als weitere Beispiele für Kriminalgeschichten bzw. – nach der ursprünglichen Gattungsbezeichnung – „Kriminalnovellen“ sind noch „Zwei Selbstmörder“ von A. W. Gellrich (9. Juni 1879) und „Verdächtige Flecken“ von Karl Chop (29. Juli 1880) zu erwähnen.

Eine in der *Fünfkirchner Zeitung* häufig vertretene Gattung ist die „Humoreske“, wobei die Verkleinerungsform hier wiederum mit der Länge des Werkes wenig zu tun hat. „Studentenleben“ von Bernhard Goldschmied (23. Sept. 1875), „Das Jagdvergnügen des Herrn Zipfelber-

ger“ von Fritz Brentano (12. März 1876), „Zweifach geheilt“ von Eleonor Waccaro (3. bis 17. Jan. 1878), „Contra – Salamon!“ von Franz von Frankenstadt (25. Juli 1878), „So wird’s gemacht!“ von Karl Görlitz (22. und 29. Juli 1880) usw. Eine der witzigsten unter den Humoresken ist vielleicht die Geschichte „Aus einem Pariser Heiratsinstitut“ eines unbekanntes Autors (17. Juni 1875). Die skurrile Begebenheit beginnt in medias res: Ein junger Mann, der sich so schnell wie möglich vermählen möchte und die Anzeige dieser Institution gelesen hat, spricht mit dem Direktor, der ihm verspricht: „Morgen werden Sie Ihre Frau Gemahlin Ihren Geschäftsfreunden vorstellen können.“ Er erklärt dem eiligen Mann zugleich „das System“. Er soll in den Garten gehen, wo sich die Damen aufhalten, und der Frau eine Blume geben, die ihm gefällt. Wenn diese seine Blume an die Brust steckt, bedeutet das ihre Einwilligung. Auf solche Weise findet nun Eduard seine Frau, deren Vornamen er erst im Speisesaal erfährt. Die Institution organisiert alles: nicht nur die Hochzeit, sondern sogar die Hochzeitsgäste, die der junge Mann gar nicht kennt. Während des Festessens bedankt sich der junge Ehemann bei den Gästen und entschuldigt sich, dass er sie wegen eines wichtigen Termins verlassen muss. Bevor Eduard und Amalie in den Zug einsteigen, gibt er seiner Schwiegermutter, die er bisher nur flüchtig gesehen hat, seine Adresse und lädt sie zu Weihnachten ein.

Beliebte Gattungen waren noch – gewiss auch wegen ihres kurzen Umfangs – die Anekdote und die Skizze. „Anekdotisches aus Deák’s Leben“ heißt die Schrift von H. K., die unter anderem die Anekdote mit dem Hut des berühmten ungarischen Politikers erzählt. Im Abgeordnetenhaus verschwand einmal der Hut von Deák aus der Garderobe. Er wartete, bis alle weggingen und fand einen übrig gebliebenen Hut, der ihm zufällig passte. Da Deák einen großen Kopf hatte, musste er später unter den „großen Köpfen“ den Besitzer des gefundenen Huts suchen. Als der andere Abgeordnete seinen Hut zurückbekommen hatte, stellte er die gleiche Kopfgröße fest, worauf Deák nur soviel antwortete: „Außen, aber nicht innen.“ (10. Febr. 1876).

Die „Skizze“, diese typische kurzepische Form des Feuilletons in der Fin-de-siècle-Zeit, kommt auch in der *Fünfkirchner Zeitung* häufig vor. Die Bezeichnung deutet die (zumindest ästhetisch) nicht vollendete Gestaltung des Werkes an, was allerdings von der wahren ästhetischen Qualität des jeweiligen Erzählstückes kaum etwas Authentisches aussagt. Eine ganz verwandte Gattung ist die „Studie“, in deren Semantik nicht

nur das Unfertige, sondern auch die gründliche Vorbereitung, ja eine Art wissenschaftliche Sorgfalt mitschwingt, was im Zeitalter des Naturalismus bzw. des dahinter stehenden Positivismus sogar in der Kunst als Erwartung formuliert wird. Dass die beiden Aspekte (auch) gegensätzliche ästhetische Ideale verkörpern, ist offenkundig und soll und kann hier nicht ausführlicher erörtert werden. Unter der Gattungsbenennung „Skizze“ sind u. a die folgenden Werke erschienen: Ernst Otto Hopp: „Nach siebenundzwanzig Jahren“ (25. Sept. 1884), Hedwig Dohm: „Die alte Jungfer“ (27. und 30. Nov. 1879). Das anonym veröffentlichte „Ein Spion Maria Theresias“ (3. April 1879), „Der Ursprung der Geschichte der ungarischen Krone“ von Emerich von Vizkelety (6., 10., 13. Jan. 1884) und „Die Namenlosen“ von Gregor Kupczanko (8. und 12. Mai 1881) werden als „historische bzw. geschichtliche Skizze“ bezeichnet. Dieses letztere Stück erzählt von einer geheimen nihilistischen Gesellschaft, zu der auch russische Persönlichkeiten aus adeligem Hause gehören. Ihre Mitglieder versammeln sich regelmäßig, um hinter der Tarnung von Tanz und Musik Morde zu planen oder Komplote zu schmieden. „Die Puppe“ von Hr. wird hingegen als „Studie“ benannt. (30. Dez. 1877).

Seltener erschienen auch Märchen und Sagen in der Zeitung. Zwei Märchen sollen hier hervorgehoben werden: „Die Geschichte vom Schwan. Nach einem alten Märchen“ von Anton Várady (13. Aug. 1876) und „Scheiden. Fragment einer Märchen-Skizze“ von H. Gl. (15. Mai 1884). Die ungarische Volkssage „Der Csörsz-Graben“ (4. Febr. 1875), die wohl zu den schönsten Texten dieser Gattung gehört, gibt eine märchenhafte Erklärung für die Entstehung der Fata Morgana. Sie erzählt die tragische Liebesgeschichte der Königstochter der Langobarden Délibáb und eines Avarenhäuptlings. Die Sage spielt zu der Zeit, als der Langobardenkönig Kád alle Länder erobern wollte. Die Nachbarvölker verbündeten sich gegen ihn. Dies erkannte der König und sandte einen Boten zum Avarenhäuptling Csörsz, um ihn aufzufordern, an seiner Seite gegen die Feinde zu kämpfen. Csörsz kam der Aufforderung nach und zog mit seinen Soldaten an der Seite des Königs in den Krieg. Nach der siegreichen Schlacht wollte der König den Häuptling mit allerlei Kostbarkeiten belohnen, der wies diese jedoch zurück und bat nur um die Hand von Prinzessin Délibáb, die er sehr liebte. Der König willigte ein, jedoch stellte er eine Bedingung: Das Avarenvolk sollte zuvor noch dem Langobardenkönig seine Treue beweisen. „So mache ich denn die Bedingung, Délibáb auf dem kürzesten Wege zwar, aber zu Wasser zu holen.“

Die Arbeiten am Ufer der Theiß begannen sofort. Das ganze Avarenvolk grub Tag und Nacht, der Csörsz-Graben wurde immer größer und tiefer. Einmal kam aber ein riesiges Gewitter, und ein Blitz schlug in den Avarenhäuptling, der dann für immer verschwand. Er ertrank im Graben, der sich inzwischen mit Wasser gefüllt hatte. Prinzessin Délibáb schmückte sich jeden Tag und wartete auf ihren Geliebten, der jedoch nie wieder kam. „Heute noch weint sie Tränenströme um den ewig Ersehnten ... Sie träumt noch heute den uralten Herzenstraum.“ Der Autor weist am Ende darauf hin, dass diese Sage – im Gegensatz zur Meinung der Wissenschaftler – den wahren Ursprung der Erscheinung der Luftspiegelung, der Fata Morgana, d. h. „délibáb“, darstellt.

Die Romane erschienen ab der zweiten Hälfte des Jahres 1890 in der Roman-Beilage, bzw. ab 3. 3. 1903 in der neuen Rubrik Roman-Feuilleton. Von Zeit zu Zeit versuchte die Zeitungsredaktion, längere Werke in Auszügen zu veröffentlichen, aber nur mit geringem Erfolg. Deshalb stellte die Redaktion diesen Zeitungsteil auch ein. Im Jahre 1902 wurde eine Serie „Unser Roman“ veröffentlicht, aber der hier publizierte Roman von Wanz Hgan Che erfüllte die Erwartungen der Redakteure nicht. Dieses Werk hatte wohl deshalb keinen Erfolg, weil es zu lang war und eine fremde und ferne (chinesische) Kultur darstellte. Da der Zeitungsteil „Unser Roman“ keinen ständigen Platz in der Zeitung bekam, wurde er aus einigen Nummern einfach weggelassen. Als die Romanserie zu Ende war, wurde dieser Teil nicht mehr neu begonnen. Viel mehr Erfolg konnte der 1902 in Fortsetzungen erschienene Kriminalroman „Auf der Jagd nach Sechzigtausend“ des norwegischen Autors Thorwald Vogsrud ernten. Wie beliebt diese Kriminalgeschichte war, die den Untertitel „Erzählung eines Privatdetektivs“ trug, davon zeugen viele Leserbriefe.

Lyrik

Nicht nur wegen der häufigen Erscheinung der Gedichttexte, sondern auch wegen ihrer Trivialisierung bedürften sie einer eigenständigen Erörterung. Um aber zumindest einen Einblick auch in diese Gattung zu geben, sollen hier einige ihrer charakteristischen Züge erwähnt werden. Da die Unterhaltung auch in der Lyrik ein wichtiger Aspekt ist, sind in der Zeitung die leicht verdaulichen und meistens fröhlich gestimmten Texte gern gesehen, wie z. B. „Ein ABC für heiratslustige Mädchen“ von M. Sieradzki. (3. August 1879) oder „Das Genuss-Trio. Nach Luther“ (6. Februar 1881), das eine lebensbejahende Gesinnung – Frauen, Poesie und

Wein erfreuen den Dichter –, verkündet und dessen Autor hinter dem Kürzel „C. „ verborgen bleibt. Diese halbversteckte Autorschaft oder sogar völlige Anonymität ist für die Feuilleton-Literatur im Allgemeinen bezeichnend. Hier geht es offensichtlich um von literarischen Ambitionen erfüllte Menschen, deren Mitteilungsbedürfnis größer ist als ihr Talent und Selbstvertrauen. (C.: „Das Vöglein im Käfig“, 17. Febr. 1881, H.: „Ich möchte nicht“, 26. Juni 1881).

In der *Fünfkirchner Zeitung* sind manche Gedichte zu finden, die von Frauen verfasst wurden. Die Poetik dieser teils laienhaften, teils „emanzipierten“ Lyrik ist in der Nummer vom 26. August 1900 mit dem Titel „Hausfrau und Dichterin“ zu lesen:

Andere Frauen haben Kinder
Zurückgelassen dieser Welt.
Ich hab' den Schöpfungsdrang nicht minder
Der meiner Sippe nicht gefällt. [...]
Soll ich ewig mich bezwingen
Ewig nicht ich selber sein? [...]

Ich möcht' ein großes Werk Euch schenken
Statt an's Matrazzenkrampeln denken.

Diese Texte setzen bei den Lesern meistens keine hohen ästhetischen Erwartungen voraus: sie haben eine einfache Form und Sprache. Es ist auch bezeichnend, dass die meisten Gedichte – als Gelegenheitswerke – zu Festtagen, an Weihnachten (25.12.1897) oder an Allerheiligen (1.11.1899) erschienen sind. Am 25.12.1896 brachte die Zeitung z. B. ein Gedicht von einem gewissen Oskar Wilda mit dem Titel „Stille Nacht, Heilige Nacht“ heraus. Die Qualität des Werkes, das ein typisch sentimental-triviales Weihnachtsgedicht ist, zeigt sofort, dass der Name des Verfassers trotz der Ähnlichkeit nichts mit dem berühmten englischen Dichter zu tun hat. Am häufigsten taucht unter den Lyrikerinnen der *Fünfkirchner Zeitung* der Name Poldi (Leopoldine) Szövényi auf. In einem ihrer Gedichte stellt sie z. B. die Schmerzen einer Frau dar, die ihren Freund nicht heiraten durfte (1.11.1899), in der „Geschichte Preußens“ wird dagegen statt einer sentimental Liebesgeschichte die berühmte Figur des Preußenkönigs Friedrich II. heraufbeschworen. Auch das religiöse Thema fehlt nicht in ihrem Repertoire (4.8.1901).

In der Zeitung wurden auch Gedichte von bekannten Autoren veröffentlicht. Am 18.4.1897 zitiert A. Csermelyi in seinem Leitartikel Uhland,

allerdings ohne Titelangabe. Am 8.8.1897 erschien ein Artikel über Petőfi, der mit einem Motto von Theodor Körner beginnt. „Geisternächte“ heißt der Titel des Gedichtes am 18. Juni 1896, das von Stephanie Czierer verfasst wurde und das mit seinem Titel an den zeittypischen Okkultismus erinnert, aber auch eine moralisierende Mahnung enthält: man soll seine Verstorbenen immer in der Erinnerung behalten.

IV. Weitere deutschsprachige Presseorgane im Komitat Branau

Außer der *Fünfkirchner Zeitung* sind im Komitat noch die folgenden Blätter aufzufinden:

Das *Mohacser Wochenblatt für den Geschäfts-, Gewerbe- und Landmann* erschien zwischen dem 29. März 1879 und dem 18. Dezember 1880 wöchentlich und beschäftigte sich in erster Linie mit Industrie, Landwirtschaft, Haushalt und Erziehung.

Volksfreund: Organ für Interessen des arbeitenden Volkes – Népbarát. Wie schon der Titel zeigt, handelte es sich um ein zweisprachiges Arbeiterblatt, das in Fünfkirchen/Pécs erschien und sich die Verbreitung der allgemeinen Bildung und Kultur zum Ziel setzte. Den Zeitraum seines Bestehens kennen wir nicht genau, weil nur einige Nummern aus dem Jahr 1896 in der Landesbibliothek vorhanden sind.

Das *Magyar Borkereskedők Lapja/Fachblatt der Weinhändler Ungarns* erschien ebenfalls in Pécs zwischen dem 1. Mai 1899 und dem 15. April 1899 zweimal im Monat, und nur ein Teil seiner Artikel war deutschsprachig.

Zwischen dem 3. Juni 1906 und dem 17. Januar 1909, zweimal im Monat, erschien in Pécs auch der *Bergarbeiter – Organ der Interessen der ungarländischen Bergarbeiter*, dessen Redaktion 1909 nach Budapest umzog. Zur Entstehung des Blattes trug die zunehmende Organisation der Bergarbeiter und das Ziel der Besitzer der Wochenzeitung *Pécsi Munkás* [Fünfkirchner Arbeiter], eine weitere Schicht der Arbeiterschaft zu gewinnen, wesentlich bei.

Als Monatsblatt erschien in Pécs von Januar 1913 bis November 1932 ein *Landwirtschaftliches Volksblatt*, das eigentlich die Übersetzung des offiziellen ungarischen Mitteilungsblattes des Branauer Wirtschaftsvereins (*Gazdasági Néplap*) war.

Trotz der skizzenhaften Kürze dieses Überblicks ist ersichtlich, welche Bedeutung die deutschsprachige Presse in der Region der „schwäbischen Türkei“ in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und am Anfang

des 20. Jahrhunderts gespielt hat. Die Zeitungsgründungen zeugen von Initiativen, die nicht nur den kulturellen Ansprüchen des Bürgertums entsprechen wollen, sondern auch den historischen Prozess der Demokratisierung berücksichtigen, insofern die verschiedenen Presseorgane immer mehr auch die Interessen der Wirtschaft und der Arbeiterschaft vertraten. Zur Ironie dieser Entwicklung gehört, dass die spektakuläre Verbreitung des Pressewesens in Ungarn zugleich mit der Regression der Deutschsprachigkeit verbunden ist. Das kurzzeitige Bestehen der meisten Blätter ist wahrscheinlich auch auf diese Diskrepanz zurückzuführen.

Zu den Autoren

DR. BIANCA BICAN, Universitätslektorin an der Babeş-Bolyai-Universität Cluj-Napoca. Forschungsschwerpunkte: Rezeptionsforschung (deutsche Literatur in Rumänien), Reiseliteratur, Übersetzungswissenschaft, deutsche Presse in Südosteuropa.

SIMINA MELWISCH-BIRĂESCU, Doktorandin am Lehrstuhl für rumänische und vergleichende Literaturwissenschaft an der West-Universität in Timișoara. Arbeit an der Dissertation „Bilder vom Anderen. Stereotype der Repräsentation in rumänischen und deutschsprachigen Reise- und landeskundlichen Beschreibungen (1840–1890)“.

DR. MATJAŽ BIRK, außerordentlicher Professor für deutsche Literatur am Institut für Germanistik der Universität Maribor. Forschungsschwerpunkte: Literatur des 19. Jahrhunderts (insbesondere aus Österreich), Exilliteratur, interkulturelle Literaturwissenschaft, deutschsprachiges Zeitschriften- und Theaterwesen im slowenischen Raum.

ANJA UREKAR, Doktorandin im Bereich Literaturwissenschaft an der Universität Maribor.

Forschungsschwerpunkte: neuere deutschsprachige Literatur, deutsche (Kultur-)Periodika innerhalb und außerhalb des slowenischen Raums.

DR. VLADO OBAD, ordentlicher Professor der Geschichte der deutschen Literatur an der Philosophischen Fakultät in Osijek. Forschungsschwerpunkte: deutschsprachige Literatur aus Slavonien, modernes deutsches Drama, Trivialliteratur.

DR. SERGIJ OSATSCHUK, seit 1996 wissenschaftlicher Mitarbeiter des Bukowina-Zentrums an der Universität Czernowitz. 1999 Promotion zum Thema „Deutsches Vereinswesen in der Bukowina“. Organisation und Durchführung zahlreicher wissenschaftlicher Projekte mit der Österreich-Kooperation.

TEREZA PAVLÍČKOVÁ, Doktorandin am Lehrstuhl für Germanistik der Philosophischen Fakultät der Palacký-Universität Olomouc. Arbeit an der Dissertation über die Zeitung Südmährische Rundschau.

DR. ZOLTÁN SZENDI, Dozent und Leiter des Lehrstuhls für deutschsprachige Literatur an der Universität Pécs. Forschungs- und Unterrichtsschwerpunkte: deutschsprachige Literatur des 20. Jahrhunderts und der Jahrhundertwende in der Donaumonarchie.